
WIDENER LIBRARY
HX 3IBR N

Männer der Zeit

Band XIII:

Emil Frommel



Männer der Zeit

Lebensbilder hervorragender Persönlichkeiten der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit

Neue Folge

Herausgegeben von

Dr. Julius Zeitler

Dreizehnter Band:

Emil Frommel



Leipzig
Hermann Seemann Nachfolger

Emil Frommel

Ein biographisches Gedenkbuch

von

Theodor Kappstein



Leipzig 1903
Hermann Seemann Nachfolger

Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

Meiner Frau Anna zu eigen.

Vorwort.

Auch Bücher haben ihre Schicksale. Um Jahre später, als ich dachte und wünschte, kommt dieses Gedenkbuch für Emil Frommel an's Licht. Aber ich hoffe, daß ihm die Ablagerung nichts von seiner Frische geraubt hat, wenn auch die Urteile des Verfassers sich in vielen Punkten seit der ersten Konzeption (Ende 1896) wesentlich geändert haben. Als ein ganz persönliches Buch gibt sich mein „Frommel", der zwischen Mommsens „vorurteilsloser" und Treitschkes heißer Betrachtungsweise die goldene Mitte inne zu halten sucht. Ich will darstellen, wie ich diesen Mann erlebt habe; was nach meinem Urteil sein Werden gestaltet hat, und was sein Wirken für seine Zeit und für unsere Zeit bedeutet.

Seit Frommels Tode ist eine eigene kleine Literatur über ihn entstanden. Ich habe die Schriften und Aufsätze von Achelis, Blanckmeister, Behrmann, Funcke, Goens, Ad. Gründler, Kayser, König, Lohmeyer, Mayer, Reichard, Richter, Scholz, Schöttler, Wölfing mit Interesse gelesen und für Einzelnes dankbar benutzt. Das Gedenkwerk, das die Erben Emil Frommels seit drei Jahren (bei Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin) in bisher sechs Bänden herausgeben, hat meine Arbeit auf ihrem Gange ständig begleitet. Ich halte diese umfängliche Publikation im Blick auf die Lesewelt für ziemlich verfehlt, vor allem um ihrer uferlosen Anlage willen — wer kann und mag sich ein Gedenkbuch in Gestalt von zehn Bänden über jemanden erwerben, dessen eigene Schriften in reichlicher



Fülle vorliegen? Diese skeptische Haltung gegenüber dem Serienwerk hebt jedoch den Dank für die mannigfache Anregung nicht auf, die ich für mein biographisches Gedenkbuch von demselben empfangen habe. Es liegt in der Natur der Sache, daß für intime Briefe und Nachrichten, die nicht über den Kreis des Hauses gedrungen sind, die nächsten Angehörigen eines Mannes nach seinem Tode als einzige Quelle angegangen werden müssen. Ich habe mich dieser Nötigung, wo ich sie als literarische Pflicht empfand, nicht entzogen. Jeder aufmerksame Leser wird diese „häusliche“ Quelle in meinen Darlegungen auch da bemerken können, wo ich sie nicht jedesmal von neuem namhaft machte; ihm wird aber auch die Selbständigkeit der Urteile in allen Fällen nicht entgehen.

Als Hauptquellen der vorliegenden Arbeit bezeichne ich Emil Frommels Schriften und meine Stenogramme und Erinnerungen. Nicht sowohl um das Leben dieses Mannes zu erzählen, setzte ich die Feder an — die biographischen Skizzen gehören eben notwendig mit dazu —; der Nachdruck liegt mir in dem literar-kritischen Abschnitt, der Frommel als Schriftsteller beurteilt, und in den Kapiteln, die in großen Zusammenhängen den Jugendlehrer und den Prediger, den Wanderredner und den Menschenfreund charakterisieren. Hier werden Frommels „Konfirmanden“, ohne Zweifel zu ihrer freudigen Überraschung, ein dem Leben unmittelbar nachgezeichnetes Bild ihres Konfirmandenunterrichts finden, wie die Pfarrer an einer Goldgrube bisher unbehobener Geistesschätze eines der Besten aus ihren Reihen stehen. Diese Verwertung meiner stenographischen Aufzeichnungen, die ich in späteren Auflagen des Buches noch auszudehnen gedenke, geschieht mit der Erlaubnis des sel. Frommel. Da aber die Lebenden Recht haben, so ist der Charakter der selbständigen Verarbeitung von Frommels ungedruckten Reden im Sinne des literarischen Urheberrechts auf diesen Blättern durchaus gewahrt worden.

* *
*

Dir, mein liebes „Kinning“, lege ich mein Frommelbuch in die Hand. Du weißt, daß es ein Stück meines Herzens und Lebens ist. Ich habe nichts Besseres zu geben. Und Du teilst mit mir

den Wunsch und die Hoffnung, es möge den Kindern unserer Zeit über allem Naturwissen und den Triumphen ihrer Technik niemals die Ehrfurcht vor dem Geheimnis entschwinden, das unser Menschendasein trägt, und sie mögen die neugewonnene Freiheit individueller Entwicklung verbinden lernen mit dem Eingeständnis, das wir der Führer bedürfen und daß unter diesen Repräsentanten des Menschengeschlechts — was auch unverständige Demagogen dawider reden — neben dem Herrscher und dem Gelehrten, der Künstler und der Priester nicht aussterben darf. Du hast meinen alten Frommel nur flüchtig gekannt; aber er hat, als wir beide schon gute Freunde waren und ich ihm Deine Lieder sandte, die sich jetzt als „Wanderkameraden" Freunde in der Welt erwerben, Dich wenige Wochen vor seinem Tode aus Plön mit den Worten gegrüßt: „Ich habe mich an Ihren Liedern erfreut und erquickt und danke Ihnen für die Stunden, die Sie mir durch Ihre Poesien so freundlich gestaltet haben." So stand das Abendrot seines reichgesegneten Lebens als erstes Morgenrot über unserer Wanderkameradschaft. Das ist unsere Freude. Du wirst Deinen Reisegenossen durch dies Buch in seinem eigenen Werden und Gewordensein auf's tiefste begreifen lernen. Nimm es denn in Dein treues und zartes Verstehen auf!

Berlin, im Vorfrühling 1903.

Theodor Kappstein.

Inhaltsverzeichnis



I.

Emil Frommel als Persönlichkeit.*)

Am 5. Januar hätte er sein 70. Lebensjahr vollendet gehabt, der prächtige alte Herr! Da er schon seit zwei Jahren den letzten Schlummer schläft, können seine Freunde nur an sein stilles Grab gehen und an dem weißen Marmorkreuz des Unvergeßlichen gedenken. Er war ein Original vom Kopf bis zum Fuß! Begreiflich genug; denn die Natur hatte ihn seltsam gemischt und das Leben ihn bunt geworfen. Ein Künstlerkind, von dem süddeutschen Vater und der französischen Mutter, im französischen Straßburg konfirmiert, ein bayrischer Student, am Rhein pastorierend, Italien durchwandernd — um als preußischer Hofprediger mit den deutschen Truppen Straßburg zu belagern, seine Jugendkirche in Flammen aufgehen zu sehen und in der eroberten Stadt die deutsche Dankpredigt zu halten! Er nannte das seine „Naturgeschichte“. Sein Geisteswesen reflektierte diesen farbigen Wechsel. Er war ein Künstler durch und durch, voll Ideen und genialem Schwung, in der Musik

*) Die Erinnerungen dieses ersten Kapitels erschienen zuerst im Januar und März 1899 im „Deutschen Wochenblatt“, das damals Karl Busse redigierte. Ich gebe sie jetzt als Einleitung zu E. Frommels Lebensbild, ohne an ihrer unmittelbaren Art, in der sie sich Freunde erworben haben, etwas zu verändern.

ebenso bewandert wie in Kunst und Literatur, rezeptiv und produktiv; und er war ein Prediger sondergleichen, hinreißend und bibelgläubig und weltfreudig. Er war ein Dichter auf der Kanzel und ein Priester am Altar. Empfänglichkeit und gestaltende Kraft, Natursinn und Kunstsinn hatte er reich zu eigen. Er war auch im geistigen Sinne ein Kosmopolit.

Ich lernte ihn im Lutherjahre 1883 kennen. Protestantisch bis auf die Knochen, hatte ihn das Gedächtnis des Reformators beflügelt. Er schrieb und redete mehr denn sonst und begeisterter als je. Ganz zufällig sah ich ihn auf einem kirchlichen Fest in Berlin. Der Mann durchzuckte mich — so etwas hatte der für Theologie und Theologen schwärmende Junge noch nicht erlebt! Alles an Frommel war beweglich, wie Quecksilber, ohne doch den Eindruck des Nervösen zu machen, weil alles harmonisch. Sein Auge blitzte und sprühte; das weiße Haar, welches sein geistvolles, mildes Gesicht prächtig umrahmte, gab ihm das Ehrwürdige. Auch das eiserne Kreuz am halboffenen Lutherrock flößte Respekt ein. Was fesselte so an ihm? Das Menschliche in diesem Prediger. Er hat mir später einmal gesagt, ein Prediger müsse siebenmal Mensch sein. Das war er. Was er sagte, war so geistreich sprudelnd wie unsystematisch und unbefangen. „Ich wohne immer Sonnenseite", sagte er — und verbiß sich die Schmerzen, während die Hörer jubelten. Er gab sich — das war überreich. Er durfte immer alles sagen. Er durfte sich gehen lassen, ohne sich zu verlieren. Man lachte und war ernst gestimmt dabei, man war unterhalten und erbaut zugleich. Sein Geplauder in dem biegsamen, melodischen süddeutschen Dialekt, den er nie überwunden hat, war wirksamer wie

eine dicke Postille! — Der Abend hatte mich elektrisiert. Wie aus einem Märchenland kam ich glückselig nach Hause. Alles für kleine Hausdienste mühsam zusammenverdiente Geld legte ich auf Bücher von Emil Frommel an. Diese Schriften, ungefähr fünfzig Bände und Bändchen, sind sein getreues Photogramm in ihrer wunderhübschen Mischung von Scherz und Ernst, in ihrer frommen Natürlichkeit. Vieles Gute darin wird noch lange unter uns fortleben.

Bald war ich sein Konfirmand, die Tradition meines Hauses mit dieser eigenen „Pfarrwahl" durchbrechend. Es war alles so eigen. Der Unterricht war Sonnabend abends; Frommel segnete auch am Abend ein. Es war ihm poetischer so.*) Wir gingen durch die dunkle, große Garnisonkirche in die helle, freundliche Sakristei. Das war keine mitten in den Schultag hineingedrückte „Pasterstunde" zwischen Vor- und Nachmittagsunterricht; — hinter uns lag die Arbeit der Woche, vor uns der freie Sonntag. Etwas Sonntägliches hatte die Stunde; das wollte Frommel; darum brachte er uns das Opfer. Meist setzte er sich zu Beginn ans Harmonium, und wir sangen recht und schlecht einen Choral — oder auch nicht, sondern hörten ihn mit seiner schönen Stimme wie erdentrückt die innigen Weisen singen. Dann begrüßte er jeden einzeln und wußte so väterlich und onkelhaft nach Eltern und Ge-

*) Otto Frommel polemisiert gegen diese Bemerkung und meint recht töricht, ich hätte das besser wissen können. Emil Frommel war ein ästhetischer Mensch, dem die Schönheit und Harmonie auch den religiösen Eindruck bedingte. Unter „Poesie" verstand er freilich nicht — Flutwellen, sondern die Gestaltung des Lebens im seelenvollen Ebenmaß . . . Darum war es ihm poetischer, wenn die abendliche Einsegnung den Konfirmationstag krönte; so blieb der Tag harmonisch.

schwistern, nach Schule oder Reiseplan zu fragen, unterstützt von seinem ungemein treuen Gedächtnis für Briefe, Vornamen, Verwandtschaftsgrade, daß wir Jungens alle Befangenheit verloren und überaus glücklich und stolz waren. Jeder wußte sich persönlich gewertet. Nach ihrem Lachen will Carlyle die Menschen abschätzen: Frommel hätte dabei Nummer 1 bekommen. Er konnte prächtig lachen! Es war der 15. Februar, Lessings Sterbetag. Mitten in der Stunde sagte Frommel: „Sagt mal, Jungens, was ist denn heut? — Das wißt ihr nicht! Das muß jeder wissen!" Nach mehrfachem Ermuntern hebt sich schüchtern ein Arm. „Siehst du", sagt Frommel erfreut, „das ist schön; da ist doch einer! Nun paßt auf, ihr anderen, daß ihr etwas lernt! Also was ist heut?" — „Mein Geburtstag!" — —

Wir wollten ihn pflichtschuldig „Herr Hofprediger" anreden; — „das wär noch besser! Ihr habt keinen Hofprediger — den kann sich nur der Kaiser leisten; — ihr seid Schafe und habt einen Hirten, einen Pastor." So nannten wir ihn denn „Herr Pastor". Der Unterricht war wie er: ohne jede Schulmeisterei. „Gelernt" im Schulsinn wurde wenig bei ihm, er gab auch fast nie etwas auf, außer etlichen Aufsätzen. Die „Atmosphäre" der Stunde war ihm mehr. Wir waren in der Nähe eines guten, großen Menschen und glühten in dem Wunsch: so wie er möchtest du werden! Es war alles so schlicht und doch so feierlich. Wir spürten es, wie wir besser wurden. Es ging im ganzen nach Luthers kleinem Katechismus; aber mit welch' famosen Abstechern! Er illustrierte mit allem, was es gab: mit Reiseerlebnissen (und was hatte er erlebt!), Naturstimmungen, Weltgeschichts- und Kirchengeschichtsbildern, Rätseln, Scherzen, dem Beruf des Vaters oder sonstigen ihm

bekannten persönlichen Eigenheiten und Verhältnissen, mit Zeitungsnotiz und Tagesgespräch. Er konnte alles brauchen; denn alles Vergängliche wurde ihm zum Gleichnis des Ewigen. Die Stunden flogen — jede Disziplin war völlig überflüssig — und am anderen Morgen gings zu ihm in die Soldatenkirche! Er ließ uns auch darin, wie inbetreff des Abendmahls nach der Einsegnung, absolute Freiheit. „So oft ihr könnt und es euch so ums Herz ist, geht in die Kirche — nicht zu meiner Predigt und in meine Kirche, daran liegt mir nichts, und so meine ich es nicht, aber kommt in den Gottesdienst der Gemeinde, da wo es euch hinzieht und euch wohl ist. Ihr müßt nicht zur Kirche gehen als Konfirmanden, aber ihr dürft es; es ist euer gutes Recht. Als eine Erlaubnis sollt ihr es anschauen, die ihr von jetzt an habt." Nie hat er die Geschmacklosigkeit steifleinener Amtsbrüder mitgemacht und ein Kind nach seiner eigenen Predigt ausgefragt. Ohne Zwang kamen sie alle. Frommel als Prediger: man könnte eine reiche Abhandlung darüber schreiben! Ich hatte aus Begeisterung für ihn das Stenographieren erlernt und kam ihm durch diese Kunst noch während der Konfirmandenzeit näher. Keine Gelegenheit, wo Frommel sprach, versäumte ich; jetzt ruhen in meinem Schrank über tausend Manuskripte aus den zwölf Jahren und bergen die Geistesschätze, die er seiner großen Gemeinde bot, einer fröhlichen Auferstehung harrend.*) Wie wußte der ausbündige Menschenkenner seine Soldaten zu packen; wie verstand er ebenso traulich und herzandringend zu seiner Civilgemeinde — die sich aus wirklich allen Schichten der Berliner Bevölkerung vom

---

*) Vergl. Kapitel X: Frommel als Prediger und als Liturg.

Kaiser bis zum Dienstboten zusammensetzte — zu reden in sinnigen Allegorien. Wie ein vielerfahrener Arzt, der zugleich guter, alter Hausfreund ist, war er unter den Seinen. Bezeichnend für seine Auffassung der Predigt ist ein kleiner Zug, den er mir einmal erzählte. Ein General sagt ihm ungnädig: „Sie müssen nicht so milde predigen, sondern die Kerls ordentlich anfassen und ihnen den Kopf waschen!" Darauf Frommel: „Herr General, die Leute haben sechs Tage in der Woche das schwarze Donnerwetter über sich; gestatten Sie mir, daß ich ihnen am siebenten ein Stückchen blauen Himmel zeige."

Ich sah ihn in seinem Haus — es war so reich und originell wie sein Herr. Ich war sein Stenograph und halber Sekretär geworden. Die Briefchen und Karten flogen herüber: „Ich komme um vor Arbeit — willst Du Deinem alten Pastor helfen?" Kam ich dann in sein unbeschreiblich gemütliches Studierzimmer, mit lauschigen Ecken und dicken Teppichen, mit Ampel und Butzenscheiben und mit Bildern und Kunstwerken aller Art auf Schritt und Tritt, so seufzte er wohl, aus irgend einer Arbeit sich reißend, mit meinem Namen scherzend: „O Du bist mein Grabstein!" In diesen schönsten Stunden gemeinsamen Arbeitens habe ich ihn am tiefsten kennen gelernt. Er diktierte Amtsreden, die die Familien erbeten hatten, auch Predigtentwürfe, Vorträge, Kalendergeschichten, Briefe. Aber die Menschen, die Menschen! Sieben Besuche in einer halben Stunde —: da konnte er urkräftig donnerwettern, so lind und liebenswürdig er auch draußen mit den Leuten sprach! Ging es garnicht mehr, so arbeiteten wir am späten Abend, wo niemand stören konnte, manchmal bis tief in die Nacht hinein; da war er in seinem Elemente, und die Gedanken ström-

ten ihm zu. Seine meisten Bücher hat er nachts geschrieben; auch seine große Korrespondenz erledigte er in den Nachtstunden. Der schwächliche, kranke Mann hatte eine eiserne Willenskraft und einen wundersam elastischen Geist, der den müden Körper immer wieder sich zum Dienst zwang. Er rettete sich auch zuweilen vor den Besuchern in ein großes Hotel, das seiner Wohnung gegenüberlag. Dort war beständig ein Zimmer für ihn bereit; mit Urbehagen sah er dann vom Fenster aus die Droschken vor seinem Haus halten, deren Insassen sehr bald zurückkamen, da der „Herr Hofprediger" ja — in Wahrheit — „nicht zu Hause" war... Auch sonst gab es komische Szenen: er entschlummerte sanft auf der Chaiselongue und diktierte im Halbschlaf konfus weiter. Seine Traurede für Ernst von Wildenbruch entstand, während er rasiert wurde, eine musikalische Gedächtnisrede, während er — modelliert wurde. Oder das alte Faktotum von Kirchendiener sorgte für Heiterkeit, etwa durch die Meldung: „Herr Hofprediger — et is 'ne wahre Affenschande! Wat soll ick Ihnen sagen: liegt der Kerl vormittags um 11 noch in de Federn, so lang wie er gewachsen is — — und dafor det ville Gehalt!" Der „Kerl" war nämlich — der General Graf Waldersee. L. war mit einem Brief nicht vorgelassen worden. Auch originelle Bettelbriefe waren Frommel stets willkommen; ich sah ihn Tränen lachen bei dem Notschrei eines Mannes, der den Hebammenberuf seiner Frau vergessen hatte zu bemerken: „Uns geht es sehr schlecht. Meine Frau hat in diesem Jahre erst vier Kinder gehabt. Aber es muß noch besser kommen", oder bei der respektvollen Bitte eines anderen, den seine Frau „mit Zwillinge überjerascht" hatte, um „etwas hochwürdiges, hochjeneigtes Kinderzeug." —

Zwischendurch wurde geraucht — Frommel war fast ein Kettenraucher —, auch mal ein Gläschen Wein getrunken und über Himmel und Erde offenherzig geplaudert. Das war Schule! Da merkte ich erst, wie weit sein Blick reichte, und wie freiheitlich er dachte. Eines Abends unterbrach er sich in einem frommen Diktat, kam an mein Pult gelaufen, schüttelte mich an den Schultern und rief, die Brille auf die Stirn schiebend, funkelnden Auges: „Eine Broschüre möcht' ich schreiben, Theodor, so fünf Bogen. Titel: „Auf dem Reichshund!" und ihnen ordentlich den Kopf waschen!" Und nun folgte eine Kritik der öffentlichen Zustände (es war nach Bismarcks Entlassung), die mich entsetzte. Als Bebel Frommels herbes Urteil über die Armee im Reichstag zitierte, bekannte er sich auf meine Frage unumwunden dazu und gab aus seiner 26 jährigen Erfahrung nicht grade erquickliche Belege. — Vom alten Kaiser sprach er mit rührender Liebe, besonders innig bei Gastein verweilend, wohin er Wilhelm I. sechzehnmal als Seelsorger begleitet hat. Der Kaiserin Augusta gedachte er mit warmer Dankbarkeit — „sie hat mir nur Gutes erwiesen." Freiheit und Pietät waren gleich stark bei ihm entfaltet; der Tropfen süddeutsch-demokratischen Öles, mit dem er gesalbt war, erschien mir manchmal für einen Hofprediger ziemlich groß.*) Bismarck und Moltke liebte er schwärmerisch. Titel und Orden galten ihm herzlich wenig, so viele er auch hatte. „Orden haben ist keine Ehre — aber keine haben ist eine Schande", sagte er einem jungen Militärpfarrer. Kam er direkt von einem Fest im Ordensschmuck zur Konfir-

*) Otto Frommel sucht auch dies Urteil abzuschwächen; — wie würde der alte Frommel den ängstlichen Hof-Diakonus mit seinem gesunden Lachen heimgeschickt haben!

mandenstunde, so war es überaus belustigend anzusehen, wie er sein Dutzend Orden hastig herunterriß und, zwei Hände voll, in die Taschen seiner Beinkleider versenkte, damit uns das Geflimmer nicht abzöge. Aber unvergeßlich bleibt mir's doch, wie er von Abazzia heimkommend, den hohen Orden mit heller Freude in der Hand hielt, den Kaiser Franz Joseph ihm dort geschenkt. „Ich hatte ihn seit dem Tode seines Rudolf nicht wieder gesehen — er kannte mich von Gastein her. Überaus herzlich begrüßte er mich, und dann haben wir zwei Stunden allein mit einander geredet. Er war sehr bewegt. Ich durfte ihm etwas sein."

Auf Kirchenbehörden war er schlimm zu sprechen — so schlimm wie auf die Verleger! Der im ganzen sanfte Mann konnte in hellem Zorn auflodern, wenn er an die Konsistorien kam. Ich erzähle ihm von der Ernennung eines ihm bekannten Geistlichen zum Konsistorialrat. „Aber mein Gott", ruft Frommel, „der Mann war doch noch immer ganz frisch!?" — — „Gehen Sie denn nicht mehr in die Sitzungen als Konsistorialrat?" fragte ich eines Tages, „Konsistorium? — nein! Gott soll mich behüten! Keinen Schritt mehr! Weißt du, was die da drin tun? Sie sitzen an einem langen grünen Tisch mit dürren, klapsigen Fingern und passen auf, wo sich irgend Leben zeigen will; und dann schlagen sie drauf, bis alles mausetot ist und so friedlich-stille wie vorher. Ein paarmal bin ich dagewesen, bis ich's nicht mehr aushielt und aus der Sitzung lief, dem Präsidenten zurufend: ‚Mann Gottes, der Tod ist in deinem Topf!' Ich halt's mit dem grünen Wald statt mit dem grünen Tisch!" Er wurde — Oberkonsistorialrat. Ich gratulierte. „Mein Sohn, wer mich lieb hat, der beweint seinen alten Pastor, daß er das noch erleben muß." Die Akten

wurden ihm ins Haus gebracht, als er stellvertretender Feldprobst war. Der vortragende Hilfsprediger wird gemeldet. „Nun paß' mal auf", sagt er lustig schmunzelnd, „wie ich die Arbeiten der Feldprobstei für mindestens eine Woche erledige! — Herein! Guten Morgen, mein Sohn. Die Akten! Kommen Sie mal her — machen Sie mal das Dings auf! So — wo soll ich unterschreiben?" — „Aber Herr Hofprediger, ich — ich —". „Ach, Sie wollen wohl Vortrag halten? Wollen Sie mich tot machen? Lassen Sie nur — es wird schon gut sein! Los — soll ich hierhin schreiben?" Hilflos wie ein Kind folgte er mit seiner breiten Feder dem Finger des „Vortragenden", unterschrieb 6 bis 12 mal; in fünf Minuten war alles wieder verschnürt. Er lachte übermütig — „und nun kein Wort mehr von diesen Dummheiten! Hier haben Sie eine Zigarre, nun erzählen Sie mal, wie es Ihnen geht." Da war er ganz Ohr und Herz. War der Vortragende dann fort, so sagte er: „Siehst du — und dafür schlucken die Kerle das viele Geld; das ist doch schnell gegangen?!" Allerdings! Ebenso verhaßt waren ihm Pastoralkonferenzen und Synoden. „Wenn ich fünf Treppen unters Dach krieche und setz' mich zu so einem armen, kranken Menschen und laß mir eine halbe Stunde was vorjammern, so hab ich mehr für Gottes Reich getan, als wenn die da sieben Stunden sich gegenseitig verschimpfen! Es gibt überhaupt bloß zwei Parteien: die der anständigen und die der unanständigen Leute! So ist's aber in Preußen: was uns Gott schenkt, das geht an den drei „S" der Mark zu Grunde: im Sand oder Sumpf oder See! Es wird ja nix!" Mußte er aber, vom Kaiser kommandiert, doch auf Synoden sein, so schrieb er während der Verhandlungen Briefe, unterhielt sich mit den „Herren



Brüdern" und ließ den feindlichen Gruppen witzige Gedichte zufliegen. Er war „Wilder". Geredet hat er dort nie.*) Alles Unlebendige, Verknöcherte, Bornierte stieß ihn ab. Ein guter Witz war ihm lieber als eine schlechte Predigt. „Jetzt predigt's!" sagte er an einem freien Sonntag-Vormittag und karikierte die unpersönlichen „Postillenreiter". Man hatte über Sekten sich kirchlicherseits erregt. Ich brachte das Gespräch darauf. Geistreich bildete Frommel das Paradoxon: „Subjektvolle Kirchbänke einer subjektiven Frömmigkeit sind mir lieber als subjektlose Kirchbänke der objektivsten Kirchlichkeit; denn der Berg Zion ist höher als alle Kirchtürme". So ließ er jeden frei. „Die Spatzen fliegen dahin, wo sie was zu fressen kriegen" —; er ließ sich weder den Verkehr mit feinsinnigen Juden, noch mit edlen pietistischen Christen, noch mit religiös freigesinnten Künstlern und Gelehrten verwehren. Er kam aus keiner Schule und machte auch keine Schule. Er gab auf der Kanzel, bei der Jugend, bei der häuslichen Feier im Weihewort und im witzsprühenden Tischspruch, wie mit der rastlosen Feder: sich selbst. Das danken wir ihm. Es hat bedeutendere Männer in diesem Jahrhundert gegeben, als Emil Frommel war; aber einen harmonischeren und liebenswerteren Mann, so vielseitig begabt und so fruchtbar und anregend, wüßte ich kaum zu nennen. Sein Freund Karl Gerok hat ihn gut gezeichnet in dem persönlichen Verschen:

„Ein goldenes Herz und ein goldner Humor;
Das Herz in der Brust und den Schalk hinter'm Ohr; —
Ob er grüßt auf das Fest, ob er dankt für den „Strauß":
Der goldene Frommel schaut immer heraus."

---

*) Doch, einmal erbat er sich auf einer Generalsynode das Wort, um — zu einem Sängerfest in der Garnisonkirche einzuladen.

Er hatte eine wahre Leidenschaft zu schenken. Was hat der Mann alles verschenkt! Wollte ein Besucher gehen, so faßte er in die Tasche oder kramte auf seinen verschiedenen Tischen herum, ob da nicht etwas Verschenkbares läge: sein Bild oder eine Zigarre, ein Buch oder ein Geldstück. Jawohl: er war „geschäftlich unmöglich"! Ein befreundeter Student kommt zu mir: „Du, ich habe deinen Frommel gesehen." So — was hat er dir denn geschenkt? — „Das weißt du auch schon?" — Nein. „Denke dir, als ich gehen will, sagt er: „Merken Sie sich; aus einem Pfarrhaus muß jeder beschenkt herauskommen. Und zwar muß er dreierlei bekommen: Ein gutes Wort — das hab' ich Ihnen eben gesagt; ein gutes Buch — hier! Drittens gutes Geld — da haben Sie einen Taler!" Was hat er den Droschkenkutschern oft für eine einfache Fahrt bezahlt — man hätte um Berlin herumfahren können dafür. Sie rissen sich um den goldenen Gast. Ich verlebte meine Schweizer Studienjahre. Frommel wollte zu kirchlichen Festen nach Basel als Redner kommen. Er wurde kurz vorher krank, und ich war traurig in meiner Fremde. Da kamen statt seiner — 122 Franken 47 Centimes samt folgendem Brief von ihm: „Lieber Theodor, ich bin leider zu krank gewesen, um zu kommen, und so wollte ich Dir wenigstens das Geld senden, was ich verreist hätte, damit Du in den Ferien Dir eine Erholung gönnen kannst" — — —. Übers Jahr kam er dann wirklich und frischte 32jährige Erinnerungen auf.

Frommel hatte viel Weibliches in seinem Wesen, das nahm mit den Jahren und den Beschwerden seiner langen Krankheit stetig zu; aber das Gegengewicht der männlichen Züge war doch bis zum Ende genügend stark. Er wurde von vielen aus der Nähe und der Ferne angeschwärmt und



auch beweihräuchert, und er hatte eine Fähigkeit, solche Huldigungen der Blumen und der Lieder naiv zu genießen. Ich glaube sogar, er hätte sie nicht entbehren können ohne bitteres Vermissen. Aber in all' der Schwärmerei steckte doch meist der gesunde Trieb, der danken wollte. Man kann auch ohne Schwarm danken; wie es unser Theodor Fontane so unfeierlich-fein getan hat, der ihn in seinem letzten Werk „Der Stechlin" segnen und toasten und von seinem alten Kaiser erzählen läßt. —

Auf Emil Frommels weißem, schmucklosen Sarge lagen, seinem letzten Wunsch entsprechend, keine Blumen. Er brauchte sie nicht mehr. Die Liebe seiner Freunde hat ihm im Leben und im Tode den Immortellenkranz gewunden.

* *
*

Meine Erinnerungen an Emil Frommel haben mir so überraschend viel Dank und Gruß eingebracht, selbst von jenseits des Ozeans, daß ich dem lebhaften Wunsch, mehr zu geben, gern nachkomme. Die vielen Blätter, die weithin durch die Lande den Aufsatz nachdruckten, und die zahlreichen köstlichen Briefe beweisen es, daß Emil Frommel noch unter uns lebendig ist! D. Otto Funcke, einer seiner intimsten Freunde, schrieb mir aus Bremen: „Ja, so war, so leibte und lebte mein teurer Freund! Ich sehe, Sie haben ihm ins Herz geschaut" und sandte mir sein Bild mit dem — mathematischen Lehrsatz: „Wenn zwei Größen einer dritten gleich sind, so sind sie auch unter einander gleich" und mit „dankbarem sympathischen Händedruck," den ich herzlich erwidere. Und Adolf Wilbrandt meinte: „Man kann wohl

nichts Erfreulicheres lesen." Ich will darum der Skizze vom Januar noch etliches hinzufügen und plaudern über Frommel und die Kinder, Frommel und die Kellner, Frommel und die Droschkenkutscher, Frommel als Tischredner, Frommel bei „Kaisers".

Frommel und die Kinder. Er hatte sich das Kind im Manne bewahrt. Bei aller Welterfahrenheit, umfassenden Bildung und durchschauenden Menschenkenntnis war er ein Kind, fähig zu genießender Freude wie ein Kind, stets bereit, neues zu erleben und zu lernen, mitteilsam und vertrauensvoll wie ein Kind! So wie er konnte niemand reden von Kindes Lieb und Lust und Leid. „Nie wieder wie in den ersten sieben Jahren", sagte er einmal, „kommen einem Kinde solche Gedanken. Oft sind sie wie ein plötzlicher Zentralblick in das Wesen der Dinge hinein, ein Treffer ins Schwarze; oftmals das Resultat langer Beobachtung, eine Wunderblume, die sich, nachdem sie still gekeimt, entfaltet — kurz, wer will die Gedankenschwingungen in eines Kindes Kopfe beschreiben? Darum wollen oft Kinder nicht auf Kommando sprechen; sie sind vielleicht gerade wie wir Alten an irgend einer höchst wichtigen Gedankenarbeit. Je edler ein Geschöpf, desto leichter ist es verwirrt." Wie meisterlich sich unser Frommel auf Kinder verstand, das konnten wir im Jahre 1887 bewundern. Er leitete während eines Jahres die Sonntagsschule in der Garnisonkirche. Zwei Tage vorher versammelte er uns, die Helfer und Helferinnen, zur Vorbereitung. Die daran teilgenommen, wissen, welche Perlen der Meister in diesen stillen Abendstunden ausstreute. Nach dem anstrengenden Predigtgottesdienst hielt er dann, elastisch wie ein Jüngling, noch die Stunde bei den Kindern aus. Die Schulmeister

hätten sich entsetzt: keine ordentlichen W-Fragen, aber sehr viele „brüllende Löwen" unordentlichster Fragestellung; dazu der alte Herr nicht steif am Taufstein stehen bleibend, wie es die pädagogische „Zentralisierung der Aufmerksamkeit auf einen Punkt" fordert, sondern bald hier, bald da vor einem Kinde Halt machend. Er hatte ihre Herzen im Sturm erobert. Von Sonntag zu Sonntag mehrte sich die zuhörende Gemeinde der Großen bei diesem Gottesdienst der Kleinen: die Mütter sonnten sich an dem Glück ihrer Kinder, junge Theologen schrieben Frommels krause Ausführungen mit, deren bestes eben seine bezaubernde Persönlichkeit war. Fühlte er, daß die Kinder ermüdeten, so erzählte er zwischen hinein ein selbsterfundenes Märchen oder eine Geschichte, deren er immer die ganze Tasche voll hatte, oder er gab ein Rätsel auf mit einem ausgesetzten Preis. Die glücklichen Sieger zogen dann triumphierend mit ihm in seine Studierstube und trugen Bild und Buch als Beute heim. Eine Frau aus dem Volke kommt zu Frommel, der tief in Arbeit sitzt und ärgerlich ist über die Störung. „Ja, was wollen Sie denn?" — „Ach, Herr Hofprediger, ich habe nämlich einen Jungen, und der heißt Otto, und der wird morgen 11 Jahr, und ich möchte ihm doch etwas schenken, und weiß nicht, was — und da wollte ich Sie bitten, ob Sie mir nicht für ihn ein Gedicht machen wollen zu seinem Geburtstag." Der Ärger war verraucht ob dieser naiven Treuherzigkeit. Die Frau wartete, bis das Poem fertig war. Ich setze von den vier Strophen zwei zur Probe her:

„Hör', mein Otto, laß Dir sagen:
Deine Uhr hat elf geschlagen.
Nur elf Jahr, das ist noch jung,
Halt's wohl in Erinnerung.

Denn mit Deinem elften Jahr
Bist Du lange noch nicht gahr,
Hast noch wenig Ding' erblickt,
Weißt noch wenig, was sich schickt.
Lerne drum ein gold'nes Schweigen,
Dich vor andrer Weisheit beugen,
Und sprich' stets in Deinem Sinn:
Erst elf Jahr ich Büblein bin."

Dann heißt es:

„Schon elf Jahr', bedenk' es wohl,
Was der Klang Dir sagen soll!"
„Nur elf Jünger blieben treu,
Judas brach die Treu' entzwei.
Schlug sein Herz auch einst in Lieb',
Ward er doch ein arger Dieb.
Kind, ach hüt' Dein Herze fein,
Laß kein Unkraut drinnen sein;
Schiebe nichts zum andern Morgen,
Was Du heute könnt'st besorgen.
Bei der Glocke elftem Schlag,
Werde oft die Bitte wach:
Laß mich bei den Elfen sein
Und dich lieben treu und rein."

Wie hat dieser kinderliebe Mann herzandringend geredet bei den Festen der Kleinkinderschulen und Kinderkrankenhäuser; wie unwiderstehlich wußte er zu betteln mit seinem unheimlich tiefen Cylinder auf den Teeabenden zum Besten der Kinder! Die Freude als des Kindes eigenstes Element gelte es, ihm zu erhalten, das Leid als etwas nur von außen Kommendes nach Möglichkeit abzuwehren. Und Kindeshand, sagt Frommel, ist leicht gefüllt. „Ich sah einmal vom Fenster aus ein kleines Kind, das hatte ein Stückchen geschliffenes Glas von irgend einem verflossenen Kronleuchter in der Hand, hielt es gegen das Licht

und sang dazu. Die selige Freude, die es an diesem Glasscherben empfand, ist nicht zu schildern. Es sang in immer neuem Jubel, sobald das Licht sich in anderen Farben brach, und seine Freude war ohne Ende. Wenn man diesem Kind später im Leben einen Diamanten von derselben Größe gegeben hätte — so hätte es sich nicht mehr darüber freuen können, wie über diesen Glasscherben." — Er besprach im Kindergottesdienst die Vertreibung der Erzeltern aus dem Paradiese und fragte ein blasses, ärmlich gekleidetes Mädchen, warum denn Adam und Eva hätten fort müssen. „Weil sie die Miete nicht bezahlen konnten." Frommel traten die Tränen in die Augen über diese Berliner Antwort, und er half mit reicher Hand. „Es gibt Kinder", sagte er gelegentlich, „die eigentlich nie einen rechten Sonnenstrahl am Morgen empfangen, die wie armes Haidekraut auf nacktem Fels gewachsen sind. Sie tragen davon auch etwas durchs ganze Leben hindurch. Der Nachtreif, der am Morgen die Blüte trifft, wird schwerlich selbst durch eine leuchtende Mittagssonne geheilt."

Von der Konfirmandenzeit wurde schon erzählt. Kamen die großen Ferien und Frommel blieb zufällig noch in Berlin, so nahm er uns, den nicht verreisten Rest, und machte uns eine Freude, er, der Vielgeplagte! Ich weiß es noch wie heute, wie wir an einem heißen Julitag mit ihm aus Berlin hinausfuhren und in Moabit stundenlang die chinesische Ausstellung besuchten, und wie er uns dann mit Bier und Würsten freihielt. Mit einem anderen Jahrgang der Konfirmanden hat er einmal anderthalb Tage lang die Lutherstätten Thüringens besucht.

Frommel und die Kellner. In einem großen Gasthof in der Friedrichstraße war eine Russin aus dem

Innern des Zarenreiches abgestiegen, die kein Wort deutsch verstand und die ihre einzige Schwester, die sie nach vielen Jahren der Trennung überraschen wollte, als Wahnsinnige wiederfand. Völlig verzweifelt kehrt die Fremde in den Gasthof zurück. Der teilnehmende Oberkellner befragt die etwas französisch radebrechende Dame um die Ursache ihrer schmerzlichen Erregung. „Aber gehen Sie doch zu Hofprediger Frommel“, sagte er dann tröstend, als die Unglückliche sich in ihrem Schmerz über den Tisch warf. Woher kannten ihn die Kellner, daß sie ihn als Allheilmittel priesen? Eines seiner ersten Bücher war eine ergreifende Schutzschrift für den Kellnerstand. Das kleine Büchlein des jungen badischen Pfarrers „Aus einem Kellnerleben“ hat seinen Gang gemacht. Aber die Befrackten kannten den alten Herrn auch persönlich. Fast immer folgte er der Einladung an die Hochzeitstafel der von ihm getrauten Paare. So kam er in die verschiedensten Hotels. Und kein Kellner, der in seinen Gesichtskreis trat, ging ohne ein freundliches Wort und — ohne Trinkgeld aus. Das merkt sich. Es sind etwa acht Jahre her, da bat ein großer Berliner Verein Frommel, bei einer nächtlichen Kellnerversammlung eine Ansprache zu halten. Ich war auch dort und werde die drei Stunden nie vergessen. Um Mitternacht kamen etliche hundert jüngere und ältere Leute, meist müd und abgespannt, fast alle in tadelloser Toilette. Sie wurden heute bedient, die sonst die anderen bedienen müssen. Sie ließen sich bewirten und fühlten sich wohl. Dann erschien der liebe, alte Herr. Eine freudige Bewegung ging durch die Reihen. Sie kannten ihn alle. Er sprach von der Heimat, vom Kinderglück und -traum und vom rauhen Leben, fein die jedem bekannten Bitten des Vater=

unsers zu grunde legend. Reiseerinnerungen waren eingeflochten; aber in jeder war ein bezeichnender Zug von einem Kellner darin. Alles war meisterhaft, durch und durch religiös und doch so menschlich und einfach, so väterlich verstehend und wohltuend. Die Hörer dankten ihm rührend. Noch ein Stündchen war er mit ihnen zusammen, ließ sich erzählen und erzählte selbst; dann fuhren wir beide durch die schweigende Nacht nach Hause. Ihm standen die hellen Tränen in den Augen. „Ach", sagte er, „was haben wir sogenannten besseren Stände an diesen armen Menschen an Unrecht wieder gut zu machen, das wir ihnen zugefügt! Meinst du nicht auch: wenn uns das Leben so herumgestoßen hätte wie die — wir wären rote Sozialdemokraten geworden?! Die Menschen mit dem kräftigen, gepflegten, wohlgenährten Körper fahren zweiter und erster Klasse auf weichen Polstern durchs Leben, und die Armen, die nichts im Leibe und nichts auf dem Leibe haben, müssen mit ihren müden Knochen in die harte dritte oder vierte Klasse — es ist schrecklich! Ich wundere mich gar nicht, daß so viele in Berlin ihren Plunder von Leben wegwerfen und Schluß machen." Dann versank er wieder in Schweigen. „Ich sehe Romane und könnte diese Köpfe alle nachzeichnen." Wir trennten uns. Am anderen Morgen gestand er: „Ich hab' kein Auge zugetan, ich hab' in ihrem Lebensbuch ein bischen geblättert. Aber ich denke doch, der gestrige Abend wird ihnen wohlgetan haben."

Frommel und die Droschkenkutscher. Wie kommen die zusammen? Ihre enge Beziehung ging mir zuerst literarisch auf. Frommel diktierte mir sein Buch „Aus Lenz und Herbst". Es kam das ergötzliche Stück von jenem Droschkier, der Anno 70 mit Frommel zusammen vor Straß-

burg war, als Landwehrmann „bei's selbe Bataljon", und ihn nun nach langen Jahren im Tiergarten an seiner Stimme wiedererkannte. Das echte Berlinisch, das der Mann sprach, wollte meinem Südländer nicht gelingen. Ich mußte seine Sätze in mein geliebtes Heimatidiom übertragen. Auf zwiefache Art pflegte Frommel regelmäßigen Umgang mit den Rosselenkern. Erstlich durch seine täglichen Besuchsfahrten. Seine Gemeinde war über ganz Berlin zerstreut, viele Glieder derselben wohnten in den westlichen Vororten. Als Hausfreund tausender von Familien kam er zu Kranken und Gesunden, zu Alten und Jungen. Mit ihm eine halbe oder ganze Stunde Droschke fahren zu dürfen, war immer eine besondere Ehre. Er rauchte dabei seine schweren Havannas und war meist lebhaft und aufgeräumt. Lästig war nur das fortwährende Grüßen-Müssen. Jeder fünfte Mensch kannte Frommel. „Wart nur", rief er einmal lustig, „ich schenk' dir nächstens eine neue Hutkrempe. Weißt du denn überhaupt, was das ist: ein Hut ohne Futter?" — Nein! „Das ist eine Behauptung, der die innere Überzeugung fehlt." — — Auf diesen Fahrten erzählte er von seinen Reisen, von Pastoren und Generälen, von den kirchlichen und politischen Verhältnissen Preußens und Deutschlands und Hunderterlei vom Tage — alles war geistreich, scharf pointiert, nicht selten stark gesalzen und gepfeffert. Freund Busse würde ihn zu denen zählen, die eine „Klinge führen". Er ist darin mit meinem geliebten Peter Rosegger verwandt gewesen, nur daß dieser als freier Mann auch eine viel schärfere Feder hat. Frommel schrieb milder, als er redete und dachte.

Origineller war Frommels zweite regelmäßige Beziehung zu den Droschkiers. Einmal in jedem Monat

fuhren ungewöhnlich viel Droschken zweiter und erster Güte vor der Kirche der Berliner Brüdergemeinde in der Wilhelmstraße auf dem Hof an. Was die edlen Rosinanten aber heute brachten, das war keine „feine Fuhre", sondern etwas Besseres: Mutter von zu Hause und die Kinder. Alles zog in die schmucklose Kirche, die sich wie ein großes Familienzimmer ausnahm. Freundliche Damen, an ihrer Spitze die bekannte Miß Davis, reichten Tee und belegte Butterbröte herum. Die Leutchen wurden gemütlich. Und dann hielt Frommel in katechetischer Form mit ihnen religiöse Besprechungen. Das Thema des Abends wurde jedesmal einen Monat vorher ausgegeben; so konnten sich alle gehörig rüsten. Ich hörte einmal eine solche Besprechung über die Bäume und Pflanzen der Bibel mit an. Das war entzückend. Die Leute waren mit Wissen wie geladen; und wie Frommel, durch ihre Reihen hindurchgehend, es verstand, aus ihren in der Form meist ungelenken Antworten liebenswürdig etwas zu machen und sie zu verknüpfen zu einem kunstvollen Ganzen, das war zum Staunen. Scherz und Ernst mischten sich ganz natürlich, und allen teilte sich die freie, feine, gehobene Stimmung des Leiters unwillkürlich mit. Beweglich war Frommels Abschiedsabend unter diesen einfachen Menschen, die ihm so ans Herz gewachsen waren wie die Heimatlosen und die Obdachlosen. Ich will aus meinem Stenogramm ein Wort aus seiner letzten Rede mitteilen: „Mein Vater war Direktor einer Bildergalerie in Karlsruhe, und so hab' ich in meiner Jugend schon lauter Bilder gesehen, so daß mich einmal unser alter Kaiser Wilhelm in Gastein fragte: „Sagen Sie mal, lieber Frommel, wo haben Sie nur alle die Bilder her in Ihrer Predigt?" Die Bilder und Ver-

gleiche strömen mir zu; denn alles Irdische, was man so sieht und erlebt auf der Welt, ist doch nur ein Gleichnis von etwas Unvergänglichem. — Wenn man so an die Siebzig kommt, dann muß man langsam einpacken. Ich geh jetzt hin, um die letzte Aufgabe meines Lebens zu erfüllen, um mit dem Licht und der Erfahrung, die mir geworden sind, den jungen kaiserlichen Prinzen in Plön etwas zu sein, ihre Herzen zu entzünden für die geistigen ewigen Dinge, um in die Rinde des jungen Baumes den Namen unseres Gottes hineinzuschneiden, daß er mit ihnen groß werde. Aber ich will an Euch denken, und ich hoffe, ich höre auch von Euch, und wer mir schreibt, dem werde ich antworten. Es soll Euch, wenn Ihr hier wieder zusammenkommt, an nichts fehlen, auch wenn ein anderer zu Euch spricht statt meiner. Der Diener geht, der Herr bleibt; er bleibe am Morgen unserer Kinder, am heißen Mittag unseres eigenen Lebens; er bleibe am stillen Feierabend, und auch wenn die letzte Nacht kommt.“ In den Berliner Wochen vor der Übersiedlung nach Plön strömte alles zu ihm, ihm Lebewohl zu sagen. Er wurde mit Blumen und Geschenken überschüttet, der Briefe in Poesie und Prosa aus aller Welt nicht zu gedenken. Da kommt auch eine tüchtig in die Breite gegangene biedere Droschkenkutschersfrau — Hofwohnung, vierter Stock — mit gesundem Gesicht und rotgeweinten Augen. Man ruft den Hausherrn. „Ach nee, Herr Hofprediger, det Sie och so sind und nu von uns wechjehn! — Und da hab ick Ihnen hier unsen Rosenstock mitjebracht, den hab ick selbst uffjezogen. Den müssen Se sich mitnehmen, det Se uns da oben nich vergessen! Sehn Se mal: dieser Rosenstock, det sind wir: diese Rose hier, die jroße, det is mein Mann; und die scheene, uffjejangene —

det bin ick; na und det kleene Knöspeken, det is unser Lisken (Liesbeth). Un nu leben Se wohl, Sie oller juter Kirchenvater!" — — Das ist die Poesie in unserm Volke!

Frommel als Tischredner. „Etwas hat man immer auf Lager, wie eine gute Hausfrau allezeit etwas im Rauch oder im Salz oder im Essig liegen hat, womit sie einen unerwarteten Gast traktiert. Ein bißchen Salz der Lebenserfahrung und der daraus destillierten Lebensweisheit gehört freilich dazu, soll's kein Redebandwurm werden. Aber ich studiere dabei die Menschen und schaue zu, wie viel Gemüt noch in unserem Volke in der Tiefe blitzt, oftmals unter recht viel Katzengold doch eine echte Erzstufe. Der Mangel freilich — nicht an Witz, wohl aber an wahrem Humor muß jedem auffallen. Unsere Zeit ist eben pessimistisch angehaucht, und Pessimisten sind allemal keine Humoristen." Hier wollte Frommel aufbessern, darum erschien er so oft und gern auf den Festen — und er blieb auch meist bis zu den Knackmandeln. Seine Toaste, von denen ich etliches verraten will, zeigen den ganzen Mann; ihr Charisma ist eine unnachahmliche Frische und wieder die Harmonie von sprudelnder, übermütiger Laune und sinnigem Ernst. Er gab den Festen die Weihe und den Stempel. Wer ihn toasten gehört hat, der vergißt ihn nicht! Bei einem berühmten Berliner Arzt ist Kindtaufe. Frommel improvisiert:

„Ich will Euch sagen, welch schönes Bild
Hier unser Kindlein lieb und mild!
Es ist in seiner Klause
Ein Doktor in des Doktors Hause!
Ob's niemand auch erspähe:
Ihr trugt geheimes Wehe;

Kein Doktor konnt's aufspüren
Und niemand Euch kurieren.
Da — ohne Konsultieren,
Ohn' Klopfen und Sondieren
Hat unser kleiner Doktor
Der Krankheit Sitz entdeckt:
Nach langem Simulieren
Kam er ans Ordinieren:
Denen fehlt nichts als ich,
So sprach er still für sich.
Kam drauf mit kräftgen Lungen
Per pedes angesprungen.
Als sie ihn sahn — ein Freudenschrei
Und Weh' und Krankheit war'n vorbei!
Wer glücklich also operiert,
Der wird als Hausarzt engagiert.
Er heilet kundig alle Schäden
Ohn' Medikament und vieles Reden,
Ein Spezialarzt, ein Genie,
Sonderlich bei Melancholie;
Dabei auch, was sehr schwer tut wiegen:
Ein Geheimrat und sehr verschwiegen!"

So geht es noch eine Weile fort. Oder er ist zur Taufe bei einem Hausbesitzer und zeigt in seinem Trinkspruch, wie sich der Gestrenge durch dies Kindlein seine ganze sakrosankte Hausordnung umstoßen lasse: während bisher „Betteln, Hausieren, Lumpensammeln, Musizieren" verboten gewesen, kehre sich das Kind nicht daran, sondern bettele, musiziere u. s. w. vom ersten Tage an und hartnäckig weiter. Wie das nackte Mädchen im Märchen „Allerlei Rau" von den Tieren mit ihren eigenen Fellen bekleidet wird, so sind wir körperlich und geistig auf die Menschen angewiesen.

Einem musikalischen Ehepaar wird gezeigt, welchen

Musiker sie im Hause hätten: sein erster Schrei ihre süßeste Musik; zunächst spiele er noch „Lieder ohne Worte" und ergreifende Notturnos als „Kammersänger"; später werden auch für ihn die Dissonanzen nicht ausbleiben; aber möge Dur und Moll zum rechten Finale sich lösen. Beim Hochzeitsmahl eines Akademikers führt der Schalk den Gedanken durch:

„Die Ehe ist eine Universität,
Dahin man als fert'ger Primaner geht.
Da lernt man erst das Konjugieren,
Mit seinem Mann den Eh'stand führen;
Denn conjux, wie den Damen bekannt,
Wird auf lateinisch der Gatte genannt.
Es findet sich der Konjunktiv,
Der Beider Seelen zusammenrief;
Im Herzen bleibe der Infinitiv:
Die Lieb' ohne Ende, so weit und tief!
Oft bleibt Euch auch der Optativ —
Gar mancher Wunsch geht fehl und schief.
Das Perfektum ist absolviert,
Den Brautstand habt Ihr brav geführt:
Das Präsens ist Euer, und — wer mag es hehlen:
Auch am Futurum wird es nicht fehlen!
Dem Manne gehört der Imperativ;
Die Hausfrau folge, wenn er sie rief; —
Doch gibt's beim Befehlen auch manchmal Krach,
Drum gibt der Gescheitste immer nach!
Das Partizip ist ein schöner Fall:
Es teilt die Freud' und das Leid überall.
Es folgt sodann das Deklinieren;
Da läßt sich mancher Kasus verspüren.
Der Akkusativ ist ein böser Mann,
Er klagt den andern frischweg an;
O selig, wer dann nie vergißt,
Daß er selber — der Nominativus ist.

Der Dativus ist ein braver Herr:
Er erzählt vom Geben und Vergeben die Mär.
Sind so die Kasus richtig gestellt,
Dann sicher der schlimme Vokativ fehlt.
Und nun das Studium der Mathematik
Ist auch in der Ehe ein schweres Stück.
Lernt erst die Pfennige addieren,
Wollt Ihrs zum blanken Taler führen;
Denn wer den roten Pfennig nicht acht't,
Hat's nimmer zum blanken Taler gebracht.
Lernt Ihr sodann das Subtrahieren,
Wenn Ihr am andern Schuld tut spüren,
Und laßt gefälligst das Multiplizieren;
Nein — dividiert mit der eigenen Schwäche hinein,
So wird die Rechnung schon richtig sein;
Macht Euch an jedem Abend das Konto
Und stellet in Frieden die richt'ge Bilanz,
So sinket die Sonne in seligem Glanz.
In Geographie gibts allerhand Orte,
Die sind in der Ehe von schlimmster Sorte:
Man hüt' sich vor Zorndorf und Hadersleben,
Vor Streitberg auch daneben,
Und fahre dafür nach Liebenberg,
In Not nach Anklam, Friedeberg; —
Doch wollt Ihr warm und gut stets sitzen,
So fahrt allerwegen nach Treuenbrietzen!
Studiert auch miteinander Musik,
Sie hindert am besten den häuslichen Krieg.
Ist einmal der Mann zu viel allegro,
So sei die Frau moderato,
Und laßt auch das Scherzo nicht fehlen,
Es befreit und erheitert die Seelen.
Sei Friede stets Euer Hauschoral,
Das gibt zum Tagende das beste Final'.
Nicht was man will, sondern was man soll,
Begleite Dich, Frauchen, in Dur und in Moll;

Sei Du im Hause die Harmonie,
Und lasse dem Manne die Melodie!
In Chemie, wie Euch bekannt,
Studiert man, was sei wahlverwandt'!
Und in Physik den Magnetismus,
Im Handschlag und im trauten Kuß!“ — —

Wen bezaubert so etwas Prächtiges nicht? Und ebenso: wer will die holprigen Reime verteidigen? Sehr richtig schrieb mir Frommel einmal: „Ich bin kein Dichter, sondern nur ein genießender Mensch. Aber“, so beugte er vor:

„Ist hier und da ein Vers zu lang,
Werd's keinem unter Euch drum bang;
Ich sag' zum Trost dem Kritizist,
— Daß kürzer drum der andre ist!“ —

Einem Pfarrerspaar legt er ihr Haus als Kirche aus. Mit feiner Ironie sagt er:

„Man baut sich oft zur Ehe ein Haus,
Das sieht wie eine Villa aus,
Auf Gründerboden und losem Sand,
Drum hat die Sache keinen Bestand;
Wenn Wasser kommen und Stürme wehn,
Da sieht man die Villa elend vergehn.
Ein anderer baut, o schweres Verhängnis,
Zu seiner Ehe ein Zellengefängnis;
Die Mauern massiv und schaurig kühl,
Im Hause kein Licht noch fröhlich Spiel.
Der Mann nur bei der Arbeit schwitzt,
Die Frau still hinterm Gitter sitzt,
Eins engt und schließt das andre ein —
Das mag ein schönes Häuslein sein!“

Sie sollen nun im Gegensatz dazu im rechten Kirchenstil bauen mit Fundament und Grundstein:

. . „Und dann die Münzen von Silber und Gold:
Der Eltern Segen lieb und hold:

Und dann die Chronik vom vorigen ...hr,
Da man noch Braut und Bräutigam w...r,
Als sich das Herz zum Herzen fand,
Und was man von Liebe einander gestand..."

Durch das Portal in die Kirche:

„Von außen schauet niemand herein,
Es muß das Kirchlein verborgen sein.
Doch hütet euch vorm schlechten Exempel,
Daß Ihr nur Sonntags öffnet den Tempel;
Laßt jeden auch am Werktag herein,
So wird ihm der Werktag ein Sonntag sein."

Auf der Kanzel soll der Mann das Wort haben:

„'s ist niemals ihr zum Segen geworden,
Wenn das Weib trat in den Predigerorden; —
Doch, einen Orden ich für sie wüßte:
Wenn sie bisweilen würd' Trappiste!
Nicht abzukanzeln er sich erfrecht,
Das hieße mißbrauchen sein heiliges Recht;
Er sich das Beste ja verklext,
Wenn er nur immer liest den Text;
Den Text gar selten jemand versteht,
Wenn nicht nebenher die Auslegung geht:
Drum was er auch predigt der Frau ins Ohr.
Das leb' er ihr dann auch würdiglich vor!"

Dagegen die Orgel —

„Sie wird von Frauenhand gespielt,
Die mit dem Manne denkt und fühlt;
Sie gibt den Klang in's Haus hinein,
Die Freude und den Sonnenschein.
Sie tröstet ihn mit trautem Worte,
Bald dur, bald moll, bald piano, bald forte.
Doch der zum Orgelsitz hinklimmt,
Seh' zu, daß keine Pfeif' sei verstimmt;
Denn auch bei mancher Orgel nur
Hört man die schreiende Mixtur.

Dem „sanft gedackt", den Flötenzungen
Ist manches schon im Haus gelungen.
Am meisten macht das Weib sich Qual,
Wenn sie gebraucht das Manual;
Und wird noch ärger der Skandal,
So greift sie gar zu dem Pedal!"

Von der heiligen Cäcilie Rafaels soll sie lernen, nach der himmlischen Melodie zu spielen. Die Sakristei —

„Man beichtet still, wo man geirrt
Und wird vom andern absolviert."

Auf dem Altar brennt das Feuer der Liebe, „denn Opfer ist der Liebe Preis", nach dem tiefen französischen Wort: „aimer c'est monter à l'autel." Im gotischen Stil sollen sie bauen:

„Die Kreuzesform den Grundriß macht,
Und jede Form sei so bedacht,
Daß jeder dran im kleinsten Glied
Organisch schon das Ganze sieht.
Kein Flick- und Stückwerk-Renaissance,
Kein Zopf und andere médisance:
Zum Himmel hoch die Pfeiler kühn,
Zur Seite mächt'ge Streber ziehn,
Mit Turm und Glocken hoch erhoben —
Das ganze Haus ein Fingerzeig nach oben!"

Ein junges Paar geht nach Leipzig, der Mann ist Arzt. Ihm wird geraten, besonders die Nerven zu studieren, in schweren Fällen nicht zu schneiden, sondern aqua fontana und Badereisen zu verordnen, seiner Frau aber blühende Wangen zu schaffen, damit man an seine Praxis glaubt.

„Und Ihr, Frau Doktorn, Eure Apotheke
Recht voll von Kräutern und Pülverlein stecke:
Das Kräutlein Geduld und Je länger je lieber,
Der Balsam des Trosts, es geht wohl nichts drüber.

Und während lateinisch er drinnen kocht,
Zeigt, was Ihr auf deutsch in der Küche vermocht!
Der Doktor geht selten in Auerbachs Keller,
Es wohnet dort unten ein tückischer Preller;
Fahrt lieber in's Haus auf dem vollen Faß
Und trinket daheim das köstliche Naß.
Für alles, was Euch draußen trifft,
Habt Ihr im Haus das Gegengift. —
Es taugt nicht, wenn man vor andern viel flennt . . .
Habt Ihr was zu klagen, das euch brennt,
So sei einer des andern Privatdozent;
Seid vor den Leuten mäuschenstumm
Und lest Euch ein Privatissimum."

So sprudelte es bei diesem Sonntagskind! Wollte man ihn recht ärgern, so mußte man auf einer Hochzeit 200 Depeschen verlesen mit dem bekannten Inhalt: „Es gratuliert herzlich zum heutigen Tage N. N." Dann wurde er wild. Nie hat er eine Gratulation abgeschickt, in der nicht in Poesie oder Prosa ein guter Gedanke, ein Witz und Blitz gesteckt hätte. Als er jedoch einmal bei einem Fest von einem Amtsbruder einen Toast hatte halten hören, der eine zusammengestrichene Sonntagspredigt war, kam er mit seinem Glas zu mir herübergelaufen und sagte, sich schüttelnd: „Du, gesalbt ist er — aber mit Salatöl!" . . .

Endlich: Frommel bei „Kaisers"! Er war ein Royalist, aber kein Byzantiner. „Was mir in und mit Kaiser Wilhelm gestorben", sagte er, „das weiß mein Gott. Ich habe mit ihm nach Gastein gehen und dort vor ihm predigen dürfen: das ergreifende Bild wird mir immer vor den Augen stehen, wie er Gottes Wort aufnahm und dann mit mir davon sprach. Was er überhaupt mit mir geredet, und wie er mich in die Tiefen seines reichen Herzens

hat schauen lassen, alles werde ich still und unausgesprochen in die Ewigkeit mit hinüber nehmen. Aber in Gastein habe ich erst gesehen, was das für ein König war. — Ich bin auf Höhen des Lebens gestanden; sie nicht zu suchen, habe ich von einem Könige gelernt, der gesagt: „Dränge dich nicht in der Könige Häuser", und der wohl gewußt, warum man sich nicht ohne Beruf hineinwagen soll; wenn man aber hinein muß, dann frisch und fröhlich und getrosten Mutes hinein!" Frommel war im kaiserlichen Schloß ein gern gesehener Gast, und die jungen Prinzen hingen voll Jubels an dem guten Onkel, der sie „verstand". Dem sechsjährigen Kronprinzen schenkte er zum Geburtstag ein liebliches Maimärchen, das dann auch gedruckt worden ist, und im Gespräch wie in den Familienblättern plauderte er gern von dem gemütvollen, familienhaften Geist des kaiserlichen Hauses, so noch ganz kurz vor seinem Tode in einem Aufsatz mit dem einladenden Titel: „Von Prinzen und Prinzeßchen, von Berlin und Plön etwas zu wissen — das wäre schön!" Seinen Cylinder aber, wie Frau Fama vor Jahren so bestimmt wußte, haben ihm die kaiserlichen Prinzen nicht eingesessen (in der Meinung, es sei ein widerspenstiger Chapeau-Claque —)! Frommel meinte, darüber befragt, es sei schade, daß nicht ihm sondern einem anderen das passiert sei; denn dann hätte er statt seines alten Cylinders, der soviel Buckel und Dullen habe, als hätten drei kleine Eitelfritze drauf gesessen, zum Ersatz vom Kaiser einen funkelnagelneuen Hut bekommen. Einmal hat er dem jetzt regierenden Kaiser in der Schloßkapelle die Geburtstagspredigt gehalten. Diese Rede vom Jahre 1895 kannte ich zu meinem Stolz schon am Tage vorher. Der alte Herr mit der Sammetjoppe und im Sammetkäppchen las sie mir

mit Begeisterung vor, ein warmes Wort voll Geist und Weisheit. Als er merkte, wie überaus sie mir gefiel — er schob sich, nachdem er etwas vorgelesen, die Brille auf die Stirn und sah den Hörer prüfend an —, sagte er vergnügt: „Na, dann kann ich sie ihm ja morgen so halten; aber lernen tu' ich sie nicht — das fällt mir garnicht ein!" Der Kaiser hat ihm mit einem hohen Orden gedankt. Die dem Hofprediger bei solchen Feierlichkeiten bis auf die halbe Minute abgezirkelte Redezeit kränkte ihn stets; das fand er geistlos. In der Garnisonkirche redete er stets zu lange; sah er auf die Uhr und merkte es, so jagte er die Gedanken vor sich her wie Edelwild, oder sagte wohl auch gemütlich: „So — unsere Zeit ist um; wir werden das nächste Mal da fortfahren. Amen." Am 15. Januar 1895 hielt Frommel die Predigt zur Landtagseröffnung in der Schloßkapelle. Selbstverständlich kam er mit den ihm gegebenen „armseligen paar Minuten" nicht aus — das Zeremoniell verschob sich. Der Oberzeremonienmeister ist ungehalten — „Majestät warten bereits"; gleichmütig antwortete Frommel: „Erst ist Gottesdienst; das ging nicht so schnell — ich hatte den Herren allerhand Lichter aufzustecken!" Es hat auch sonst noch mehrmals Zeiten gegeben, wo es „stürmte". Als der Turm des alten Domes nicht abzutragen war, sondern gesprengt werden mußte, und der Sprengversuch erst mißlang, der Turm sich aber am anderen Tage von selbst langsam neigte und zusammenfiel, da sagte Frommel, im Blick auf die gewaltsame Entlassung der Hofprediger am Dom: „Darauf müßte mein alter Kögel ein Gedicht machen: der Gewalt nicht weichen — aber königlich frei selbst vom Platze gehn, so ist es des Domes würdig!" Seine Garnisonkirche war nicht schön; als der jetzige Kaiser ihn ein-

mal fragte, in welchem Stil sie eigentlich gebaut sei, sagte er ungeniert: „Das ist der Stall- oder Scheunenstil, Majestät!“ So häßlich fand er das Ungetüm ohne Turm und ohne Glocken. Wenn am Sonntag Vormittag sich die Truppenteile vor der Kirche und dem Pfarrhause aufstellten und die schnarrende Stimme der Offiziere zu ihm in's Studierzimmer hinaufdrang, dann fragte er wohl, nicht ohne Ironie: „Hörst du meine Glocken läuten?“ . . Aber in dieser großen, ungefügigen Kirche, deren Umbau er nicht mehr erlebt hat, so sehr er ihn auch betrieb, hat er fromm und kühn seine Überzeugung nach oben und unten ohne Abzug ausgesprochen, unbekümmert, ob er mit einem Wort anstoße oder nicht. Aber ich weiß es aus seinem Munde und hab's gesehen und die Briefe gelesen, mit welch reichen Beweisen ihrer Huld die Könige und Großen den treuen, einzigen Mann überschüttet haben. Und er? „Nun trage ich diese und so manche andere Würde wie ein Feierkleid, wissend, daß es nichts Höheres gibt, als wenn man eben ein Pastor ist, das heißt ein Hirte seiner Schafe. Alles andere hängt doch nur so an einem herum.“



II.

Elternhaus, Kindheit und Jugend.

. . . Wer selwer, so wie ich,
Am Langgrawen uferzogen isch —
Der schtimmt gewieß von Herzen ein:
Vun Kalsruh scheiden isch e Pein!
So ruht sich's unter kaine Dächer,
Als bei uns im Sonnenfächer!
Freilich duhn Ei'm d' Fächer noth,
Dann die Sonn scheint Ein' ze Tod . .
. . Wie mir als Buwen Schiff sin' g'fahren
Am Schpitalplatz drunten, wo der Bärenbeck noch Zwieback backt hat,
Un der Bäcker Schtainer Mohrekopf un Dambedei — —
Deß alles willsch verlassen — gell de krainsch,
Odder willsch net kreinen? — gell de meinsch
I wüßt net noch was, was in Kalsruh wär,
Deß macht dr's Abschiednemmen doch noch schwer!
S'isch net die lange Schtraß odder sonscht so was —
S'isch e schtiller Ort, wo's Herz hat g'ruht
Wie's Schiff im schtillen Port,
Wo's alles hat vertrauen kennen un sagen, wie's em gewesen isch.
Gell kennsch de Ort un kannsch'n net vergessen?
Sein Nam isch Heimath —
S'laßt sich net ermessen,
Was deß Wort sagen will!
Sein'n schtillen Klang
Vergeßt m'r halt net 's Lewen lang!

Wo Vadder und lieb Mudder sin,
Do zieht's aa's Herz uf ewig hin,
Un s'isch halt scheen un's werd Ei'm heimlich wohl,
Un wenn's aa wär am eis'gen Pol!

So hat Emil Frommel im Jahre 1857 in einem Dialekttoast seine Vaterstadt Karlsruhe in Baden besungen, und in einer Reihe selbständiger kleiner Bücher wie in zahlreichen einzelnen Geschichten und Plaudereien ist er nicht müde geworden, das trauliche Idyll seiner Kindheit und ersten Jugend mit immer neuen Farben und Tönen zu feiern.

Emil war ein Künstlerkind. Sein Vater, Karl Ludwig Frommel, war ein Kupferstecher von namhaftem Ruf, der die Kunst des Stahlstichs als erster nach Deutschland verpflanzte. „Einen fleißigeren Mann wie ihn gab's nicht; . . . es war als ob die Ruhe seines heiteren Gemütes sich über den ganzen Raum hergelagert hätte", sagt der Sohn von dem frommen, unbestechlichen und milden Vater; „ich habe ihn kaum je verstimmt oder gar heftig gesehen." Nach dem Tode seiner ersten Frau, die ihm drei Kinder schenkte, von denen eines im zartesten Alter starb, schloß der Professor im Jahre 1826 eine zweite Ehe mit Henriette Gambs, aus der Emil Frommel hervorging. Die Mutter war eine bedeutende Frau. Sie entstammte einem alten Patriziergeschlechte des Elsaß, ihr Vater war in dem Paris der napoleonischen Kaiserglorie Prediger bei der schwedischen Gesandtschaft, nachdem er zuvor als häufiger Gast im Sesenheimer Pfarrhaus zu Goethes Friederike sich lebhaft hingezogen gefühlt hatte und sie eine Zeit lang ernstlich zu heiraten gedachte — um dann nach allen Wirren in seiner Straßburger Heimat eine weitreichende Tätigkeit bis zu seinem Tode zu

entfalten. In Bremen hatte sie die Freiheitskriege durchlebt, in Straßburg reifte sie zur Jungfrau — „eine stattliche Erscheinung mit schönen braunen Augen und zartestem Teint, dabei voll Verstand und fein gebildet.“ Der Sohn hat ihr ein herrliches Denkmal gesetzt mit seiner Charakteristik der Mutter, in deren Wörterbuch die erste Vokabel Pflichttreue hieß. „Nie hat sie das Vergnügen der Pflicht vorgesetzt, wenn's ihr auch noch so sauer ward. Dem Vater nahm sie alles Schwere weg, damit er seiner Kunst leben konnte, und trug die Last des Hauses allein, während sie dem Vater den Schmuck und den goldenen Schein in dasselbe zu legen überließ. So hielt sie über uns das festeste Regiment, nur auf zwei Dinge unerbittlich haltend: auf unbedingten Gehorsam und unbedingte Wahrheit. Widersprechen, Opponieren gab's nicht bei ihr, und nichts haßte sie mehr als Lügen. Mit einem hohen idealen Sinn verband sie ein scharfes sittliches Urteil — wehe dem, der sich in ihrer Gegenwart ein rohes oder gar gemeines Wort erlaubte! Ihre feurige, fast französische Natur hatte etwas republikanisches; sie kannte nur eine Autorität, das Gesetz, unter welches sie sich selbst beugte. Aber es lag auch das Schnelle, leicht Erregbare des französischen Charakters in ihr. Darin tat sie auch leicht des Guten zu viel — aber alles glich doch in letzter Instanz ihre unwandelbare Treue aus, wir wußten doch alle: ein treueres Herz gibts nicht. Was sie für Recht einmal vor ihrem Gewissen erkannt, das focht sie durch mit aller Energie und Rücksichtslosigkeit, Furcht vor Menschen kannte sie nicht. Sie sagte offen ins Gesicht, was sie dachte. Aber nie hat sie hinter dem Rücken eines Menschen geredet, und es auch nie gelitten, daß es vor ihr geschah.“ So pflanzte und pflegte diese edle Frau

in ihren Kindern den Sinn für Autorität, aber auch den Widerstand gegen jede Willkür, den Haß gegen alles Gemeine und Unedle, die Selbständigkeit des Wollens, mit einem Wort: den Charakter.

„Ein schönes, schmuckes Städtlein", sagte gelegentlich Frommel von seiner Vaterstadt; in der Mitte das Schloß des Großherzogs; wie in einem Fächer laufen die Straßen von dem Schlosse aus, hinter dem Schlosse ein großer Wald. „Rings um das Schloß sollte die ganze Stadt liegen, aber den Leuten ist's Geld ausgegangen, und so ist nur die Hälfte ausgebaut. Dem Erbauer der Stadt, dem alten Markgrafen Karl, hat's nämlich, als er ermüdet von der Jagd unter einer großen Eiche eingeschlafen war, wundersam geträumt, er sähe solch eine Stadt, in deren Mitte das Schloß liegt. Böse Zungen haben drum behauptet, man sähe es der Stadt an, daß sie ein bißchen im Dusel des Traumes entstanden, denn sonst hätte man sie an den nahen Rhein gebaut. Aber das ist nicht wahr. Es muß auch Städte geben, die im Land liegen, sonst ist's dort ganz öde. In meinem Geburtsjahr hat es recht vielen, aber schlechten Wein gegeben — vielleicht ist der Menschenjahrgang auch so gewesen . . ."

In dem ältesten und armseligsten Stadtteil Karlsruhes, dem sogenannten „Dörfle", stand Emils Wiege — oder eigentlich sein Waschkorb. Eine Schönheit war er nicht gerade, so daß ihn die Mutter, wenn Besuch kam, mit einem Tuch zu bedecken pflegte und den Korb in den Winkel schob. Als in Berlin einer von Frommels Freunden sein Bild aus jenen ersten Lebensjahren mit dem durchgeistigten Künstlerkopf des reifen Mannes verglich, brach er in die denkwürdigen Worte aus: „Wie sich doch ein Mensch im

Lauf der Zeit bei einigem guten Willen zu seinem Vorteil verändern kann!" Im weißen Taufhemdchen von feiner Seide, das unten mit einem Eichenkranz von gestickten Perlen geschmückt war, wird er als „Christ germanischer Nation" vom Hofprediger Deimling getauft. Durch die Ernennung Vater Frommels zum Direktor der Großherzogl. Galerie vertauschte die Familie sehr bald die alte Wohnung im armen Stadtviertel mit der bequem eingerichteten Dienstwohnung oberhalb der Galerie, in unmittelbarer Nachbarschaft des Schlosses sonnig gelegen, hineingebaut in den botanischen Garten, an den sich ein alter Park mit herrlichen Bäumen anschloß — Raum genug für Emil und seine vier Geschwister, zu denen der Neffe Karl Lindemann, der spätere römische Landschaftsmaler, als Pflegebruder noch hinzutrat, um sich nach allen Kräften auszutoben.

„So ein halb Dutzend Buben und Mägdlein in einem Hause", sagt er später launig im „Untersten Stockwerk", „das gibt wohl Kopfzerbrechen für den Vater und Strümpfestopfen für die Mutter, dafür aber ist Leben da, Krieg und Frieden, wie's kommt. Vornehmlich aber gibt eines das Rasiermesser, die Putzschere und den Schleifstein für das andere ab; denn die Geschwister wissen am besten, wo das eine und das andere seine Hühneraugen hat, man tritt ihm darauf und sucht sie ihm weg zu operieren; und wo bei einem der Docht zu groß brennt, hilft das andere mit der Putzschere nach, und wo die rauhen Kanten sind, wird weggeschliffen, frischweg, ohne Kompliment und Umstände. Und das ist ein Segen, denn später sagen einem die Leute wohl auch noch die Wahrheit, aber wie!" — Von den Kindern ging Karl, vier Jahre älter als Emil, am entschiedensten eigene Wege. Ein lebhafter Junge, mit

einem unheimlichen Trieb zu sammeln und zu spüren, ein Träumer und ein Gründer zugleich. An seinem zweijährigen Bruder interessiert ihn das „glitzernde Ding“ im Auge; flugs legt er ihn auf den Boden, nimmt eine Schere und ist eben dabei, Emil die Augensterne auszustechen, als die Mutter zufällig dazu kommt und ihn fortreißt. Harmloser war es, wenn er beim Essen unter den Tisch kriecht und Emil in die herabhängenden Beine kneift, um dann darüber zu philosophieren, woher es doch komme, daß, wenn man jemanden „unten pfezzt“ (kneift), er dann oben schreie ... Er hatte einen Urwald Haare auf dem Kopf, „durch den der Kamm mühsam wie eine Lokomotive mit verschiedenen Haltstationen und Schmerzenspfiffen vonseiten des Besitzers durchdrang“ — und wunderliche Spekulationen im Schädel. Zur Schule wurde er eine Stunde früher abgeschickt als die anderen, weil er auf dem ganzen Wege die Fensterscheiben in den Häusern täglich durchzählte, und zu Hause sammelte er, was er irgend erwischen konnte, leidenschaftlich jedoch alle Arten Schlüssel, die er in seiner Stube wie in einem Hamsterbau verwahrte. Daneben lagen wohlgeordnet die Scheren — bis man ihm allemal seine Beute wieder abjagte. Lange trug sich der beschauliche Junge mit der Herausgabe einer Zeitung, „Vorzeit und Gegenwart“; er schrieb einen Prospekt und warb richtig zwanzig Abonnenten unter den Onkeln und Tanten, die das Unternehmen des 14 jährigen Redakteurs mit ihrem Wohlwollen begleiteten. Ein halbes Jahr behauptete sich diese illustrierte Zeitung, die im Schweiß des Angesichts „handschriftlich“ hergestellt wurde. Als die Eisenbahn von Mannheim nach Karlsruhe eröffnet wurde, machte Karl die Fahrt billig per Stehwagen mit,

skizzierte die Hauptstationen mit Umgebung und „gab“ diese Ansichten auf Kupfer radiert in einem Heft „heraus“. Der reichbegabte Knabe ist im blühenden Alter von 22 Jahren gestorben, wie die ältere Schwester Bianca, ein zartes, stets leidendes Kind, in ihrem 23. Jahre dahinwelkte. — Am Ende des neuen Hauses hausten in zwei großen Zimmern die Kupferstecher und Schüler des Vaters, die von der Pike auf zu dienen hatten: die Lehrjungen, die fegen und putzen, Stichel schleifen und mit der Pechfackel grundieren und das Frühstück beischleppen mußten; die Gesellen, die jeder an seinem Pult, mit großen Seitenschirmen versehen, arbeiteten, und die Altgesellen in besonderen kleinen Ateliers. „Dort wurden die Werke illustriert, alles nach Zeichnungen des Vaters. Ins Atelier sich zu schleichen und bei diesen „herrlichen Jünglingen“ mit den langen fliegenden Haaren, den Samtbaretts und weißen Blusen sich aufzuhalten, welch eine Wonne!“ So war Emil Frommels Elternhaus belebt und durchzogen von Kunst und Kunstjüngern, bis herab zum klassischen Hauspedellen, der den Fremden die Laokoongruppe mit den Worten kunstästhetisch nahe brachte: „Sehen Sie, der Mann schreibt sich jetzt Laokoon; aus Gyps leider, aber weil er die Götter beleidigt, von den Schlangen gefressen. Schön gemacht, aber unpraktisch, wie Lessing sagt.“ Von seinem Nachfolger im Amt, der vom Hofbedienten zum kunstverständigen Galeriediener avanciert war, erzählt er folgende köstliche Schnurre: Einst kam er herauf zum Vater in ziemlich erregter Stimmung. „Herr Derekter, Se glaabe gar net, wie schlecht daß de Welt isch!“ Vater sagte, das glaube er schon. „Ja, nein“, entgegnete er, „aber s o schlecht!“ — „Nun, was ist Ihnen denn passiert?“ — „Ja“, sagte er, „nemme Se mal an: geschtern abend

war ich zur Tafel bei Hof befohlen — zum Servieren. Nach der Tafel nemm' ich mir „m e i ' n" Kalbsbraten und steck'n ins Ofenloch und denk': du nemmest den mit nach Haus, wie gewehnlich. Wie ich aber um elfe hinkommen bin und will'n langen — wisse Se, was war? — G s ch t o h l e war er! Gucke Se, 'sisch anfangs nix mehr sicher — net einmal bei H o f . . .!"

Emil, der sich gern hingab, stand erst unter dem Einfluß des älteren Bruders Karl, bis später der jüngere Max die geistige Leitung unter den Geschwistern an sich brachte. Besonders innig war Emil mit dem jüngsten Bruder Otto oder Dudel verbunden, einem melancholisch veranlagten Jungen, der mit dem Vater zusammen hinauszog zum Skizzieren, und während dieser seiner Natur nach alles fein abtönte und den kleinsten Lichtstrahl auch an dunklen Tagen, den er erhaschen konnte, über seine Blätter breitete, seinerseits die Gegensätze scharf betonte und sein Licht durch tiefe Schatten und kräftige Farbengebung erst hervortreten ließ. Der junge Maler, in dem sich ein bemerkenswertes modernes Talent regte, erlag einem chronischen Herzleiden. Bruder Max hatte ein tiefschwarzes großes Augenpaar, das fragend und forschend in die Welt hinaus und ebenso tief in den Himmel hineindrang, ein Kindergesicht, das wie ein großes Geheimnis und Fragezeichen erschien. Begegnete ihm etwas, das er nicht sogleich begriff, so sagte er: „Das ist schwer." Seine Mutter verwies ihn auf den Ritter Parzival, der sich bis in die Gralsburg hindurch fragt. Der kleine Philosoph war alles, was er war, ganz; er ging allen Dingen auf den Grund, oder er brach die Brücken ab. Neben dem philosophischen Zug, der ihn ins Grübeln trieb, erscheint frühzeitig

bei ihm eine fast krankhafte Neigung zu asketischer Selbstpeinigung, die die Mutter in redlichster pädagogischer Absicht leider noch unterstützte.

Mit den üblichen sechs Jahren bezog Emil die Vorschule des Karlsruher Gymnasiums. „Das kleine Herz bockelte, wenn's daran dachte, daß man nun heraus müsse aus dem stillen traulichen Heim, dem süßen Nichtstun vom Morgen bis zum Abend, wo man zuletzt auch des Spielens müde geworden. Es ist eine Ahnung im Kinde, daß mit dem Augenblick des ersten Schulganges der Anfang einer Periode beginnt, in welcher sich zwei Mächte von nun an in das Kind teilen: Haus und Schule. Zum erstenmal ragt der Ernst herein ins Leben, und das Büblein erfährt's: das Leben ist kein Spiel." Zum Trost begleitete ihn die Mutter; „ich hatte einen Kronentaler in der Hand und hielt ihn eingewickelt krampfhaft, um ihn ja nicht zu verlieren, denn der mußte als Eintrittsgeld bezahlt werden. Der Direktor, ein altes zusammengegangenes Männlein mit schwarzseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen und langem Rock, zugleich Kirchenrat und seiner Zeit ein sehr gelehrter Herr, machte vor der Mutter einen tiefen Bückling und kniff mich in die Backen, nahm mir meinen Kronentaler aus der Hand und gab mir dafür einen Schein, worauf stand, daß ich würdig befunden worden wäre, in das Lyceum einzutreten. Er ermahnte mich, ja recht fleißig zu sein, dann könne aus mir noch ein braver, gesitteter Mensch werden, denn dazu sei das Lyceum da. Ich gab ihm die Hand und wunderte mich über seine Schnallenschuhe, die mein Vater nicht trug und die mir höchst merkwürdig und verdächtig vorkamen." Er gehörte also zum „Froschteich", wie die Karlsruher, mit dem athenischen

Apollo Lykeios nicht recht vertraut, sich das Lyceum verdeutscht hatten; die Lehrer waren folgerichtig die „Teichphilister". Die Schulaufsicht führte ein ehemaliger Dragonerwachtmeister Pontius, der nicht nur für die Heißhungrigen allerhand Eßwaren auf Lager hielt, sondern auch spanische Röhrchen von verschiedener Dicke, „je nach den Klassen und der Bosheit", und der kräftig zuhauen konnte, wenn's not tat. Sein erster Lehrer war ein ehrwürdiger Rat Koch, im blauen Frack mit Goldknöpfen, weißer Halsbinde und einem großen Berlock an der Uhr, dessen schneeweißes Haar und freundliche blaue Augen es ihm antaten. Frommel ist darum auch zeitlebens der „verkehrten" Ansicht geblieben, daß in die untersten Klassen die alten Lehrer und in die oberen die jungen gehören; „man hat ihn darum auch nirgends zu einem Provinzialschulkollegium vorgeschlagen". — Nach acht Tagen kommt die erste Sehnsucht, lieber zu Haus bleiben zu dürfen bei den Bildern und Gipsköpfen, statt bei den langweiligen geographischen Karten, mit den großen Punkten darauf, und vor dem „großen runden Kopf, den man Globus nannte, der aber keine Augen und Ohren und keinen Mund hatte"; aber er findet sich in die neue Welt, behütet von seinem Schutzgeist — einer kleinen Puppe mit blauen Augen und gelben Locken, die er sich zum Trost in die weiten Pumphöschen gesteckt hatte. Besondere Pein schuf ihm das Rechnen — „ja du liebe Zeit, wenn nur das Kopfrechnen nicht gewesen wäre; der tapfere Rechenmeister wußte ja doch schon, wie viel's machte, und wir mußten's für ihn ausrechnen!" Aber er hielt sich tapfer, und nach zwei Schuljahren errang er sich sogar bei der öffentlichen Schlußprüfung eine Prämie in Gestalt einer Silbermünze mit dem Bilde des Sonnen-

tempels und eines dahin wandelnden tapferen Infanteristen in altrömischem Stil. „Ich mit gebrannten langen Locken“, erzählt er von seinem ersten Ehrentag, „in blauer Jacke mit goldenen Knöpfen, weit ausgebogenem Hemdkragen — —; unter einem tiefen Kompliment wurde vor all den Leuten der Lohn meines hingebenden Fleißes in Empfang genommen. Viel beneidet und viel gelobt von allen Tanten, kam ich mir selber ganz fremd vor und beschloß darum, nach dieser öffentlichen Weltstellung mich wieder ins Privatleben zurückzuziehen. Es war das erste und das letzte Mal, daß ich da vornehin gekrochen bin. Ich bekam aber doch, wie alle Durchgefallenen, später mein großes Doppelmilchbrot, das der Schuldiener ohne Rücksicht auf Fleiß und Gaben mildtätig jedes Jahr austeilte. Wenn man das richtig im Magen hatte, verging einem gleich fürs nächste Jahr der Hunger nach Wissenschaft.“

Neben den obligaten Schulschlachten, bei denen sich die Schüler des Lyceums und die Volksschüler — verächtlich die „deutschen Brocken“ gescholten — mehr oder weniger stilvoll gegenseitig die Felle gerbten, wie weiland die Soldaten des Marius und die Cimbern und Teutonen, wurden die kleinen Freuden und Leiden des Tages mit den Schulfreunden redlich geteilt. Zu zwei Jungen zog es unseren phantasiereichen Emil besonders lebhaft: dem Theaterdone (Anton) und zu dem krummen Elias. Der erstere war das Kind eines berühmten Schauspielerpaares, in dessen Elternhause die Ritterhelme und prächtigen Roben, die Puder und Schminken nur so herum lagen; dort gab es nebenbei die feinsten Leckersachen vom Konditor, die die Schauspielerin dem „Besuch“ spendierte. „Der Done war ein höchst amüsanter Kerl. Er hatte eine für sein Alter

überaus große Habichtsnase im Gesicht, zurückgestrichenes langes Haar und blitzende blaue Augen. Gelenkiger wie ein Bajazzo, konnte er noch mit zehn Jahren den Fuß frei bis herauf zum Kopf heben, was bekanntlich nur die Säuglinge können. Dies Leibstück wurde manchmal in der Stunde zum besten gegeben; daneben sang er wie eine Lerche und kannte alle Arien aus den Opern, da er alle Abende im Theater war. Dorthin nahm er die näheren Schulkameraden mit, namentlich wenn's ein Stück gab, in welchem Jungen nötig waren. In der Zauberflöte z. B. brauchte man öfter etliche, um die Löwen zu machen, einen für das Vorderteil und den anderen für das Hinterteil. Sie wurden in eine Löwenhaut eingenäht, mit den Füßen in der Mitte zusammengebunden, und mit den Händen liefen sie. Lange wurde probiert, bis es ging, dieweil der eine vor sich und der andere hinter sich gehen mußte. Bei einer Vorstellung trat aber einmal einer den anderen, und nun begann im Löwenbauch ein böses Strampeln und Kämpfen; der Löwe ging zu gleicher Zeit nach hinten und nach vorn vorwärts, bis die Löwenhaut platzte und unter kräftigen Hieben des Löwenbändigers Papageno die beiden Jungen herausfielen. — Man schließt sich zu dieser Zeit so frisch und rückhaltlos an und fragt nicht viel, woher einer ist, noch ob sein Vater von Adel oder ein Schneider ist." Der andere Schulkamerad war ein hinkender Judenjunge mit einer prächtigen Sopranstimme, wozu Frommels Alt trefflich paßte. Der Vater ein Trödler und strenger Frommer; im Hause alles Mögliche aufgestapelt, Teppiche, Vasen, Waffen. „Am allerschönsten war's aber, als der Junge mich überredete, am Freitag Abend zu ihm zu kommen. Wie da der alte Juden-



vater feierlich unter Gebeten die messingene Lampe ansteckte; wie alles feierte, selbst der Lumpenkram hatte etwas sabbathliches! Oder wenn Laubhüttenfest kam und wir draußen saßen unter der schnellgepflanzten Kürbislaube und Wein mit Wasser tranken. Auch in die Synagoge kam ich bei dieser Gelegenheit zum Mitsingen, und sah hinunter in den halbfinsteren Raum und hörte mit einem gewissen Schauergefühl das dumpfe Gemurmel.“ Der krumme Elias ist später Künstler geworden und sein Schulfreund Frommel hat ihm Vorträge aus der Kunstgeschichte gehalten. Er ging übers Weltmeer; nach vierzig Jahren hat ihn Frommel wieder gesehen.

Mit der ersten Lateinklasse, der badischen Octava, begann dann, wie Frommel seufzend bekennt, sein eigentliches Schulkreuz; er war viel zu lebhaft und mit sich selbst beschäftigt, um ein Musterschüler zu werden. „Gleich beim Eintritt in die Klasse mußte ein regelrechter Schematismus gekauft werden — ach, dieser erste Schematismus mit seinen kleinen Quadraten war der leise Anfang von all dem späteren Schematismus, der einem heutzutage noch anhängt und überall aufstößt. Je höher hinauf, desto gräulicher wurde es. Aber das Schönste war, daß man gleich eine Menge neuer Bücher brauchte.“ Frommel findet es bezeichnend, daß die fremde Sprache mit mensa und amare beginne, denn alles Verständnis des Kindes führe doch schließlich durch den Magen hindurch, und an der Liebe studiere man sein Lebtag nicht aus, auch wenn der conjux in der Ehe mit conjugiere; er aber ist mit seinem Herzen draußen im grünen Wald und lauscht den tausend Stimmen der Natur, während der unlustige Kopf all den Schulkram „klein kriegen“ sollte. So war er von Jahr zu

Jahr mehr ein mittelmäßiger Schüler, von dem niemand ahnte, was aus ihm werden würde, und einer der Lehrer riet dem Vater ernstlich, den hoffnungslosen Gymnasiasten — Handwerker werden zu lassen. Schwere Wagen fahren langsam.

Tief in sein Gedächtnis hat sich ein Schulerlebnis geschrieben, das den Geist seines Hauses beleuchtet. Er soll es uns selbst in seinen „goldenen Jugendtagen“ erzählen. „Es gibt in der Schule Zeiten“, sagt er, „wo en masse gelogen wird, das heißt: wo der einzelne unter dem Terrorismus einer kleinen Bande steht, die den Ton angibt. So war's auch einmal mit einer lateinischen Arbeit. Wir hatten sie auf, aber es sollte geleugnet werden, damit wir mehr Zeit hätten zu einem großen Spaziergang. Dreiviertel der Klasse, darunter auch ich, ließ sich in diese catilinarische Verschwörung in der Dummheit ein. Aber etliche Brave taten nicht mit und zeigten die Sache an. Da saßen wir drin; mitgefangen und mitgehangen. Mit zwei Stunden Arrest kamen wir Verführten noch davon — und zwar über Mittag. Die Rädelsführer kriegten Hiebe. Ich kam verweint nach Hause und erzählte mein ganzes Unglück, natürlich etwas im Alpenglühen der Unschuld. Da war ich aber bei der Mutter gerade recht gekommen. Erst würdigte sie mich aus ihren rehbraunen Augen nur eines großen, durchbohrenden Blicks und dann drückte sie mich hinaus — in die Stube. Dort stand der Stock bereit, dessen Schläge tüchtig herunterfielen. Unvergeßlich war mir auch, daß sie die Schmach empfand, die ich ihr angetan und die ich dem Lehrer getan. Daran hatte ich nicht gedacht. „Und nun“, schloß sie, „wirst du hingehen zu dem Herrn Professor und ihm sagen, daß du gelogen und ihn beleidigt,

und ihn um Vergebung bitten." Ach, mir war, als fiele der Himalaya auf mich. „Schlag mich lieber noch", heulte ich, „nur das nicht." „Nein, gerade das, mein Kind. Wer bekennt, der hat den Feind schon überwunden." Ich wußte, daß, wenn Mutter so etwas sagte, kein Widerwort mehr stattfinden konnte. Mir brannte alles, das Gehirn im Kopf, das Gewissen, der Boden unter den Füßen (das Hinterviertel). Solch einen Tag hatte ich noch nicht erlebt. Ich zog mich an, gab der Mutter die Hand. Es war Winter und halb fünf Uhr abends, als ich an dem dunkeln, menschenleeren Lyceum stand. Vorüber ging's an der Klasse, in der das Unheil geschehen, und nun hinauf in den dritten Stock zu dem Professor. Ich stand an der Gattertüre noch halb schwankend; ach, ich hoffte im stillen, daß er nicht zu Hause wäre, wie in späteren Jahren beim Zahnarzt — aber ich klingelte und fragte: „Ist der Herr Professor zu Hause?" „Ja wohl, klopf nur da an." Ich klopfte und die tiefe Stimme sagte herein. Da stand der schöne Mann im Schlafrock und mit langer Pfeife und grüßte mich freundlich. „Nun, was willst du, Namensbruder, so spät noch?" Unter Tränen brachte ich nur heraus: „Einen schönen Gruß von meiner Mutter, und ich soll sagen, daß ich gelogen habe und Sie beleidigt habe, und daß es mir so arg leid ist." Das ging aber nur so stoßweise von statten. Er legte mir seine Hand aufs Haupt und sagte: „Lieber Bub', das ist recht von dir, daß du kommst und das freut mich. Sag' deiner Mutter auch einen schönen Gruß und es sei alles wieder gut." Ich faßte seine Hand und war so überglücklich, daß es heraus war. Ich hüpfte die Treppen hinunter, so leicht und froh, als ob ich das große Los gewonnen hätte. Als ich heimkam, wie im Bewußtsein einer

Heldentat, küßte mich die Mutter und sagte zu meinem größten Erstaunen: „So, nun darfst du heute abend in den ‚Oberon' gehen." Ob die Mutter das tiefe Gefühl hatte, daß mich nach der Aufregung des Tages die herrliche Webersche Musik beruhigen würde, und der Eindruck nicht verwischt, sondern verstärkt würde, wenn das eine Kapitel als „abgemacht" angeschaut würde und ein völlig anderer Eindruck unvermittelt sich neben den ersten stellte — ich weiß es nicht. Nur so viel weiß ich, daß mich diese Güte im Innersten rührte. So sah ich denn mit den halbverweinten Augen den herrlichen Hüon und Fatime nebst Rezia, hörte den Gesang der Meermädchen und sah das furchtbare Gewitter, „Ozean, du Ungeheuer" klang's mir durchs Herz. Ich freute mich daneben, daß Hüon dem Kalifen zu Bagdad den Bart raufte und die Zähne ausschlug — kurz, ich war hineingetaucht in eine Welt süßer Harmonie."

Hinter der Schule stand für Emil Frommel als die beste Ergänzung das Elternhaus mit seinem reichbewegten und doch festgeregelten Leben. Alle edlen Künste fanden dort liebevolle Pflege. Ist es auch beängstigend zu hören, daß Emil unter der Anleitung der Mutter bereits mit vier Jahren Schillers Lied von der Freude fehlerlos aufsagen kann, so lebt und webt auch der Vater in seinen Klassikern. Und neben der Literatur steht die Musik; von dem Vater sagt Emil: „Abends erzählte er uns aus seinem Leben, seinen Reisen in Italien, Frankreich und England; der ganze Schatz seines Herzens lag offen — war's aber ganz besonders schön, dann griff er nach der Guitarre, die er meisterhaft spielte, und sang mit seiner hohen klangreichen Tenorstimme deutsche und italienische Lieder." Aber

auch Kammermusik wurde fleißig getrieben. Als der vierjährige Knabe zufällig, an der Tür lauschend, Beethovens Septuor hört, fragt er die Mutter, ob das die Engel gewesen seien, die da musiziert hätten. Von den heranwachsenden Kindern des Hauses werden die Sätze der strengen italienischen Meister Palestrina und Durante eingeübt und im Chor gesungen. Sehr verständig suchten die Eltern ihren Kindern frühzeitig den Sinn dafür einzupflanzen, daß jedem Recht eine Pflicht entsprechen müsse, daß einem ein Vergnügen also nur erlaubt sei, wenn man selbst etwas dazu beitrage. „Wenn sich da einer in Gesellschaft so hinsetzte als der große Unverstandene und an sich die Leute vorüberziehen ließ, als sei er eigentlich viel zu gut für sie, oder sich niederließ mit dem Anspruch: Bitte, unterhalten Sie mich gefälligst — ohne auch nur selbst einen Finger dazu zu regen, oder sich so an den Türpfosten aufhielt, gelangweilt und langweilend, da war sie schonungslos darüber her. „Je länger ihr euch ziert„ desto mehr erwarten die Leute, und es ist doch nichts, was ihr könnt. Also frisch euer Lied gesungen und dann aufgestanden." Wir sollten's früh lernen, daß ein Mensch dem anderen Freude machen soll."

Liebe und Licht haben uns gegrüßt am Anfange des Lebens, sagt dankbar der Sohn, der Eltern gedenkend, die kein Haus machten, aber die eines waren. Treffliche und bedeutende Männer, deren Namen weit über Karlsruhes Grenzen hinaus einen guten Klang hatten, verkehrten bei Frommels: Dichter, Maler, Architekten, Gelehrte und Musiker. Er nennt Jung-Stilling, Hebel, Weinbrenner. Nach ihrem Tode traten andere in die Lücke. Das Kränzchen hieß „die alte Garde", zu der die „Römer" gehörten, die

in Italien ihre Jugendzeit verlebt; regelmäßig kam man abwechselnd in den Häusern zusammen. Die großen Portefeuilles wurden geholt, das Neueste in Kupferstich und Malerei gezeigt, hier eine Skizze eines Bildes, dort eines Baues oder Medaillons. Jeder gab das Beste. Auch Schreibspiele mit Frage und Antwort wurden gemacht und beim Punsch wurde improvisiert — zumal wenn Frau Josefine Scheffel, des Dichters Mutter, von der Tafelrunde war. Ich gebe Emil Frommel das Wort: „Frau Scheffel ließ sich meist von ihrer Tochter Maria ein Beethovensches Adagio spielen, zu dem sie dann frischweg improvisierte. So ist mir noch ein Gedicht in Erinnerung geblieben, was sie einst am Abend sprach, als im Jahr 1840 der gallische Hahn krähte und ein Gedicht über den Straßburger Münster erschienen war, das nicht den ganzen Beifall der Frau Majorin hatte. Da sagte mein seliger Vater: „Frau Majorin, machen Sie doch gleich ein anderes!“ Nach kurzem Besinnen begann sie unter dem Spiel:

Ein Münster ragt aus der Ferne,
Ob ihr das Münster kennt?
Sein Turm streift an die Sterne,
Aber sein Fundament
Ruht auf entweihtem Grunde;
Und zur nächtlichen Stunde
Steigt ein ruhloser Geist herauf.

Der Bauherr ist's, der alte,
Der einst das Münster ersann.
Was dringt durch die Grabesspalte,
Daß er nicht schlummern kann?
Gesänge von welschen Zungen,
Die haben hinunter geklungen;
Das hat der Bauherr gehört,
Das hat den Schläfer gestört.

Er irrt umher durch die Hallen
Und redet zu dem Gestein:
„Ihr Mauern! dem Fremdling verfallen,
Was steht ihr und stürzet nicht ein?“
Er lehret die Glocke ein Wort,
Das tragen die Lüfte fort.

Und tönen uns Sehnsuchtslieder
Herüber über den Strom —
Es ist der Bauherr, Brüder!
Er läutet in seinem Dom.
Er läutet wehmutschaurig,
Stimmt deutsches Herz so traurig —
Er läutet mit flammender Hand,
Er ruft sein Vaterland!

Als zwölfjähriger Bursche hatte ich das Gedicht staunend mit offenem Munde, gehört, und Frau Scheffel hat es uns aufgeschrieben. Da fiel mir's nach dreißig Jahren zur rechten Stunde wieder ein, als wir in Straßburg einrückten und ich die Einzugsrede zu halten hatte. Ich nahm den letzten Vers, der so recht in die Stimmung paßte, da nun das Vaterland sich aufgemacht und den Ruf gehört. Solch einen Vers kann man wohl einmal sagen, wo er hinpaßt, aber sonst nicht wieder. Darum folgte ich dem Rate meines „geistlichen Feldküsters“ nicht, der mir drei Wochen nachher in der Sakristei sagte: „Herr Divisionsprediger, wollen Sie man den schönen Versch nich wieder sagen? Er hat einem Leitnant so jut jefallen.“ Den Vers hatte ich also der guten Frau Scheffel zu danken, die mir bis zu ihrem Tode eine treue Freundin geblieben ist.“

Neben Scheffels, die er verehrte und deren „heimgegangenem Josef“ er „die Liebe bis übers Grab hinaus bewahrt“ hat, nennt er von Freunden des Hauses u. a. den

Münzrat Kachel, einen originellen Gelegenheitsdichter, und den Baurat Eisenlohr, von dem er eine geistvolle Bemerkung über das Straßburger Münster mitteilt: „Wir bestiegen bei stärkstem Nebel den Münster und kletterten die luftigen Treppen hinauf bis unter die Krone. Es war wunderbar; denn wir waren hoch in den Wolken und sahen kaum Straßburg durchschimmern. Ich bewunderte den himmelanstrebenden Bau und die Kühnheit des menschlichen Gedankens, ihn zu schaffen — nicht zu seinem Nutzen, sondern zur Ehre Gottes. Wer den Münster gesehen und denken kann, daß alles Große und Schöne, was der Mensch hervorbringt, seinen Grund nur in einem verfeinerten Egoismus habe, der hat keinen Sinn für das Göttliche der Kunst; der hat zwar die Steine am Münster gesehen, aber von dem großen Gedanken, der ihn schuf, hat er nichts gefaßt. Wer auf der Höhe des Münsters menschliche Gedanken, menschlichen Zweck und Nutzen für das halten kann, was den Baumeister lenkt und bestimmt zu seinem Schaffen, für den ist der Münster ein toter Buchstabe und eine Sprache, die er nicht versteht. Der Straßburger Münster ist ein deutsches Werk, darauf bin ich stolz; aber geschmerzt hat's mich, daß dies große Meisterwerk deutscher Baukunst dem französischen Volke gehören soll — so wie ich von jeher durch den Gedanken, daß das Grab Christi der Christenheit entrissen ist, beleidigt werde. Beides ist merkwürdig; ich meine es erleben zu können, daß beides anders wird." Auch die Namen von Thorwaldsen, Rauch, Cornelius sind ihm noch in der Erinnerung haften geblieben. „Kam der Großherzog, da spannten wir alle darauf, ihn zu sehen und ihm die Hand zu geben." Bei einer der festlichen Familienaufführungen am Namenstage des Vaters hat

Emil als Meßbube im hochroten Kleide, mit Spitzen besetzt, bei der Krönung Karls des Großen in Rom mit figurieren und das Rauchfaß schwingen müssen. „Für einige Tage war ich völlig ungenießbar für alle Schulmeister."

Mutter Frommel hielt auf strenge Hausordnung. Jeder mußte von früh bis spät auf seinem Posten sein. Wie keinem Hausgenossen das kalte Waschen vom Kopf bis Fuß des Morgens erspart wurde, so mußten die Kinder ohne Widerspruch essen, was auf den Tisch kam; hatte aber einer etwas „verbrochen", dessen Sühne in die Magenwände eingeschrieben werden sollte, so mußte er bei Tische sitzend zusehen, wie die anderen vergnüglich speisten. Frommel setzt dieser uniformierenden Pädagogik seine individualisierende Anschauung entgegen: „Es gilt Unterschied machen, und nur so wird man allen gerecht, wenn man jeden nach seiner Natur behandelt." Viel Ungemach schuf ihm das Haar, das nach damaliger Sitte in Locken formiert und abends vor Schlafengehen in kleine lederne „Würstchen" aufgewickelt wurde; ebenso die vererbten Kleider und Stiefel des älteren Bruders — „denn so einen Stiefel bekommen, vorn an den Zehen oder an der Seite mit einem Rister versehen, oder einem Vorschuh, der über den halben Stiefel lief, war keine Herzensfreude. Oder wenn so eine Hose etwas kürzer gemacht, und unten das Verdorbene wegoperiert wurde, dafür aber auf das Knie ein schöner neuer Fleck (Blezzen genannt) kam, welche Überwindung kostete es, damit auf die Straße zum ersten Male zu gehen! Ein Winterstück wurde besonders gehaßt. Das war ein lichtbraungelber Mantel, aus unverwüstlichem Zeug fabriziert, der oben einen roten Plüschkragen hatte und dem etwa zehn sich vergrößernde Kragen folgten. Das „Kutscher-

mäntele" wanderte von einem zum andern, und als Novität wurde oben der Plüschkragen erneuert und unten ein Kragen abgeschnitten. Jeder fürchtete den Augenblick, wo der „Unverwüstliche", den die Mutter so sehr lobte, an ihn kam. Aber er hat uns alle ausgehalten, wir mochten ihn traktieren, wie wir wollten, der „Kerl" war stärker als wir alle. Ihn kümmerte kein Spott und keine Schmach, die die Buben auf ihn häuften, und auch der letzte von uns wanderte mit ihm in die Schule und streckte das verfrorene Näschen aus dem roten Plüschkragen fröhlich heraus."

Um die Kinder frühzeitig mit dem Französischen vertraut zu machen, wurde, obwohl man im Frommelschen Hause über Tische nur französisch sprach — jeder deutsche Ausdruck kostete einen halben Kreuzer, deren Summe am Monatsende in einen gemeinsamen deutschen Kuchen umgesetzt wurde — eine Bonne aus Cherbourg verschrieben, die dem „esprit de contradiction" der lebhaften Schar gegenüber manchmal schweren Stand hatte, die aber doch fünf Jahre bei Frommels verblieb. Die Normannin hatte ein gutes Herz, aber eine lose Hand, und half neben den Geheimnissen der französischen Sprache der Mutter in der Hauszucht temperamentvoll. Frommel erzählt: „Für ihre Ohrfeigen suchten wir uns zu rächen. Im Winter war sie nämlich äußerst empfindlich gegen die Kälte und legte sich regelmäßig einen mit heißem Wasser oder Sand gefüllten Krug ins Bett. Der galt als Angriffspunkt. War sie „böse" gewesen, so wurde ihr der Pfropfen des Kruges sachte aufgedreht, so daß er nur lose saß. Sprang sie ins Bett, wie sie immer tat, so ging bei der leisesten Berührung die Geschichte auf und das heiße Wasser oder der Sand lief ins Bett. Wir taten, als schlie-

fen wir, bloß um den entscheidenden Moment noch abzuwarten. Dann aber untersuchte sie, legte ihr Ohr fest aufs Gesicht eines jeden, um zu hören, ob er wirklich schliefe. Das war allemal gefährlich, wie in der Fabel, da der Bär sich über den sich totstellenden Freund legte. Platzte einer heraus, so war's um ihn geschehen."

In dieser Zeit ließen die Eltern ihren Kindern auch Tanzunterricht geben; er ist jedoch an Emil, der so viel Sinn für Rhythmik hatte und so zierlich war, spurlos vorübergegangen. Launig berichtet er: „Ein alter Hoftanzmeister, Herr Nehrlich, sollte uns diese Muse näher kennen lehren. Zuerst kamen die Salon-, Straßen- und Hauskomplimente, dann die vor Fürstlichkeiten und Herrschaften und sonstigem Publikum, und zwar im Maskulinum und Femininum. Dann wurde der Gang reguliert, „damit man nicht herschwanke wie eine Zitterpappel, noch wie ein Uhr-Perpendikel sich wiege." Ferner kam die „erste Position" und die weiteren. Bis dahin ging die Sache erträglich, wiewohl mit Hindernissen, weil wir uns noch nicht auf den „Standpunkt" Herrn Nehrlichs schwingen konnten und zu viel lachten. Nun wurde aber die Sache bei mir bedenklich, als das Tanzen kam und Herr Nehrlich einen Musikanten mitbrachte, Herrn Eckert, der eine völlig „ausklarinettierte Visage" hatte, wie der Vetter behauptete, der jedem Musiker nach seinem Gesicht sagen konnte, was für ein Instrument er spiele. Denn als der anfing im Dreivierteltakt zu spielen, da drehte sich mir alles im Kopfe herum: Herr Nehrlich samt der Kommode und Herr Eckert samt der Lampe, und schließlich wurde ich in einer Ecke aufgelesen, in die ich gefallen. Bei jeder neuen Probe wurde das Ding schlimmer und wurde ich schließlich

als „unverbesserlicher, bildungsunfähiger Tanzbeflissener“ — für immer entlassen. Ich bin darum auch zu der törichten Ansicht der Chinesen gelangt über das Tanzen, die, als sie die Engländer im Schweiß ihres Angesichts tanzen sahen, erstaunt fragten: „Warum laßt ihr das nicht eure Bedienten tun!?“ ...

Eine Quelle der Freude wurde für Emil das Landhaus in Lichtenthal, das der Vater sich erbaute, um bei Baden-Baden mit seiner Familie einen großen Teil des Jahres zu verleben. Herzerquickend und lebensvoll nennt er jene Gegend; „Berg und Tal, Nähe und Fernblick, Stille und rauschendes Leben, jeder konnte dort finden, was er suchte. Halb schweizerisch, halb italienisch, so stand das von wilden Reben bald umsponnene Haus an der rauschenden Oos. Vorn spie ein Springbrunnen seine Wasser empor, lauschige Lauben und eine mit Wein behangene Bercola zogen sich durch den Garten. Neben dran breitete sich eine weite, grüne Wiese als unser Spiel- und Tummelplatz aus, gegenüber stieg der Cäcilienberg mit seinen dunkeln Tannen in die Höhe, und am Ende der Allee winkte das trauliche Kloster Lichtenthal mit seinen hohen Mauern und dem Klosterhof, der Totenkapelle der alten Markgrafen von Baden — kurz für einen Buben Eldorado. Im Frühjahr schon zog der Vater hin, die Mutter folgte, dann kamen wir Jungens alle in den Sommerferien, oft auch schon während der Schulzeit zu Fuß über Ebersteinburg über den Sonntag. Von Karlsruhe bis Muggensturm wurde „gestanden“ (per Stehwagen) und dann ging's querfeldein hinunter nach Baden. Wir wußten ja jeden Weg und Steg, jede kleine Abkürzung und Handwerksvorteil, dann ließ uns der Vater in der Nacht mit der Bahn

heimfahren. Aber das Schönste waren doch die Ferien, was konnte man da nicht alles aussinnen!" Sie machten allein und mit den Freunden die schönsten Touren, bis sie jeden Winkel der Umgegend kannten; am geheimnisvollsten zog die sagenumsponnene Yburg an, zu der sie durch düstern Wald und über hohe Bergköpfe auf dem steilsten Wege hinaufkletterten, um droben in dem Burgturm bei den dunklen Tannen über den Schauergeschichten der alten Wirtin das Gruseln zu lernen und nach Gold zu graben; sie wanderten im Achteck und im Dreieck. Emil Frommel hat in geradezu meisterhaften gemütvoll-launigen Erzählungen einige dieser Bubenreisen im alten Stil beschrieben; ich erinnere an: **Per pedes apostolorum** (Aus dem untersten Stockwerk), Eine Reise ins Freiherrnschloß (Feldblumen), In die sonnige Pfalz (Gütersloher Jahrbuch 1893), Die Donnermühle im Murgthal (Deutscher Kinderfreund 1887), Am Kreuz des Klosters Fremersberg (Nachtschmetterlinge), Der Wurzelgräber (Treue Herzen). Einzelne Proben seiner Reiseschilderung in Naturstimmung und Menschenbeobachtung hier wiederzugeben, würde zu weit führen; „ja, das war Leben!" jauchzte es auf in dem Manne, wenn er der Kindheit und Jugend gedachte, der feurigen Freundschaften mit den Altersgenossen, für die die Mutter die gute Parole ausgegeben: „Wen ihr nicht mit nach Hause bringen könnt, mit dem lauft ihr auch nicht herum", und der tausendgestaltigen Natur mit ihren Zaubern. „Das Herz blieb gesund, man schüttelte den Schulstaub gründlich ab. Luft und Leben war auf den Bergen und im Tal, und Liebe drin im Hause — was kann einem Kinde besseres werden?"

Ein besonders sonniges Kapitel in Emils Jugendgeschichte heißt Straßburg. Die Großmutter Gambs



wohnte dort, im Schatten der Aurelienkirche, nachdem der den Straßburgern unvergeßliche Gatte längst gestorben war. Näher aber zog es den Knaben zu Onkel und Tante, ebenfalls mütterlicherseits, und deren sieben Buben. Die „Herren Vettern“ zogen den verwunderten Karlsruher Besuch sofort in ihre etwas dunklen Geheimnisse: In dem Onkelshause standen nämlich in dem Magazin die Sirupfässer und die großen Ballen von Mandeln. „Die Vettern wußten Bescheid, wie man das Sirupfaß anbohren und den Mandelsäcken so ein unversehenes Loch beibringen und sich dann aus dem unerschöpflichen Schatze „nachquellen“ lassen konnte. Am Werktage saßen die Kontorherren in dem engen Gewölbe an großen Büchern, draußen standen die „Ladenschwengel“ und verkauften, und wir trieben uns zwischen ihren Füßen durch. Aber am Sonntag war alles totenstille, oben im großen Salon feierliches Mittagessen, und zum Dessert kamen Datteln und Feigen und Rosinen und die uns bereits bekannten Mandeln. Das haftete tief, denn so was gab's zu Hause nicht.“

Und vor Straßburgs Toren lag auf der Insel Wacken das Besitztum intimer Freunde von Frommels Mutter, die Lohgerberei Hackenschmidt — das dritte Glück in der wunderschönen Stadt für die Karlsruher Jungens. Anno 1833 erlebte Emil dort die Julirevolution in Gestalt eines Feuerwerks auf dem Straßburger „Polygon“; „Raketen stiegen, die mir wie glühende Kugeln vorkamen. Wir waren oben hinauf auf die Lohkäsdarren gestiegen und sahen die Kugeln und die Illumination. Das ist die tiefste erste Jugenderinnerung gewesen außer der tiefen Glocke im Münster.“ — Daß der fröhliche Verkehr zwischen Karlsruhe-Lichtenthal und Straßburg möglichst eifrig gepflegt wurde,

bedarf keiner Versicherung; die Jugend zog es zu ihresgleichen, um zu tollen und zu singen und zu wandern, und es macht der Mutter Frommels Ehre, daß sie darauf aus war, ihren Kindern den harmlos freien Verkehr mit anderen Knaben und Mädchen als für beide Teile vorteilhaft nach Kräften zu ebnen.

* *
*

Die letzten Gymnasialjahre Emil Frommels waren von viel Unruhe durchzogen — es wogte in seinem Elternhause, und in seinem eigenen Kopf und Herzen auch. In einer allgemeinen Charakteristik dieser Periode stehen folgende feine Beobachtungen:

„In den Jahren von zehn bis fünfzehn geht in einem Jungen mancherlei vor, was man nicht mit einem Worte sagen kann. Es ist eine Zeit, wo manches herauskriecht, was still geschlummert in den zehn ersten Jahren. So manches kleine Hörnlein, das sich nur scheu wie bei den Schnecken und sehr weich und zart herausgetraut, ist derweil gewachsen und zu einem ganz ansehnlichen Horn und Geweih geworden, hart und stößig. Nicht umsonst heißt's von solch einem: Er muß sich die Hörner ablaufen. Denn absägen ist eine gefährliche Sache. Man verdirbt dadurch auch manches Gute und Tüchtige. Dann kommen die lieblichen Flegeljahre bei den Herrn Buben, die auch manchmal sich ins Weibliche kleiden und bei der Fräulein Tochter zu Besuch kommen. Da ist einem überall die Haut zu kurz, wie die Jacke und Weste samt den Beinkleidern zu eng. Überall will's hinaus — aber wohin? Und mitten hinein in all diese Unruhe kommt die Frage: Was

willst du werden? Man steht vor der Wahl, wie Buridans Esel vor den zwei Heubündeln, der nicht wußte, von welchem er zuerst fressen sollte. Und doch regt sich gerade da mit vierzehn bis fünfzehn Jahren so etwas, was auf den künftigen Menschen deutet, da und dort schaut, wie aus dem Frühlingsbeet ein Knösplein, so auch eine Gabe und Anlage aus dem Knaben heraus, und man meint: das könnt er werden. Aber ein paar Jahre nachher und das Knösplein ist längst wieder hinuntergeschlupft. Mit den Kinderträumen ist's längst zu Ende und mitleidig sieht man auf den kleinen Bruder herunter, der noch „Zuckerbäcker“ oder „Kutscher“ werden will. Wie kann man auf solcher Kulturstufe noch stehen! — das alles quält den Burschen auch, denn er weiß wahrhaftig nicht, was er werden soll. Nur einzelne wissen's und die treten aus der Klasse, wenn sie eben am Cornelius Nepos waren und verlassen die Sonnenbahn der Wissenschaft. Man sieht sie hinterm Ladentisch stehen und Häringe verkaufen. Und doch — wie haben die's gut! die „haben nichts mehr auf“ und brauchen keine Angst vor dem Schlußexamen zu haben!

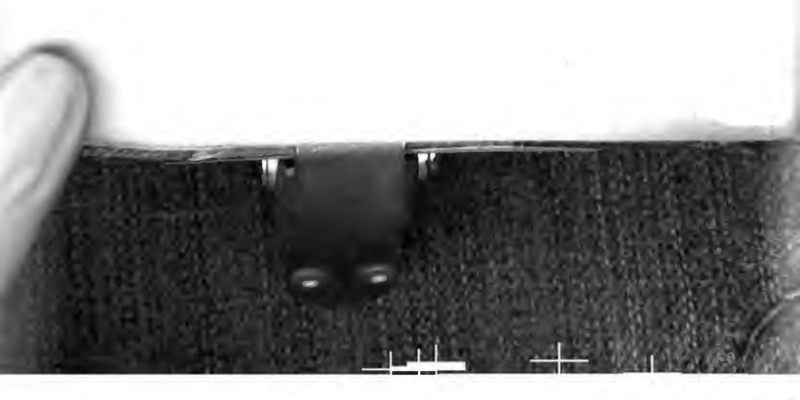
Trotz alledem ist's nebenher wieder eine Zeit, wo vieles sich im Innern verschließt. Es wird einem so blutsauer, etwas zu sagen von dem, was im Herzen eigentlich sitzt und lebt; so manches Büblein scheint außen so „rauhbautzig“ und ungeschlacht und will nur damit sein weiches Herz verbergen und will's nicht Wort haben, daß ihm die Tränen bei einer Geschichte so nahe in die Augen gelaufen, weil's die anderen sehen und ihn auslachen könnten. Da steht man oft vor solch einem Herzen, wie vor einem verschlossenen Kästlein, zu dem der Schlüssel verloren gegangen ist. Das ist die Zeit, wo die Eltern viel Geduld haben müssen,

wie der Weinbauer, wenn sein Wein im Faß im Gären ist. Und mit siebenzehn und achtzehn kommen andere Lüftlein gezogen, die sind auch nicht immer gerade „milde Weste". Kurz, es ist eine verheißungsvolle, aber gärende Zeit. Denn sehr viel „machen" wollen, taugt auch nichts. Wer immer an einem Baum oder einer Rebe schnitzelt und herumschneidet, kriegt schließlich keine oder saure Frucht."

In Emils Haus zog ein neuer Geist ein: Mutter Frommel — frömmelte. Aus der schlichten herzlichen Religiosität, die sie bisher beseelt, wurde mit Hilfe des württembergischen Konventikelwesens, das auch nach Baden drang, ein engherziger Pietismus, der aus der Welt flüchtete und nur in den Regionen der Mystik noch heimisch war. Ein Vetter des Galeriedirektors, Gustav Frommel, hatte als junger Karlsruher Geistlicher dort die pietistische Bewegung entfacht; der Oberkirchenrat ernannte ihn dafür — eine Torheit und Kurzsichtigkeit, die nicht ausstirbt — zum Märtyrer und versetzte ihn in ein entlegenes Dorf. Die leidenschaftliche Natur der halben Französin fing Feuer. Sie hielt sich zu den badischen „Stundenleuten", unter denen selbst ein Seminardirektor sich befand, und gestaltete ihr Haus nach den neuen Anschauungen rücksichtslos um. Aus war es mit Schiller, Jean Paul und Herder; Bibelsprüche, Liederverse und Gebetsworte traten an die Stelle. „Die Verbindungen mit den alten Freunden", schreibt der Sohn ein halbes Jahrhundert später in einem seiner Bücher wehmütig, „lockerten sich, statt der Künstler kamen kleine Leute, Schuster und Maurer, Bauern und allerlei Volk ins Haus; die Gesellschaften hörten auf." Die Mutter ging statt dessen von einer Betstunde zur anderen. „Ich stand im zwölften Jahre; mir war zu Mute, als ob ich auf einem



Kirchhof wandelte. Es war ein enges Christentum, dem des Vaters Kunst als „Welt" galt." Die Mutter hat übrigens die erste badische Kleinkinderschule (1843) gegründet und zehn Jahre lang selbst geleitet. Emil wurde an seinen liebsten Menschen irre; in seinem Tagebuch vermerkt er sich: „Heute wieder tolles Zeug gehört: Eisenbahn Erfindung des Teufels, war aus der Schrift bewiesen! Der Teufel als brüllender Löwe vorgestellt, der brüllend herumgeht à la Samiel; die Ärzte Werkzeuge des Satans u. a. m." ... Da die Stadtgeistlichen der Mutter nicht pietistisch genug waren, brachte sie den Sohn nach Straßburg, wo ihn der geistig bedeutende Calvinist Härter, der Begründer eines großen Diakonissenhauses, in der Neuen Kirche eingesegnet hat. Bei der Jugendfreundin der Mutter auf dem Wacken wohnte er, und täglich wanderte er nach Straßburg hinein zu dem Konfirmandenunterricht des ernsten Geistlichen, vor dem er sich fürchtete, und den er nicht verstand. „Wie lebendig", heißt es in „Lenz und Herbst", „steht mir das alte Pfarrhaus in Straßburg vor der Seele, in unmittelbarer Nähe der herrlichen Kirche, darin Tauler einst seine feuerflammenden Predigten hielt. Oft bin ich vor der Stunde durch den alten Kreuzgang gewandert, darin ein Antiquar seine langen Bücherreihen aufgeschlagen; ich sah hinauf nach den kleinen Zellen, darin einst Tauler gelebt und seine „deutsche Theologie" geschrieben, dies wunderbare runenhafte Buch voll Tiefsinn, das selbst eine Klosterzelle ist, in die das Licht dämmernd durch wundersam gemalte Scheiben fällt. Das Portal des Pfarrhauses war mit einem mächtigen eisengetriebenen Klopfer versehen. Man trat in einen gotisch gewölbten Vorraum, dann gings durch einen schmalen Gang



in die „Examenstube". Der Turm des Münsters, die schön filigranierte Spitze über den vier Schnecken, ragte gerade noch für das Auge erreichbar herein." Von seinem geistlichen Lehrer sagt er: „Das schwarze, in natürlichen Locken gekräuselte Haar wallte um das ernste festgemeißelte Haupt; dunkle schwarze Augen, die etwas Funkelndes, wenn nicht Stechendes hatten, blickten blitzend aus dem bleichen Antlitz; der scharf geschnittene Mund, dessen schmale Wellenlinien den Redner verrieten, zeugte von tiefem Ernste. Ich bin lange ein geheimes Bangen nicht losgeworden." Das war für den phantasievollen Jungen mit dem weichen Gemüt natürlich nicht der rechte Seelsorger, der seine religiösen Skrupel mit dem Dekret erledigte: „Zweifel sind vom Teufel — weg damit!" Er arbeitete die klar geordneten Unterrichtsstunden schriftlich aus und empfand mehr Respekt als Liebe. Von Freundschaften wachsen ihm neben seinem treuen Freunde Egenolph, mit dem er urteutonische Oden austauscht, noch die Beziehungen zu zwei Mädchen ans Herz: zu seiner Cousine Ida Reichard, bei deren Eltern er zumeist die Sonntage verlebte, und zu der ältesten Tochter des Pfarrers Härter, die den Gymnasiasten und später auch den Studenten als eine doppelt so alte verständnisvolle Freundin mit ihrem Rat begleitete und ein Jahr vor dem französischen Kriege in Straßburg als Diakonissin starb.

Er kam nach Hause zurück, und die Differenzen wuchsen. In der Schule brillierte er nicht; aber Musik, Kunst und Theater fesselten ihn stark. Der Kammersänger Oberhoffer, bei dem er Gesangstunden nimmt, ist von seiner schönen Stimme so entzückt, daß er ihn für die Bühne gewinnen will; die vielen privaten Religionsstunden jedoch,

die die Mutter ihm geben läßt, verbittern ihn. In seinem Tagebuch lesen wir: „Don Juan gehört, tiefer, gewaltiger Eindruck — das ist doch überirdische Musik. Die Kirche macht wenig Eindruck, die Menschen gehen ebenso schlecht und selbstgerecht heraus als sie hereinkommen, und gerade die, die sich als die Einziggläubigen dünken" . . . Die Gegensätze im Hause verschärften sich noch dadurch, daß Emils jüngerer Bruder Max der Mutter auf ihre Sonderwege folgte. Er ging aus des Vaters Atelier, dem er schon ein Jahr als Schüler angehört hatte, aufs Gymnasium zurück, um Theologe zu werden. Unter seinen Mitschülern gründet er einen Bibelverein, er gewöhnt sich das Lachen ab, sieht auf der Straße niemanden an und legt sich Holz ins Bett, um nicht so weich zu schlafen. In Emil, dem Weltkind, kochte der Widerspruch gegen diese Möncherei. Leider schloß sich auch der Vater der Denkweise der Mutter und des Bruders an, und es ist bezeichnend genug, was der junge Mensch nach einem gemeinsamen Ausfluge auf die Yburg niederschreibt: „Die Sonne, rund wie der Schild unserer Väter, schaut mich an, doch e i n Wesen, das mich lieb hat! Meine Liebe ist erstorben, mein Herz war ja nur Liebe — doch seit ich unglücklich als Apostat der Religion meines Hauses freudelos umherirre, ja fast verzweifelt gehe, bin ich nach ihrem Ausspruch richtig der Teufel im Hause. Sie kennen und verstehen mich nicht." Er zitiert Herweghs Feuerstrophen vom Haß und nennt als Weg zur Religion, die ihm der einzige Stern des Menschen über dem Abgrund bleibt, die Philosophie.

Die politischen Gärungen in Süddeutschland kamen zu alledem hinzu. Die Primaner gingen von der Schule aus in die Ständeversammlung und berauschten sich an

den unverstandenen Reden der Hecker, Welcker und Bassermann, die neue große Zeit herbeisehnend, die da verheißen wurde. Unter einen seiner Aufsätze schrieb der deutsche Lehrer Frommels als Urteil die vielsagenden Worte: „Reif für die zweite Kammer." Die Luft war schwül, „die Welt glich immer mehr einem geheizten Dampfkessel, der zu zerspringen drohte. Das atmete man so ein." Was schadete dieser unreife Enthusiasmus im Grunde? Bienen, die nicht schwärmen, bringen auch keinen Honig. — In der Prima gab's noch einen großen „Krach". „Die Klasse war schlecht präpariert, weil man alles repetieren sollte — und das heißt dann so viel als gar nichts. Ein Teil des Lehrerkollegiums war anwesend bei dieser glänzenden Leistung — da entfuhren dem olympischen Zeus, der in Gestalt unseres Direktors oben thronte, Donner und Blitze, die tief unter den „humanioribus" standen und wovon wir uns sämtlich, wie die Gefährten des Odysseus durch den Zauberstab der Circe, in eine zoologische Sphäre versetzt fühlten. Das war des Guten zu viel. Wir ratschlagten und verfaßten eine Klageschrift „an das hochpreisliche Ministerium", die nach unserer Meinung höchst nobel war und sandten sie ab. Bruder Karl hatte sie abgeschrieben. Da kam zwei Tage darnach das Ungewitter. Wir wurden einzeln zitiert, keiner verriet. Da kam ich selbst vor. Die Richter fragten: „Wissen Sie vielleicht, wer die Schrift verfaßt hat und abgesandt?" — „Ja, das weiß ich. Ich selbst. Ich dachte, es sei ehrenwerter, den Direktor bei seiner Behörde zu verklagen, als ihn in der Stadt zu verklatschen" (die Sache hatte nämlich großes Aufsehen gemacht). Ich mußte abtreten. Am Abend wurde ich vor den Direktor zitiert. Furchtlos trat ich ein. Er kam

mir entgegen, streckte mir beide Hände zu und sagte: „Mein lieber junger Freund — ich danke Ihnen. Wenn ich mich wieder vergessen sollte, dann kommen Sie einen Tag nachher zu mir und sagen es mir, und verklagen mich nicht mehr bei der Behörde. Aber es soll alles vergessen sein, sagen Sie das Ihren Mitschülern. Es tut mir leid, was ich gesagt." Da stand ich nun als der Geschlagene und überwundene vor dem greisen Lehrer. Aber seit jener Stunde sind wir die besten Freunde geworden."

Dann kam der langersehnte Tag der Freiheit, nachdem Emil sich durch die zwölf Schuljahre recht eigentlich hindurchgeseufzt hatte. Für die Schule und den Pedantismus der Schultyrannen war solch unruhiger Bubenkopf mehr oder weniger verloren. Aber der Frack samt Cylinder rückten an und der Mulus erstand. Emil wollte ursprünglich Theologe werden, um, wie er sich's sinnig zurechtgelegt hatte, „Gelegenheit zu haben, den Menschen zu helfen, sich für sie zu opfern." Allein die häuslichen Eindrücke hatten ihm das gründlich versalzen. So erklärte er seinen Eltern, er würde Medizin studieren. Die Mutter rief ihm zu: „Dann wirst du vollends des Teufels". Vater Frommel aber brachte einen verständigen Pakt mit dem Sohne zustande: er willigte ein, drei Jahre Theologie zu studieren; könne er dann nach dem Examen nicht mit Überzeugung Pfarrer sein, so dürfe er noch Mediziner werden. Da Frommel erst 18 Jahre zählte, so hätte das Alter diesem Plane keine Schwierigkeiten entgegen gestellt. Die Zukunft hat über das Doppelstudium entschieden: Emil Frommel wurde ein Theologe, der seinen Dienst als Heilberuf an der kranken Menschheit auffaßte.

III.

Der Student.

Das „Tausendschönichen“ — so nennt ihn sein Stiefelwichser — hat alle Schulmelancholie überwunden und ist Student der Theologie in Halle. In Weimar, das er auf der Fahrt passierte, kommt er aus dem Staunen nicht heraus, daß Goethe, Schiller und Wieland unter diesem Himmel und bei so viel Sand überhaupt hatten dichten können und traurig ruft er aus: „Ich glaubte mich in die Wüste Sahara versetzt. Von Bergen keine Spur, der Wald scheint schon längst pensioniert zu sein.“ Als ihn aber ein badischer Landsmann, ein altes Semester, in Halle mit dem biederen Gruß empfängt: „Fuchs, deine Hand, wir sind Studenten, setz dich, guter Junge“, da freut er sich der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die er nun errungen hat. Bei einem originellen uralten Spenglermeister mietet er sich ein, und am 24. Oktober 1846 hört er sein erstes Kolleg bei dem Philosophen Erdmann. Er hatte gemeint, schon recht viel von Philosophie zu wissen — „und ich verstand nichts“. So fängt alles echte Lernen an. Aber er war nach Halle geschickt worden, um Tholuck zu hören und durch diesen Drachentöter des Rationalismus dem Glauben der Mutter gewonnen zu werden. Er schweigt sich zunächst

über Tholuck aus. Dieser Theologe, den der anrüchige Hengstenberg unter seine Fittiche genommen hatte, war ein geistreicher Eklektiker, dem Carl Schwarz in seinem klassischen Werk das Zeugnis schreibt: „Seine Rechtgläubigkeit ist an allen Punkten unterhöhlt. Seine hervorragenden Talente sind Phantasie und Witz, damit verbindet sich das bunteste Allerlei des Wissens, welches durch jene Kräfte in Bewegung gesetzt, die frappantesten kaleidoskopischen Bilder gibt. Aber es fehlt manches, um seinem reichen glänzenden Wissen Überzeugungskraft mitzuteilen. Es fehlt Korrektheit, Ordnung, Zusammenhang, in sich ruhende Selbstständigkeit. Und so gehäuft auch die Citate aus den heiligen wie den Profanschriftstellern sein mögen, so reich und schön die Anspielungen und Sentenzen aus den Dichtern und Philosophen aller Jahrhunderte, die zur Bestätigung und Verherrlichung des Glaubens aufgeboten werden, so versprüht doch all dieser Geistesaufwand wie ein Feuerwerk und läßt nichts zurück als ein schimmerndes Helldunkel." Er gehört weder zu den Schriftgläubigen strenger Observanz, noch ernstlich zu den Symbolgläubigen. Er ist von allem etwas. Aber Apologet des alten Glaubens und der Exekutor des Rationalismus ist er von Berufs wegen. Er ist, nimmt man alle Eindrücke zusammen, der Romantiker unter den Theologen des vergangenen Jahrhunderts: sehr belesen, gefühlsinnig, witzig und phantastisch, aber arm an eigenen Ideen und in allen Angelegenheiten des realen Lebens von einer sprichwörtlich gewordenen Hilflosigkeit. Sein eigentliches Verdienst sind die intimen persönlichen Anregungen, die seine zahlreichen Schüler in seinem Hause wie auf ihren „Buden" und besonders auf den berühmt gewordenen Spaziergängen von dem vielerfahrenen Seelen-

kenner empfangen haben. Diesen Dank ist ihm auch Emil Frommel schuldig geworden. Es war ihm zuerst peinlich, daß man ihn an Tholuck empfohlen hatte; „schon das Empfehlen war mir unangenehm; ich dachte immer an eine Frachtkiste, die an einen Menschen wohl konditioniert auf eigene Gefahr abgeschickt wird, und meinte in meiner Torheit, der Mensch müsse sich selbst empfehlen." Aber der freundliche Herr Rat, der den Seelenfänger hinter einem launigen Sarkasmus und einer gastfreien Gemütlichkeit verbarg, zog ihn trotz seiner Manie bald an. Der Alte stellte auch ihm seine paradoxen Fragen, aber Emil blieb ihm die Antworten nicht schuldig. Als Tholuck ihm eines Tages mit der Frage auf den Leib rückte: „Mein teurer Frommel, wie verhalten Sie sich zum Persischen?" da entgegnete der teure Frommel schlagfertig: „Ganz indifferent, Herr Rat." — Neben Tholuck hörte er von Theologen in Halle Wegscheider, Guericke und Hupfeld, ohne einem von ihnen persönlich nahe zu treten. Das erste Weihnachten in der „Fremde" Preußens kam; unser fröhlicher Studio kriegt das schönste Heimweh, „meine Gedanken fahren herum wie eine zugepfropfte Flasche auf dem stürmischen Ozean", und das Weinen ist ihm noch näher als der Hunger. „So kann ich nichts besseres tun, als mein gutes Klavier aufmachen und spielen, bis die Disharmonie meines Herzens in die Harmonie der Töne aufgegangen ist." Er zieht sich die großen hallischen Wasserstiefel an und den Sämtling und schlendert durch die Straßen, „da wo möglichst viel Lichterglanz hineinfiel." Seine Weihnachtsstollen, die er für sich eingekauft, verschenkt er an arme Leute, die er unter dem Christbaum Weihnachtslieder singen hört, er selbst feiert im Hause Tholucks, des liebevollen Studentenvaters — der Hegel-

schen „Idee" sich entschlagend und in Gedanken an die Heimat, also in die Welt der „Vorstellung", für ein paar Stunden eingetaucht.

Frommel besucht den Kommers der schlagenden Verbindungen und schließt sich zum Kummer der Mutter, die gern einen Wingolfiten aus ihm gemacht hätte trotz der „häßlichen Tabakswolken", einer fast geheimen freisinnigen Burschenschaft der Fürstentaler an; blauviolette Mütze, die auf der Straße mit einem grauen Überzug bedeckt war, und schwarz-rot-goldnes Band, das sie nur auf der Kneipe trugen. Sie wollten prinziplos sein, d. h. unabhängig und unbeeinflußt nach Licht und Recht suchen auf dem Gebiete der Erkenntnis und des Lebens. Ein sehr angeregter Kreis junger Leute, den verschiedensten „Richtungen" angehörend, dessen Streben ein durchaus ideales war. Alle glühten für Freiheit, Ehre, Vaterland, wie es auf den Bändern leuchtete; sie disputierten, gaben sich gegenseitig Kaffeekränzchen auf ihren Buden mit Hallorenkuchen, übten vierstimmig die Volkslieder in ihren Gesangsstunden und tummelten sich mit Rappier und Pistole auf dem Fechtboden, doch ohne Duellzwang und Bestimmungsmensuren. In einem prächtigen Brief an eine Cousine vom März 1847 hat er sich mit schönster Laune abgezeichnet: „Recipe, zu teutsch: geh her und nimm:

a) äußere Gestalt: Figur 19 Jahre, Gesicht 16 Jahre, Statur 5 Schuh 8 Zoll.

b) äußere Ansicht: trägt eine lila Mütze mit Stich des Landesvaters, Haare bis auf die Schultern, auf den Lippen eine kleine durchsichtige Anlage zu Schnurrbart, die kultiviert sein will, einen schwarzsamtenen Rock mit tausend

Schnüren besetzt und darüber zwei Stricke, macht mit mir drei Stricke. Weißer Hemdenkragen auf die Schultern herab, schwarze Beinkleider und Kanonenstiefel bis über die Kniee mit klirrenden Sporen, Manschetten und gelbe Glacéhandschuhe, **voilà ton cousin**, so da ist Studio zu Halle im Preußischen.

c) innere Gestalt: hat eine Reitpeitsche und ein gutes Herz und raucht bisweilen aus einer Pfeife Tabak, hat nie Geld in Bänken, aber Bücher in Schränken und steht morgens früh auf, studiert die Woche durch und kommersiert am Sonnabend.

d) Innere Ansicht: hat trotz Hegelscher Philosophie bedeutend wenig Einsicht in die Welt, daher muß er Vorsicht für sich, die anderen Leute Nachsicht mit ihm haben, denn es ist billig, daß man Rücksicht für einen Studio hat. Besitzt ein kleines Quantum leichten Sinn, daneben aber einen großen guten Mut — geht über Geld und Gut!"

Wer wollte diesem sonnigen künstlerischen Burschen nicht gut sein? Die Hallesche Kost findet er so schlecht, daß sie der Kuckuck und seine Küster, wie er annimmt, im Schlaf zusammengebacken haben; aber er setzt darüber hinweg und grüßt alle, die ihn lieben und die ihn hassen, „denn der Student steht über der Liebe und dem Haß der Menschen." So ist's recht — was mag die Welt wohl kosten: ich kauf sie mir! Durch seine schöne Stimme wurde er mit dem Kirchenhistoriker Herzog näher bekannt, der mit ihm im selben Hause wohnte und der den sangesfrohen Studenten gern in seine Familie zog. „Auch abgesehen vom Manne, der Freude an einem lustigen Bruder hat — und ein fideles Haus bin ich ja — welch trefflicher, inniger Mensch!



Er versteht mich auch immer gleich, ich kann und darf ihm alles sagen. Was mir besonders an ihm gefällt: dies feste Männliche, was Tholucken abgeht, ein so offener freier Charakter und dabei doch große Liebe."

In ihm gärten die Kräfte, die sich zu einem Charakter zusammenschließen wollten. Er hat später, in seinen „Festflammen", von dieser Zeit geurteilt: „Feuerbach, Arnold Ruge, Bruno Bauer wurden eifrig gelesen und in den Abenden mit heißen Köpfen durchdiskutiert und so beiläufig auch die Welt reformiert. Und doch ließen mich diese angestaunten Freigeister im tiefsten Herzen kalt. Für diese Phrasen von der Herrlichkeit des Diesseits wollte ich doch nicht mein bischen Glauben an ein Jenseits eintauschen. — Es waren dazu die Tage der Uhlich, Wislicenus und anderer; Johannes Ronge kam als gefeiertes Haupt auch nach Halle. Da wurde „hingeströmt". Was ich in dieser Versammlung hörte, war denn doch zu seicht und arm. So viel stand mir fest: das sind keine Lichtgeister, wenn sie sich auch in edler Bescheidenheit Lichtfreunde nannten, da war doch der Finsterling Tholuck in der Domkirche noch etwas anderes. So riß es hin und her." Aus Baden kam gleichfalls unruhige Post: das Karlsruher Theater brannte ab, das in nächster Nähe der Galerie stand; unter den Toten, die in den Flammen umgekommen, waren auch mehrere Bekannte und Freunde des Hauses. Sein Bruder Karl, der begabte Maler, starb in demselben Winter; von einer fröhlichen Studentenfahrt durch Thüringen heimkehrend, bei der sie den „teutschen Urmenschen" Jahn aufsuchten, der im Teutoburger Wald lebe und sich von Eicheln nähre, findet Emil die traurige Nachricht vor — gespickt mit frommen Anzüglichkeiten der Seinigen. Endlich warf die Strafversetzung des

Pfarrers Peter in Karlsruhe, der die fromme Unverschämtheit hatte, den Theaterbrand als ein Strafgericht Gottes für den Leichtsinn der Gebildeten zu erklären, ihre Wellen in Frommels Elternhaus, da Peter mit diesem sehr befreundet war; er war auch Emils Lehrer gewesen. Die Mutter quält ihn, ob ihm denn die strenge religiöse Richtung noch immer nicht zusage; der Sohn schreibt ihr zurück: „. . . Es ist jetzt stiller geworden in meiner Seele. Um die Gewitterwolken legt sich ein sanftes Leuchten, und immer ferner verhallt der Donner. Aber ich rufe mit dem Dichter: hinter der Sonne ruhen Sonnen im letzten Blau, ihr fremder Strahl fliegt seit Jahrtausenden auf dem Weg zur kleinen Erde und kommt nicht an, aber du unaussprechlich großer Gott, bist auch ein unaussprechlich naher! — Ja, der Mensch kann die Wahrheit verachten, verkennen, aufhalten, aber wie verkehrt er's auch treibt, er sucht, er meinet sie. Er kann sie nicht entbehren, und wenn sie ihm erscheint, muß er das Haupt vor ihr beugen." Er vergleicht sich mit dem Taucher bei Schiller und sagt: „Den Becher halte ich hoch, den Glauben über der schäumenden Flut, wenn auch die Wogen fortbrausen. Hinter den Abendwolken blinkt der goldene Mond." Als aber ungewaschene Mäuler — diese schlimmste Pest unter den Menschen — den Eltern anonym allerhand Nachteiliges über den angeblichen Leichtsinn und die Oberflächlichkeit Emils mit der bekannten „Teilnahme" gemeiner Naturen beibringen, da zieht er vom Leder: „Eine feste Überzeugung, das ist's, wonach ich trachte, aber die wahrhaft zu haben, ist ein Mensch in meinen Jahren noch nicht fähig, denn zur Überzeugung gehört Erfahrung. Gott kann einem Feuergeist noch Zügel anlegen, er kann seine Kräfte zum besten leiten, ohne daß der Mensch es will;

aber ein Gleichgiltiger, ein Gesinnungsloser trägt seine Strafe schon in sich selbst. — Obgleich ich eine Heiterkeit besitze, die, wie manche sagen, über alle Bäume geht, so durchzieht mich doch ein innerer Seelenschmerz, besonders über Täuschungen. Ist auch manche Szene herzzerreißend, die ich mit einem spindeldürren Manichäer habe, den ich auf bessere Zeiten vertrösten muß, oder mit einem geisterhaften Nachtwächter, dem gegenüber ich mein subjektives Recht geltend mache, auch nach zehn Uhr auf der Straße einen kleinen Witz mit Gesang aufzuführen, doch das sind alles Nebenpunkte in meinem Leben, die ich euch fuderweise zu Hause einmal erzählen werde. Die Hauptsache ist, daß ich am rechten Orte ernst bin und am rechten Orte eine große Heiterkeit entwickle." So weiß sich der Werdende trotz aller gutgemeinten Eingriffe von seiten seiner Familie selbständig und gesund zu erhalten.

Als der „Fuchs" und „Brandfuchs" glücklich absolviert und er zum „Jungbursch" avanciert war, schreibt er an Cousine Ida nach Straßburg einen übermütigen Brief, der auf die Melodie gesetzt ist: „O Kuhsine, es ist kein Spaß Student zu sein!" Die neue Würde, so erklärt er ihr, wird „durch Mienenspiel" ausgedrückt: wer nicht ausweicht, kriegt einen Rippenstoß. Wenn die Empfängerin ihm indes böse werde, so „bei meinem Barte, wünsche ich dir alle meine Schulden an den Hals, und du weißt, der Übel größtes sind die Schulden. Doch sie heben allein das Leben, und ich schlafe ruhig auf dem Kissen, das mir die Straßburger Romantik gebettet hat." Schließlich zeichnet er ihr seine leibliche Erscheinung auf, die durch sein angestrengtes Studium sehr gelitten habe, und dichtet die flotten Verse:

Und wenn ich ein Studente wär'
Zu König Wenzels Tagen,
Wo man, noch nicht an Büchern schwer,
Rappier, Kollet getragen —

Ich ging einher im spitzen Hut,
Drauf Hahnenfedern schwanken,
Von schwarzem Sammt ein Wämslein bunt
Umschloß den Leib, den schlanken.

Beim Schreiten klingt am Bandelier
Ein Schläger an die Sohlen,
Das Haupt in frischer Lockenzier
Ein Bart zum Kuckuckholen, —

Und Sangeslust und Lautenschall —
O Zecher sonder gleichen —
Um mich die froh'n Gesellen all
Aus vieler Herren Reichen.

Der singt vom Cid Campeador,
Und der von dem Cervantes,
Der trägt mit düstrer Stimme vor
Die hehren Verse Dantes.

Der Würfel springt, es lärmt der Chor,
Gekreuzt die Hieber rasseln,
Wenn jugendmutig froh empor
Zum Himmel Flammen prasseln!

. . . Da hob die heiße Hand ich auf
Vom Antlitz, dem bedeckten,
Um mich ein staub'ger Bücherhauf,
Dogmatik und Pandekten . . .

Aber sie lassen daheim nicht locker; ob er denn noch immer rauche und Bier trinke, wohl gar Karten spiele und sich duelliere, will die Mutter wissen. Der Sohn antwortet, fast zu würdig, aber sich selbst ehrend: „Ich bin ehrlich von jeher gewesen und hasse Verschwiegenheit. Allerdings ich habe geraucht, zwar nicht stark,

aber ich habe geraucht. Ich habe alles bis zu dem Punkt gebracht, daß ich es ebensogut lassen als tun kann. Ich kann Bier trinken, ich trinke aber wenig, und ich habe mich auch nie betrunken. Zur äußersten Not kann ich auch tanzen, aber ich bin nie auf dem Tanzboden gesehen worden. Ich schlage ziemlich gut, habe mich aber nie duelliert. Kann auch Karten spielen, meine Kameraden haben mich nie spielen sehen. Ich muß alles gesehen haben, ehe ich urteile. Etwas nicht tun deswegen, weil man es nicht kann, über etwas zu urteilen, was man nicht gesehen, ist wie die Fabel: es ist schlecht Wasser, sagte der Reiher, denn er konnte nicht schwimmen. Es verliert sich alles von selbst und streift sich ab, man muß mir nur Zeit lassen." Das ist echt protestantisch und menschlich-schön dazu. — Auch als Student hat Frommel unterhaltsame Reisen gemacht; er war, wie sich das bei seinem Naturell leicht versteht, unermüdlich im Aufnehmen neuer Eindrücke. Im dritten Halleschen Semester durchwandert er mit einem Verbindungsbruder Böhmen und das Riesengebirge, im gleichen Jahre geht's hinauf in den Norden bis Kopenhagen und über Berlin nach Halle zurück.

Der Februar 1848 brachte die französische Nachrevolution, die ihre Wirkung weithin in die deutschen Lande erstreckte. In Baden sangen die Studenten wilde Lieder von der neugewonnenen Freiheit und dem Weltenfrühling — „es war ein Hexenkessel, in dem Edles und Gemeines kochte und brodelte." Die Fürstenthaler, deren Namen sich eines Abends ein Gensdarm notiert, fürchten ein andermal polizeilich aufgehoben zu werden und springen jählings in die Saale, um sich nach Giebichenstein hinüber zu retten; sie kamen jedoch mit dem feuchten Gruß und dem Schrecken



davon. Unseren Studenten beschäftigten die Ereignisse aufs lebhafteste. Seinem geistigen Haushalt fehlte, das spürte er jetzt stärker denn je, das ordnende Prinzip. Die Freiheitshelden auf der einen Seite — Ahlfelds lichtvolle, plaudersame Predigten in der Laurentiuskirche andererseits: und mitten innen der nach Einheit seines Wesens sich sehnende jugendliche Theologe und Philosoph, ein Konterfei seiner gärenden Gegenwart.

Am 10. Mai läßt sich Emil Frommel in Erlangen immatrikulieren. Wenige Wochen darnach wird er bei den Marcomannen aktiv, deren Burschenschaft soeben gegründet worden war; sie hat sich übrigens nicht sehr lange halten können. Blau-rot-gold waren die Verbandsfarben, Anbahnung eines zeitgemäßen Studentenlebens hieß die Aufgabe. Er wollte bei den Theologen von Hofmann, Thomasius und Ebrard hören und bei den Philosophen von Raumer, Stahl und Nägelsbach; aber es blieb fast bei den Kollegs von Hofmanns, dessen geistvolle Entfaltung des Reichgottesgedankens als eines heilsgeschichtlichen Organismus in der Schrift alten und neuen Testaments unseren Freund mächtig anzog. Im übrigen war er vollauf beschäftigt mit den Vereinsarbeiten und mit des Vaterlandes Nöten. Aus dem Gasthof zum goldenen Schwan, wo er sich einlogiert hat, schreibt er an seine Freundin Härter nach Straßburg: „Ihr setzt die Erde in den Himmel; ich will den Himmel auf der Erde haben. Denn was ist ewige Seligkeit, wenn ich sie mir hier nicht schon erstürmen kann; ist Handanlegen bei der Realisierung der die Jetztzeit bewegenden Fragen ein Götzendienst? Ist das Wohl des Vaterlandes, meines großen Volkes ein Nichts, eine reine Illusion, die am Ende noch sündhaft ist?

Jetzt keine katholischen Klöster mehr — aber schafft auch die protestantischen ab. Heraus aus den Zellen in das stürmische Leben, wäre es doch auch den ersten Christen ein Leichtes gewesen, in Asylen der Liebe ihr Leben in Gott zu führen. Wer Gott in seinem Ich trägt, der steht und besteht auch im Sturm der Außenwelt. Drum frisch und keck fassen, was das Heute bringt, und was man heute tun kann, nicht auf morgen verschieben. O in diese Zeit gefallen zu sein, es ist die Hälfte des Lebens wert!" Dieser Rausch der bewegten Zeit klingt auch aus den Reden, die Emil Frommel, der zum Sprecher bei den Marcomannen aufgerückt war, bei allen festlichen Gelegenheiten der Burschenschaft hielt. „Ideale zerfallen und scheitern an den Menschen selbst, nur das bleibt, dessen Ewigkeit feststeht, die Liebe, die alles geschaffen und alles eint! Was ist der Mann, dessen Herz nicht für ein anderes Herz schlägt, in dem er sein eigenes Wesen wiederfindet, ein reineres voll Licht und Ruhe? Jetzt, wo jede Persönlichkeit im Allgemeinen verschwindet, der Mensch zur Zahl wird, da den Halt in der Persönlichkeit des anderen wiederzufinden, hier zu einen, was die Überzeugung trennt, aus der Fülle des Freundesherzens neue Kraft zu sammeln zum mächtigen Kampf!" so strömt er sein heißes Herz aus. Er muß aber doch — darin dem politischen Instinkt Heinrich Heines verwandt — bald ein Haar in der Sache der deutschen Jugend gefunden haben; denn schon Ende August kann er sich dahin äußern: „Zum Tummelplatz der Unredlichkeit und des Hochmuts ist der Schauplatz politischer Ereignisse geworden. Bei jedem großen Umschwung waren Männer gestanden, die alles Edle, was die Zeit mit sich bringen sollte, im Kern in sich trugen und re-

präsentierten, allein jetzt? Eine größere Verwirrung gibt's nicht, wie sie da in den Köpfen ist, bei beiden Parteien, darum habe ich mich keiner angeschlossen und sehe unter mir den russischen Absolutismus, neben der roten Republik konstitutionelle Monarchie mit der gemäßigten Republik, daher ich auch der Gefahr, mich zu solchen Treibereien brauchen zu lassen, fernstehe." Die Männer, nicht die Jünglinge Deutschlands sollen wählen, welche Staatsform die beste ist. „Ich will nicht vergessen", fügt Frommel in den Festflammen bei, „daß ich auch zum großen Burschentag auf die Wartburg zog (Juni 1848) und dort eigentlich den ersten tiefen Eindruck erhielt, daß Politiktreiben nicht Sache eines Studenten sei. Der Entschluß stand in mir fest, jenen Dingen Valet zu sagen und erst einmal meinen Haushalt richtig zu dirigieren, ehe das große Vaterland daran kam."

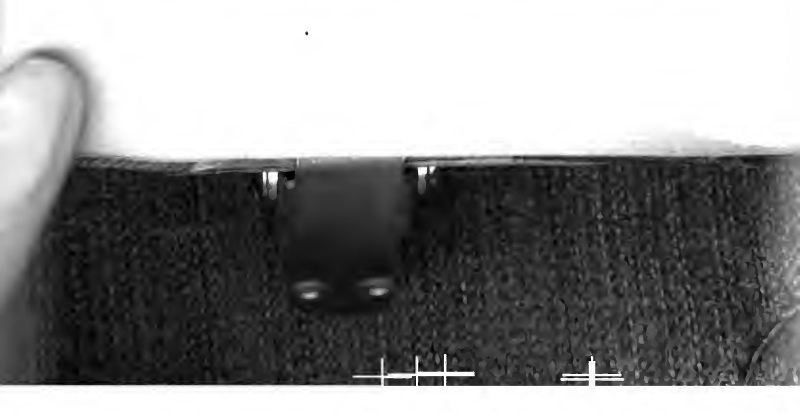
In den großen Sommerferien hat Emil, statt wie sonst eine Erholungsreise zu machen, still und tapfer in Erlangen die versäumten Studien nachzuholen gesucht. Die Rechnung im Gasthaus, in dem er wohnte, war dank der zahlreichen Besuche, die ihm dort seine Freunde machten, größer geworden als sein Wechsel; so blieb er als lebendiger Versatz für den Wirt zurück. „Ich schränkte mich ein und studierte von früh bis Abend. Es war die stillste Zeit meiner Universitätsjahre, und ich konnte mich auf mich selbst besinnen. Und das tat hoch not. Es ist gut, daß in der Jugendzeit plötzlich Stimmungen kommen, wo die Geister eines verfehlten Lebens, verbrauster Jugendkraft und verschwendeter Zeit vor einen treten. Namentlich die letzte, die doch oft schließlich der Grund zu ersterem ist, lastet schwer auf der Seele." Aber wie wenig, sagt Frommel treffend, werde einem

gerade der Wert der Zeit in der Jugend eingeschärft und wichtig gemacht; je weniger Jahre noch, desto teurer werden sie, wie bei jenen sybillinischen Büchern in Rom. Diese Mißachtung der Zeit ist auch mit in dem Zwiespalt begründet zwischen dem Zwang der Schule, wo oft mehr Überfütterung ist als Anreizung des Appetits, und der schrankenlosen akademischen Freiheit. In diesen heilsamen moralischen Katzenjammer fiel die Bekanntschaft mit einem bedeutend älteren deutsch-russischen Kandidaten der Theologie, Karl Behm, der dem ziellos ungestümen Gedankenleben Emils Richtlinien und Haltpunkte gab und dem er sich durch den persönlichen Einfluß, den er auf ihn ausübte, zeitlebens zu dem innigsten Danke verbunden gefühlt hat. Er hat in dem Pfingstkapitel der „Festflammen“ ebenso zart wie offenherzig von den fünf Monaten des Zusammenlebens mit Behm, der zu ihm in den goldenen Schwan zog, berichtet und dem Freunde das ehrenvolle Zeugnis ausgestellt, er sei der Philippus für ihn gewesen, der wie einst jener Evangelist dem Kämmerer von Mohrenland, so ihm das Verständnis des Evangeliums erschlossen habe. „Es war eine wunderbare Harmonie in ihm; bei einem scharfen Verstande ein so weiches kindliches Gemüt, gepaart mit einer eisernen sittlichen Energie. Einen so rein gestimmten Dreiklang habe ich in keinem Menschen wieder getroffen.“ „Ich stand wie einer“, sagt er von dieser Zeit der gemeinsamen Meditationen, „der an einem großen Bau verzweifelt, weil er einzelne Teile, die scheinbar nicht stimmen, in seinen Händen grübelnd herumwirft — da kommt der andere und zeigt ihm den ganzen Plan und Aufriß des Domes von Anfang an bis in die Vollendung, und alles

fügt sich an seiner Stelle herrlich ein." Behm kam aus den Kollegs von Rothe und Auberlen (Heidelberg und Basel), Frommel hatte in Erlangen von Hofmann gehört: die Grundgedanken dieser drei Theologen klingen in dem Bekenntnisse Emils an: kein Mechanismus der religiösen Begriffe, sondern ein lebensvoller Organismus mit einer vielstufig gegliederten Entwickelung, die in dem Erlösungsgedanken des Christentums, geleitet von der heiligen Liebe Gottes, zum Abschluß gelangt. Frommel liest in dieser Zeit die „Deutsche Theologie", bei der ihm zu Mute ist wie einem Kinde im Urwalde; „was ich nur als toten Lehrsatz kannte, hier war es ein Schatz, von dem die Seele lebte." Die Theosophen Oettinger und Franz von Baader kamen hinzu, auch Schöberleins Prinzip der Liebe. Am Geburtstag der Mutter tritt er Behm zu Liebe aus seiner Burschenschaft aus; wie groß das Opfer war, das zittert durch seine Bemerkung hindurch: „Ich war ihr Führer, der Erste in der Verbindung. Mutter, ich war in meinem Elemente. — Nun bin ich wieder, was ich war: ein „Obskurant", der aber doch sein Licht hat, ein „Kamel", das aber etwas vom Wasser des Lebens hat, ein „Finke", der aber frei singen kann." Ein kleiner Kreis von Freunden folgt ihm aus Anhänglichkeit, mit denen er Wissenschaft treibt. Karl Behm ging nach Rußland, um eine Erneuerung der griechischen Kirche anzubahnen; er starb dort in blühenden Jahren.

Ende März 1849 nötigt ihn heftiges Fieber nach Hause, dem eine schwere Nervenkrankheit bald nachfolgte. Kaum genesen, treibt ihn die badische Revolution aus der Heimat; Frankreich und die Schweiz hatten die Zahl der einheimischen Aufständischen so vermehrt, daß sie eine Schreckensherrschaft im Lande ausüben konnten: wer dem Groß-

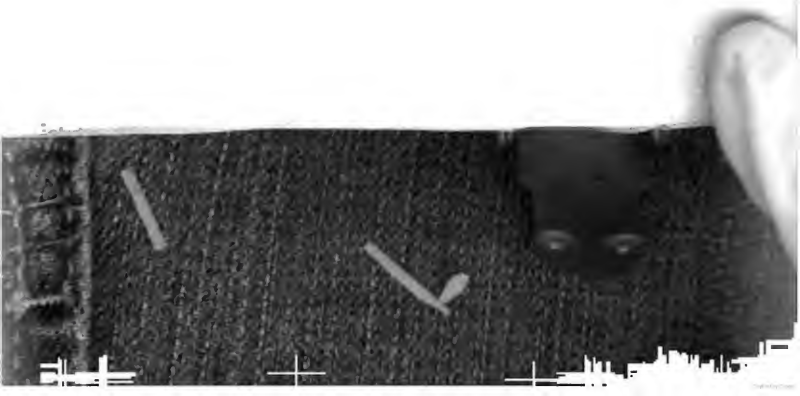
herzog treu blieb, wurde auf die Festung Rastatt geschleppt; die jungen Leute rief die Werbetrommel zu den Revolutionären, die sich mit List und Gewalt aller waffenfähigen Mannschaft bemächtigten. Auch auf Emil Frommel war es abgesehen. Auf den ihm von Kindheitszeiten vertrauten Fußpfaden marschiert unser Rekonvaleszent mit einem falschen Paß — als Dr. Spiegel — nach dem Elsaß, zum Pfarronkel Hermann Gambs. Fast wäre der Fluchtversuch gescheitert: in einem elsässischen Wirtshause traf er mit französischen Aufrührern zusammen, die auf dem Wege zu ihren badischen Genossen sich befanden: bei flackerndem Kerzenlicht saßen die wilden Kerle um den Tisch, einer verlas die Namen der europäischen Regenten und warf einen nach dem anderen in die bereit stehende Kaffeemühle, der Chorus begleitete den erleuchteten Akt mit einem dumpfen Racheritornell. Der Kandidat erreicht jedoch ungehängt und ungeworben sein Asyl. Mit dem musikalischen und humorvollen Onkel verstand er sich bald. Hier (in Weitersweiler) hielt er auch seine erste Predigt. Sie wurde zur Humoreske, und das ging so zu: Zufällig war eine kleine Tür zu den Emporen offen geblieben; von dort, dem Prediger im Rücken, marschierte, die günstige Gelegenheit ausnützend — eine Herde Gänse in die Kirche. Unter der Kanzel hielt sie respektvoll vor Gottes Wort einen Augenblick an, um dann ihren Marsch, den bekannten Gänsemarsch, wieder aufzunehmen. Die Bauernmädchen kichern; der Herr Prediger, der nichts gesehen hat, wird unruhig — hat er etwas Dummes gesagt? Die Gedanken verwirren sich; er sieht verzweifelt zum Pfarrstuhl hinab: da sitzt die Tante und drückt krampfhaft das Taschentuch vor den Mund, um nicht auszuplatzen mit Lachen. Ihm wird es dunkel vor den



Augen; schnell sagt er noch Amen. In der Sakristei erklärt er dem Onkel kategorisch: „Ich sattle um. Ich predige nie wieder.“ Am selben Nachmittag hielt er die gleiche Predigt auf Befehl des Onkels noch einmal. So hat dieser Mann, der bedeutendsten deutschen Kanzelredner einer, seine Predigttätigkeit begonnen . . .

Nach Erledigung der theologischen Vorprüfung trat Frommel zu Michaelis 1849 für ein Jahr in das Heidelberger Predigerseminar ein, wozu er als badischer Kandidat verpflichtet war. Reiche wissenschaftliche und persönliche Anregung bot ihm hier Ullmann, der spätere Prälat von Karlsruhe, daneben Umbreit, der Alttestamentler. Auch R. Rothe, den berühmten Ethiker, hört er, ohne ihm persönlich nahe zu treten. In der schönen Peterskirche muß er unter dem Homileten Dittenberger Probe predigen, über die Stillung des Sturmes (Matth. 8, 23 ff.). Beim Anziehen des Talars kriecht ihm eine Kreuzspinne vorn über Brust und Bäffchen — „ich zuckte einen Augenblick, stak mir doch der alte Aberglaube in den Knochen von den Morgenspinnen. Der Professor aber nahm das Tier, setzte es ins Freie und sagte: „Herr Kandidat, das geschieht nicht jedem, das bedeutet großes Glück. Gehen Sie mit Gott.“ Das war menschlich gehandelt, und es ging auch gut. Ich habe seitdem aller Spinnenfeindschaft gründlich abgesagt.“

Neben dem Studium wurde Frau Musika in Ehren gehalten und Freundschaft und Verwandtschaft gepflegt, aber wie es scheint weniger als früher gewandert, trotz der lachenden Natur um Heidelberg. Am 15. August 1850 war's überstanden; das Seminar entließ den Kandidaten mit dem Zeugnis in Homeletik und Katechetik: „Seine



Predigten, mit großer Liebe und Gewissenhaftigkeit ausgearbeitet, zeichnen sich durch Innigkeit und Lebendigkeit, durch Reichtum der Phantasie und eine blühende Darstellung rühmlich aus und werden, wenn nach und nach eine ruhigere und energischere Begriffs- und Gedankenentwickelung sich mit diesen Gaben verbindet, Vorzügliches leisten. Auch in den Katechesen hat Herr Frommel einen sehr guten Anfang gemacht und bei gründlicher und gedankenvoller Vorbereitung durch unmittelbare Herzlichkeit und Lebendigkeit sehr Erfreuliches geleistet. Das Predigerseminar entläßt ihn als einen seiner begabtesten Zöglinge mit den besten Hoffnungen für seine dereinstige Amtsführung." Wie klar hat Direktor Dittenberger seinen Kandidaten durchschaut: man konnte später — mutatis mutandis — den Fünfzig- und Sechzigjährigen nicht besser charakterisieren.

Vier und ein halber Monat Frist wurden ihm gegeben bis zur Staatsprüfung. Er verlebte sie, da Lichtenthal „zu schön zum Studieren" war und das benachbarte Kloster ein Nonnenkloster, mit etlichen seiner Examensgenossen in dem Neckardörfchen Bammenthal, inmitten reicher Obstbäume am Saum eines großen Buchenwaldes. Mit dem späteren Gatten der Cousine Ida Reichard logiert er sich in einem Wirtshause ein; „das einzige Gastzimmer war der Tanzsaal. Dahinein wurden die Betten gestellt, mit Kreidestrich und einem Bettschirm das Territorium des einzelnen abgegrenzt, und dann blieb noch ein großer Raum für Pulte und zum Promenieren. Eine kleine Viertelstunde, über den Waldbach weg, lag das andere Dorf, darin unser Dritter vikarierte. Herüber und hinüber konnte man mit weißen und roten Taschentüchern telegraphieren, ob und wann

wir zu Hause waren." Sie haben fleißig gearbeitet; für die Kirchen- und Dogmengeschichte hatten sie sich eine originelle Mnemonik erfunden, die recht nach Emil Frommel aussieht: „Es gingen durch den Wald große Hauptwege, dann Nebenwege und Holzwege. Da wurde denn die orthodoxe Kirchenlehre der große Hauptweg, die Abweichungen die Nebenwege, und die Holzwege die offenbaren Ketzer genannt. Hervorragende Buchenstämme bezeichneten die Hauptkirchenväter — sie wurden mit roter Kreide bemalt. So war uns der Wald zur lebendigen Kirchengeschichte geworden", und als im Examen seinem Genossen der Name eines Ketzers nicht einfallen will, da schiebt er ihm einen Zettel zu: „Dritte Hauptallee zweiter Holzweg rechts" und der wußte Bescheid. Ihm selbst ging es so gut, daß der alte Prälat Hüffell von ihm bemerkte: „Der sitzt ja drin wie der Vogel im Hanfsamen". Beachtenswert ist aus dieser Zeit noch eine Briefstelle an die Mutter, gegen deren fromme Zudringlichkeit er sich in aller Liebe immer von neuem wehren muß; diesmal handelt es sich um den separatistisch engen Bruder Max: „Ich halte", schreibt Emil, „was ich habe, lasse mir aber auch kein anderes Gewissen aufsetzen, als das ich habe, und suche in der Form kein Heil! Einigkeit, Einheit im tiefsten Grunde, nur keine Einerleiheit!" Der vierte Advent 1850 ist sein Ordinationstag. Der Karlsruher Oberhofprediger, der ihn getauft, vollzieht die Weihe. „Es war eine kleine Gemeinde aller derer, die mich als Kind gekannt, die Eltern, die Freunde des Hauses, alte Mitschüler, und was sonst ins Haus kam: Fleischer, Bäcker, Schuster und Schneider bis zum alten Postboten — sie wollten alle Zeugen sein." Der Zweiundzwanzigjährige hält seine erste Predigt als junger Geistlicher. „Mir bebte



das Herz vor Furcht und Zittern, mir war's, als legte sich eine Last auf die Schultern, wie einem jungen Könige, wenn man ihm den schweren Purpurmantel zum ersten Male anlegt. Und doch klang die Adventsfreude hindurch aus Pauli Wort (Philipper 4, 4 ff.), mir sagend, welch ein Herz ich zum Weihegeschenk empfangen und allewege tragen sollte: ein freudevolles, ein liebevolles, ein sorgenfreies, ein friedevolles." Er hat dieses rechte Predigerherz durchgetragen vom Bauernkirchlein bis zur Berliner Schloßkapelle! Kam aber der vierte Advent heran, so predigte Frommel jahraus, jahrein über den Philippertext seiner Ordination, und seine Gemeinden hörten sich nicht müde daran; denn sie verstanden ihren Hirten: „Er ist und bleibt *mein* vierter Advent!"

IV.

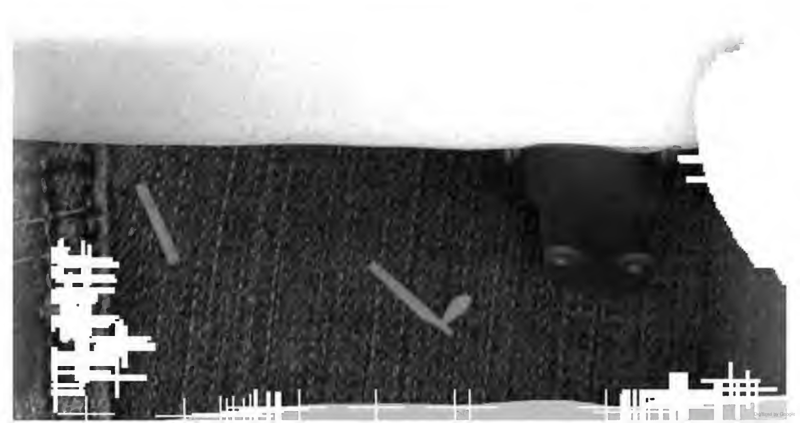
Ins erste Amt.

Sein Wirken als Geistlicher hat Emil Frommel unter dornigen Verhältnissen in einer kleinen badischen Dorfgemeinde begonnen. Alt-Lußheim, Kreis Schwetzingen, eines der ältesten Dörfer am Rhein, wohin der junge Mann von seiner Kirchenbehörde verschickt wurde, hatte eine bewegte Vergangenheit und eine ebenso stürmische Gegenwart. Die Bischöfe von Speier hatten den Ort an das württembergische Kloster Maulbronn geschenkt; mit Maulbronn protestantisch geworden, erlebte es die spanischen Schrecken des dreißigjährigen Krieges, wie zuvor die Greuel der Bauernkriege, später noch die Pfälzer Fehde und den orleanischen Erbfolgekrieg. Die Gegend trug Tabak und Hopfen, eigentliche Armut herrschte in dem schmucken Dörfchen nicht; aber die inneren Verhältnisse waren nichts weniger als erfreulich! „Mütterlein hatte alles sorgfältig gepackt", schreibt Frommel, „die kleine Aussteuer mit der Liebe ausgerüstet, wie sie eben nur eine Mutter hat; dazu den Zettel im Koffer festgeklebt, der den ganzen Inhalt notierte, für einen unpraktischen, vergeßlichen Mann doppelt notwendig. Das Dutzend Taschentücher war nie vollzählig und meist auf Reisen, die Strümpfe einzeln in Nord und

Süd getrennt — so hatte die Mutter mir oft schon Unheil geweissagt und tröstete sich, daß dort vielleicht eine alte Pfarrmagd sei, die sich meiner Unordnung erbarmen würde." Der Schwiegersohn des alten Pfarrers, dessen Gehilfe Frommel werden sollte, entrollte dem jungen Manne, der vorher bei ihm einkehrte, ein Bild seiner nächsten Zukunft, daß dieser allen Mut verlor. Bittere Feindschaft bestand zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde; die Bauern hatten sich beschwert, und die Kirche hatte Untersuchungen angestellt. Die Leute mieden seit Monaten fast ohne Ausnahme den Gottesdienst, in einer Nacht wurden an die Brunnen drohende Anschläge geheftet für die kirchlichen „Streikbrecher". Da berichtete endlich der Dekan ans „Amt", und die Behörden griffen ein. Der mißtrauische Streitpastor, so orientierte der Eingeweihte unseren Frommel, lebe von seiner Frau geschieden, allein mit seiner Tochter, die bei dem heftigen Alten natürlich nicht auf Rosen gebettet sei; der Herr Vikar möge als Friedensengel in Haus und Gemeinde walten — — er, der selber ein so leidenschaftliches Temperament hatte! „Ich weiß nicht, wie mir ward; und doch war ich froh, daß ich nicht im völligen Dunkel tappte." Der alte Herr mit schneeweißem Haar, das eine Pelzmütze bedeckte, in einem vorsintflutlichen Flausrock, eine große Meerschaumpfeife in der Hand, begrüßte seinen Gehilfen unter dem Hoftor mit einem pastoralen Kuß. Als dieser aber beim Betreten des Hauses Hund und Katze in einem Korbe friedlich bei einander liegen sah, da sagte er sich: wenn die beiden es bei einander aushalten . . In seinem Zimmer mit nur einem Fenster, in dem ein Stuhl, Tisch und Bett und Kommode standen, fühlte sich der junge geistliche Herr wie in einem

Zellengefängnis. Allein die tüchtige Arbeit, die ihm zuwuchs, half ihm bald über alle Schmerzen hinweg. Mit dem querköpfigen Alten fand er sich leidlich ab — „er ist doch ein sehr gebildeter Mann, mit dem sich schon ein Wort reden läßt", schreibt er seinen Eltern; „wenn Ihr nachmittags nach Altlusheim kämt, würdet Ihr zwei Männer sehen, die freundlich plaudernd am Rheine auf und ab gehen, es ist der Pfarrer und sein Vikar. Draußen glimmen die Pfeifen, und der munteren Rede Funken fahren umher." Jahrelang hatte der Sonderling das Leben seiner Gemeinde aus alten Urkunden und Akten studiert und sich sorgfältige Familienregister angelegt, so daß er über jede Familie bis in ihre entlegenste Vergangenheit Bescheid wußte. Es war eigentlich ein Archivrat an ihm verloren, man konnte auch sagen: ein Advokat; denn in seinem Zimmer prangte stolz das blanke Zinngeschirr, das ihm eine frühere Gemeinde verehrt hatte zum Dank dafür, daß er ihr einen über hundert Jahre währenden Prozeß gegen den Fiskus endlich gewonnen hatte.

Durch die Herzen der Kinder, die sich Frommel im Sturm eroberte, kam er auch an die Eltern heran; schon nach wenig Monaten war er der geistige Mittelpunkt der Gemeinde. Als er in der Schule den erkrankten Lehrer vertreten muß, ist die Geschichte vom barmherzigen Samariter an der Reihe. Frommel fragt die Kinder: „Könnt ihr auch barmherzige Samariter sein?" Ein Junge antwortet: „Na, mer könne ka' sein." „Warum denn nicht?" — „Mer han ka' Esel . ." Es kostete ihm, der bisher noch wenig Bauern aus der Nähe gesehen, nicht wenig Mühe, bis er sich in die eigenartige Logik dieser Leute hineingefunden hatte. „Es gilt aus sich selbst herausgehen, wenn man



auf den anderen eingehen will. Der Egoismus verschließt die Türen zum Verständnis, die Liebe öffnet sie. Es war eine lebendige Bibliothek, in den verschiedensten Einbänden, Bücher manchmal mit schwer leserlichem Texte, in denen ich studierte." Er suchte die Gemeindeglieder bei ihrer Arbeit auf und in ihren Häusern, und was er sah und hörte, das half ihm die Sonntagspredigt illustrieren. Er hebt im Filialdorf den trostlosen Lesegottesdienst auf und unterzieht sich gern der daraus erwachsenden Mehrarbeit. Die dankbaren Hörer, die sein Kirchlein füllten, stellten ihm unbemerkt Nelken oder Rosentöpfe vor's Fenster, die sie nach dem Abblühen nachts gegen frische Blumen eintauschten, und auf seiner Kanzel fand er sonntäglich einen Rosmarinzweig mit eingeflochtenen Blüten vor; sein Kirchenfaktotum, der Schuster, Totengräber, Blasbalgtreter, Klingelbeutler und Kirchenreiniger in einer Person war, erklärte ihm diese Aufmerksamkeit dahin: sie sei zur Stärkung, um zwischen dem ersten und zweiten Teil der Predigt innezuhalten und zu riechen, damit die Gemeinde sich verschnaufen d. h. räuspern könnte. Frommel sammelt die konfirmierte Jugend um sich, um sie von den Wirtshäusern und den Tanzböden fortzubekommen, und macht ihnen den selbstlosen Vorschlag, er wolle am Sonntag Nachmittag mit ihnen einen Spaziergang machen, um ihnen zu erzählen und mit ihnen zu spielen. Sie kamen in hellen Scharen; singend zog man in den Wald oder an den Rhein; bald schlossen die Alten sich an, und ihr junger Pastor, der seine drei Gottesdienste hinter sich hatte, war der frische sprudelnde Geschichtenmacher, bei dem sie die Zeit vergaßen. Sie luden ihn dann auch, als sie intimer mit ihm geworden waren, in ihre Spinnstuben ein; er gab ihnen fremde und

eigene Geschichten zum Besten. Hier ist der Volksschriftsteller in Emil Frommel geboren worden. Viel Qual bereitete seinem fein gebildeten musikalischen Ohr der ländliche Bauerngesang in der Kirche; ihn zu bessern, gründete er mit seinem Organisten zusammen einen „Gesangverein", der an den hohen Festtagen wie bei Begräbnissen sich hören ließ und den Geschmack seiner Dörfler auch in hymnologischer Hinsicht veredelte. Nur vor einem graute ihm vorerst: das war der Gedanke an Besuche bei Kranken. Er erzählt, wie er als unerfahrener Anfänger naiv gebetet habe: „Lieber Gott, laß doch keinen krank werden und zu mir schicken." Vier Jahrzehnte später, und der Berliner Seelsorger ist ein von Tausenden von früh bis spät belagerter Meister in der individuellen Behandlung seelisch Leidender, der von sich das schöne Wort sagt: „Bei den Armen bin ich reich geworden, bei den Kranken gesund, bei den Sterbenden lebendig."

Bei seinem alten Herrn war abwechselnd Sturm und schönes Wetter; sie zankten sich und vertrugen sich wieder. Übrigens darf nicht verschwiegen werden, daß der jugendliche Frommel dem rationalistisch gesinnten Senior durch die etwas massive lutherische Orthodoxie, der er damals huldigte, auch manchen unverdienten Ärger bereitete. Aber auf die Bauern wirkte dieser gährende Most umso unmittelbarer; das „war ja ganz so", wie es in ihren durch Generationen vererbten pietistischen Postillenbänden stand, die sie daheim besaßen — sie meinten es darum als eine Ehre, wenn sie dem Feuerkopf zu verstehen gaben, er habe seine Predigten wohl aus dem „Brastberger" abgeschrieben . .

In Frommels Elternhause ging es wieder unruhig zu.

Emils Bruder Max, dessen extreme Veranlagung wir bereits kennen gelernt haben, schloß sich den strengen Lutheranern an, die sich aus der nach ihrer Meinung entarteten unierten Landeskirche zu einer „reinen Gemeinde“ der Heiligen separierten, und die pietistische Mutter folgte dem Sohn. Die Theologen Harleß (Leipzig) und von Zetzschwitz, dazu etliche Pastoren schärfster Observanz, wie Haag, Eichhorn, Wilhelmi, trugen die Hauptkosten dieser Schwenkung, in die Emil mit hineingerissen werden sollte. Allein ein so glühender Lutheraner er auch war, so fest hing sein Herz an der Landeskirche. Mehr vom Gefühl aus als auf dem Wege klarer Verstandesschlüsse suchte er sich das Konventikeltum als etwas Ungesundes fern zu halten. In einem Schreiben an die Mutter bedauert er die Ausführungen des Bruders über Union und Konfession und erklärt mit feinem Spott: „Ist's nicht so, daß wir so gern alle Glaubenslichter um uns her auslöschen, auf daß dann das Licht unserer eigenen Gläubigkeit um so heller leuchte? Im Dunkeln ist auch ein Nachtlicht helle. Der Geist ist es, der lebendig macht, lebendig in der Liebe gegen andere. Gehen wir unseren Weg, schmücken wir uns mit Glaube, Liebe, Hoffnung, so schmücken wir auch die Kirche!“ Aber er konnte den Schritt, den er noch bei der silbernen Hochzeit der Eltern (April 1851) zu verhüten suchte, nicht hindern. Bei aller Liebe, von der die Briefe der Mutter rührendes Zeugnis ablegen, verstand man sich eben nicht.

Unser Vikar hatte die erste Feuerprobe im geistlichen Amt mit Ehren bestanden. Da kam Vater Frommel der glückliche Gedanken, die beiden streitbaren Brüder auf die Wanderfahrt durch Welschland zu entsenden, heraus aus der Arbeit und dem Lärm des Tages, um unter

dem südlichen Himmel aller nordischen Enge zu vergessen und ihren Horizont zu weiten. Sie ließen sich das trotz aller Streitlust nicht zweimal sagen! Freilich: von seinem Einkommen hätte Emil die Reise schwerlich bestreiten können, nachdem ihm am Weihnachtsabend der Pfarrer sein Jahresgehalt mit vierzig Kronentalern = 170 Mark richtig ausbezahlt hatte. Aber die väterliche Kasse half kräftig nach. Frommel hielt seinen Bauern, die ihn nicht fortlassen wollten, die Abschiedspredigt über das Sonntagsevangelium: Christi Tränen über Jerusalem; eine Rede, die mit viel weichlicher Sentimentalität eine große Kraft anschaulicher Schilderung verbindet. Man spürt in ihr trotz ihrer Mängel den werdenden Volksprediger. Die Gemeinde veranstaltete dem Vikar, der ihr fast zwei Jahre treu gedient, einen Festabend, an dem sie ihm einen silbernen Pokal überreichen ließ. „An allen Höhetagen meines Lebens wurde aus diesem Pokal getrunken. Jedesmal trinke ich dabei Feuertropfen der ersten Liebe im Amt, Feuertropfen der Liebe meiner ersten Gemeinde; wie eine selige Brautzeit stehen mir jene Jahre vor der Seele.“

V.

Unter südlichem Himmel.

Von Ende August 1852 bis Ende März des nächsten Jahres wandern die beiden begabten Brüder durch das Land der Kunst und der Künstler, durch Italien. Max Frommel hat die Eindrücke dieser Reise in einem gedankenreichen kleinen Buch: „Durch Welschland, Reisegedanken und Gedankenreisen", niedergelegt; von Emil besitzen wir nur die regelmäßigen Briefe, die er an die Erkorene seines Herzens, Amalie Baehr, die Tochter des badischen Theologieprofessors Oberkirchenrat Karl Baehr, geschrieben, ebenso einzelne Briefe an die Eltern und Freunde. Ihnen allen ist eigentümlich eine blühende, farbenfrohe Schilderung und ein Blick für das Bedeutende und Typische in den Erscheinungen. Das sorglose Glück eines liebenden Herzens ist zudem über sie ausgebreitet.

Über München nach Hohenschwangau geht der Weg, dann über Landeck und den Finstermünzer Paß nach Meran und Bozen; an den Gardasee, nach Venedig, Bologna, Florenz. In Padua beklagt sich Emil über den „gemeinen Blutigel", der dort als Spezies Mensch in verschiedener Gestalt auftrete: als Vetturin, als Cameriere, als Facchino, „durch sie geht der Übergang nach Italien." Von Florenz aus macht er seiner Braut den launigen Vorschlag: „Gefällt dir ein anderer germanischer Jüngling mehr als ich,

dann schreib es mir ja schnell, damit ich eine der schwarzäugigen und schwarzgelockten Donnas nehme und dir mitbringen kann.“ Er rühmt bald an Italien die kristallbildende Kraft, neue Dinge und Verhältnisse an den Kern der Persönlichkeit anzuschließen, und seine Unmittelbarkeit der Natur und der Menschen. Eine Stimmung, gemischt aus Trümmern und Sonne, überkomme einen in Italien. „Du gehst, wo du wandelst, in den Tritten und Fußstapfen, die die Geschichte vor dir gegangen ist — du stehst auf dem Boden wohl der größten Vergangenheit, einer ihrer selbst unbewußten Gegenwart und einer ungewissen Zukunft. Das Schicksal ganzer Völker zieht am eigenen Auge vorüber bei diesen lebendigen Denksteinen, ja ich möchte sagen: man liegt hier an den Quellen der Geschichte. Alles reflektiert sich im Innern. Aber wie die sonnige Natur herrlich sich ergossen hat über die ungeheuren Ruinen der Vergangenheit, so lagert sich einem ein freundlich milder Ernst über die Stirn.“ Sein Verhältnis zu dem Reisegenossen faßt er einmal in das glückliche Bild, soweit Brüder Freunde sein können, stehe es gut zwischen ihnen; sie stellten zwei große Halb-Weltkugeln dar, durch die aber dieselbe Achse gehe und die sich um die gleichen Pole drehen. „Zwar die Menschen drauf sind verschieden, haben schwarze, weiße und gelbe Farbe, sind auf jeder schwarze und weiße Leute, gute und böse Gedanken. Doch ist's oft wie im Weltkreis, daß, wenn in der einen Kugelhälfte die Sonne untergeht, sie in der anderen aufgeht; wenn's bei dem einen Nacht ist, ist's beim anderen Tag — manchmal kommt's auch vor, daß es bei beiden Nacht ist. Zu der Einsicht sind wir gekommen, daß wir zwei sehr verschiedene Leute sind; wir sind gerade daran, die Verschiedenheiten an einander zu

studieren, um sie würdigen zu lernen. Er hat seine schwarzen Augen nicht umsonst und seinen Hinterkopf, aber das Herz ist doch die Hauptsache an ihm, und das sitzt eben doch auf dem rechten Fleck, und in stiller Nacht redet das Herz mit dem Kopf und den zwei schwarzen Augen, und des Morgens ist alles in Ordnung. Aber es ist sehr gut einen Mentor bei sich zu haben, der einem mit dem Ellenbogen in die Seite stößt." So kamen sie doch einander allmählich etwas näher.

Mitte Oktober trafen sie in der ewigen Stadt ein. Zu Häupten des Forums, den Kaiserpalästen gegenüber, auf Monte Tarpeo am Südabhang des kapitolinischen Hügels logierten sie sich in der billigen und freundlichen „Casa Schultze" ein. War es unserem Wanderer in Florenz, „als ob man ein griechisches Profil bekommen müßte, wenn man all das Schöne sieht", das zu gleich edlem Schaffen reizt, so drückt ihn Rom zuerst zu Boden. „Ich bin halb mit meinem Geiste in der Unterwelt bei all den Geistern, die hier redeten, hier siegten und sanken. Wie klein kommt sich der Mensch hier vor, wo so Ungeheures geleistet ward!" Dann aber strömt der Jubel des Erlebens hervor. „Hier bleiben, Zulage haben! Das ließ' ich mir recht gern vom König Ludwig gesagt sein! Was ist doch alles von Romantischem, was wir bisher von Natur gesehen, gegen das, was schweigend die Campagna redet, was ist das Alpenglühen gegen das Glühen dieser Sabiner- und Volskergebirge, was ist das Leben in Venedig und Florenz gegen das Leben des römischen Volkes in den Bergen! Der letzte Abendstrahl über dem Monte Cavo, die stille Waldeinsamkeit in San Francesco, die leergebrannte Stätte der Campagna! Jetzt erst verstehe ich Rom, nachdem ich die

7*



wilden Bergstädte gesehen, jetzt die römischen Dichter." Am Tage der heiligen Cäcilie (22. November) feiert er mit dem Trasteveriner Volk, das er meisterlich beschreibt, den kirchlichen Festtag der Heiligen der Orgel in ihrer Grabkapelle — — „es drängt sich hier Gedanke um Gedanke, Gefühl um Gefühl. Du bist's nicht, der Rom durchzieht, sondern Rom ist's, das dich durchzieht, abwechselnd ein Leichenchor der Jetztzeit oder Vergangenheit, ein Freudenzug vergangener oder heutiger Tage, und zuweilen, in dunkeln Nebel gehüllt, ein Zug zukünftiger Tage." Als er Rafaels Fresken in der Farnesina gesehen, schreibt er das interessante Bekenntnis nieder: „Ob das ein Fortschritt ist, sich loszumachen vom spezifisch christlichen Gehalt, wo die Kunst im alleinigen Dienst der Religion steht, und sich zu erheben zum allgemeinen Begriff der Kunst, die eben, was schön ist, darstellt, darüber bin ich mir noch nicht im klaren. Als Theologe wünschte ich, er hätte nur Kirchenbilder gemalt, und als Künstler möcht' ich seine weltlichen Bilder nicht missen." Rom wurde ihm von Tag zu Tage reicher: es lockte ihn mit seiner Trauer und fing ihn mit seiner Freude. „Neben dem Grabe blüht das Leben auf", äußert er, „die Sentimentalität verliert sich, aber das wahre Sentiment gewinnt an Wärme; der kleine philisterhafte Blick schwindet und der Blick ins Große und Ganze wird geschärft. Der Eigensinn gebrochen, aber die Willenskraft mächtig gestählt. Die herrliche Natur in ihren wunderbaren Formen formt in einem, das Geistesleben blüht." Er dichtet seine Lieder, die er aus den Trümmern klagen und von den Bergen jauchzen hört und verspricht einen Band Gedichte mit heim zu bringen und einen halben Roman.

In den Weihnachtstagen fesselt ihn das bunte Treiben

auf den Straßen und die Bambinofeier in der Kirche; bei der gemütlichen Festkneipe im deutschen Künstlerklub jedoch, die er so porträtähnlich in seinen „Festflammen" beschrieben hat, überschleicht ihn die Sehnsucht nach dem deutschen Tannenbaum und nach der Heimat seiner Lieben. Freilich, an Anregungen, auch geselliger Natur, fehlt es den Brüdern nicht. „Rom ist eine Mutter", schreibt er an den Vater, „die einem aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrungen mitteilt und die Anwendung einem selbst überläßt. Es ist eine so mächtige neue Welt von Gedanken, Eindrücken, Empfindungen und Regungen in einen hineingeboren worden, die der Stille und Einsamkeit bedarf, um auszureifen." Von Künstlern, mit denen sie Freundschaft geschlossen, erwähnt er den Historienmaler C. G. Pfannschmidt aus Berlin, einen Schüler von Cornelius, und den Dresdner Maler Carlo Schönherr, dazu den holländischen Bildhauer Jan Stöver; auch mit Viktor von Scheffel kommen sie in Rom wieder zusammen, der sie nachdrücklich auf das Antike hinweist. Jeden Sonntag singen sie als gute Chorknaben in der Botschaftskapelle den Psalm beim Gottesdienst. Ja, einmal hat Emil sogar in der preußischen Kapelle des Palazzo Caffarelli vor Herzögen, Ministern und Gesandten gepredigt.

Neapel besingt er in einem ausführlichen Schreiben als seine heitere Freundin, „in ihrem Gesicht sind keine Furchen, üppige Trauben hängen zwischen den Lockengewinden herab. Um ihren schönen Mund spielt süßes Lächeln; in der einen Hand hält sie das Ruder als Meerestochter, in der anderen die goldenen Hesperidenäpfel, die sie neckend einem zuwirft. Schmerz und Leid sind ihr unbekannt." In demselben Briefe, dem bedeutendsten Reise-

brief, den Emil Frommel je geschrieben hat, stehen Charakteristiken auch der übrigen italienischen Städte, die er auf dieser Reise gesehen — seiner „Freundinnen", wie er sie der Braut gegenüber bezeichnet—die in ihrem genialen Schwung geradezu berückend sind. Ich will sie wenigstens andeuten. „Die stolze Venezia", malt er, „hat verblichenen Schmuck an sich, ist melancholisch und singt gern Gondellieder von früheren Zeiten. Das ist so eine Freundin aus der Zeit vom 15. bis zum 18. Jahre, als ich in der Welt und in meinem Herzen nur Ruinen sah, wo doch noch keine waren; aber item, sie bleibt mir eine gute Freundin und singt oft noch recht tief mir ins Herz hinein." Ein andermal nennt er Venedig ein gestrandetes Riesenschiff, dessen Mast gebrochen, dessen Segel vom Winde zerschlitzt sind. „Bologna, eine andere Freundin, ist sehr gelehrt, trägt eine Brille auf der Nase, hält aber etwas auf gut Essen und Trinken, ist lustig und guter Dinge, und was die Wissenschaft an ihr mager gemacht, das füllen die Salami und Schinken wieder aus. Sie wäre wirklich schön, stände ihr die Nase nicht schief im Gesicht. Das hat sie eben ihren Türmen abgesehen, dazu hat sie etwas Altjungfernmanier, denn sie hat immer ein klein Hündchen bei sich. Das schöne Florenz — ihre Augen sind groß und edel; sie ist die ideale Freundin mit der griechischen Nase, dem edel geformten Mund, dem wallenden Haar. Während Bologna mehr die Universitätsfreundin ist, ist sie mein guter Geist, der unsichtbar mich umschwebt. Tiefe Furchen ziehen durch das edle Antlitz der Campagna, häufig treten ihr die Tränen aus den dunklen Augen und laufen die Furchen im Gesicht hinab. Ihr Mund singt nur das einsame Ritornell und einsame Grabgesänge, die Nänien. Durch

ihr Herz gehen Risse und Sprünge, und alte Gräber liegen drin. Sie ist die ernsteste Freundin meiner Tage, nachdem ich weiß, was Schmerz im Leben ist. Und sie wird wohl mein Leben lang bei mir bleiben. — Die ewige Roma ist eine eigene Gestalt, sie trägt das Antlitz halb verhüllt und läßt mich mehr davon erraten als schauen. Ihr Auge ist schwarz, die Wimpern hängen schwer herab und werfen einen Schatten über das Feuer, das darunter glüht; die Stirne hoch und schön, Hoheit und stolze Verachtung des Schmerzes bekundend. Ihr Mund ist schweigsam, ach, er war einst so beredt; in den Lippen aber ist etwas, als ob es reden wollte, und wenn es redet, ist's Klagen, daß so alles nichts sei mit des Menschen Ringen und Kraft. Aber sie sitzt ohne Tränen und läßt Welten sterben und kommen: ringe, arbeite, vergiß was hinter dir liegt; der Mensch baut alles Neue nur aus den Trümmern des Alten. Sie ist die Freundin meiner reiferen Jahre, der Jahre des Wirkens und Schaffens."

In Sorrent und Capri liest ihnen Viktor von Scheffel, der Karlsruher Jugendfreund, den eben vollendeten ersten Sang seines Trompeter von Säkkingen vor; dann geht's nach schmerzlichem Abschied von Rom nach der Heimat zurück. — Diese Italienfahrt übte eine geradezu umgestaltende Wirkung auf Emil Frommel aus; sie hat alle künstlerischen Triebe, die in ihm schlummerten und die in den letzten Jahren wie unter Schutt und schwerem Druck begraben zu sein schienen, wieder zum Leben geweckt. Die eigenartig verwickelten Amtsverhältnisse, in die ihn die nächsten anderthalb Jahrzehnte hineinwarfen, haben es allerdings verursacht, daß die reife Frucht dieses italienischen Aufenthaltes sich erst während seines Wirkens in Berlin zu erkennen gab.

VI.

Noch einmal Vikar. Der Bauernpastor. Die Karlsruher Kämpfe.

„Bei zwei Geistlichen bin ich gewesen und habe bei dem einen gesehen, wie man's nicht machen muß, und bei dem anderen, wie man's recht anfangen soll", berichtete Emil Frommel bei seinem Berliner Jubiläum. Der Griesgram von Alt-Lusheim und Pfarrer Henhöfer in Spöck: welche Gegensätze! Emil hatte diesen ehemaligen römischen Priester, der, durch die Schriften von Sailer und Boos veranlaßt, zum Protestantismus übertrat und ein glühender Erweckungsprediger in Baden wurde, schon als Kind gehört; seine Mutter fuhr gelegentlich mit ihm durch den Haardtwald nach Spöck — „hab' ich auch nicht alles begriffen in der Predigt und haben mich die Bienenstöcke beim Hans Adel in Stafforth mehr angezogen als die Stunde, die dort gehalten wurde, ein Eindruck ist mir geblieben: das ist ein Mann Gottes, so möchtest du auch predigen lernen." Nun kehrt der „gelernte Theologe" noch einmal zu diesem Volksprediger zurück, der ein Original war durch und durch, um in die Predigtkunst sich einweihen zu lassen. Henhöfer war 64 Jahre alt, als Frommel zu ihm kam. Die Beiden verstanden sich bald: das gesund Pietistische in ihm in

Verbindung mit dem weltoffenen, volkstümlich kernigen Wesen empfand Frommel als ihm selbst verwandt. Als sein Vikar lernte er sich der in ihm angelegten Eigenart wahrhaft bewußt und ihrer froh werden. So hat ihm der alte Henhöfer den größten Dienst geleistet, indem er ihn an seinem eigenen Beispiel Lust machte, er selbst zu werden — allem Familienwiderspruch zum Trotz. Hier lernte Emil die Natur als Gleichnis des Ewigen in der Predigt zu verwerten, wenn Henhöfer nicht undeutlich unterschied zwischen Hirschpredigten und Hasenpredigten: „Wenn der Jäger auf die Hirschjagd geht, schießt er keinen Hasen, wenn sie noch so viele Männlein um ihn machen, er läßt sie alle laufen, denn er will mit der Kugel den Hirsch schießen. Wenn er Hasen schießt, läuft der Hirsch fort. Ein andermal geht er auf die Hasenjagd, da schießt er mit Schrot. So geht's in der Predigt. Einen großen Hauptgedanken haben und für den alles versparen und verwenden — das ist Hirschpredigt, und so einzelne schöne Sächle aus dem Text nehmen, das ist Hasenpredigt, da geht aber der Hirsch vorbei." Oder wenn sich folgende Szene entspann zwischen dem Senior und seinem Vikar: „Ich hatte", erzählt Frommel, „die Frühpredigt, und so etwa um den Donnerstag herum fragte er mich: Was wollen Sie über das Evangelium von den Sperlingen eigentlich predigen? Ich nannte ihm Thema und Teile. Da sagte er, indem er mich lächelnd anblickte: Das is nix! Ich machte große Augen, denn ich dachte, meine Disposition sei gar nicht so übel. Er aber fuhr fort: gehen Sie doch mal oben auf Ihr Zimmer und schauen Sie mal zwei Stunden zum Fenster hinaus. Nun, dachte ich, das kannst du ja tun. — Mein Zimmer ging in den Hof, in welchem ein mächtiger Nußbaum stand, auf

dem Hunderte und Hunderte von Spatzen logierten, frei ohne Hauszins. Denen sah ich zu, und es dämmerte mir so etwas auf von dieses Volkes Art und Natur. Was für ein unverschämt und ruppig Gesindel, sich balgend und zankend, das nichts kann, keinen Schlag noch Sang, ihr Nest so liederlich hingebaut, rechte Proletarier und Vagabunden unter den Vögeln — und „euer himmlischer Vater nähret sie doch!“ Da kam denn eine richtige Sperlingspredigt heraus, und die Größe der Liebe und Fürsorge Gottes konnte ich an den Sperlingen herdemonstrieren.“ Er kommt von seiner Stube herunter. „Sind Sie nun gescheiter?“ fragt der Pfarrer; „ja, um ein gut Teil.“ Er hatte gelernt, was Jesus den Jüngern sagt: „sehet sie an“ — nicht philosophiert darüber; das bewahrte ihn fürs ganze Leben vor dem spintisierenden Kanzelreden, die darin allerdings den Spatzen gleichen, daß sie über die Köpfe der Hörer hinwegfliegen. Von weit her kamen die Menschen in Henhöfers Predigten und „Kinderlehren“; er predigte meist zwei Stunden lang — wurde die Jugend unruhig, so rief er hinüber: ’s ist bald aus! oder er sah auf die Uhr und erklärte: „So jetzt ist’s elf, jetzt ist’s aus, Amen.“ Kam ihm während der Rede ein neuer Gedanke, so hielt er mit Sprechen inne und winkte mit der Hand, wie um Stille und Geduld bittend. Was nicht lebensvoll bei seinen Vikaren, was Redensarten waren, „daran kratzte er wie ein Maurer unbarmherzig den losen Anstrich herunter. Feste greifbare Gedanken sollten’s sein. Wer lernen wollte, konnte bei ihm viel lernen.“ Was wäre, urteilte später Frommel, in allen Landen solch ein Mann wert, der die Menschenkinder und namentlich die „Geistlichstudierten“ wieder auf die Natur brächte; „denn erst, wenn Kunst wieder

Natur geworden, nützt sie etwas". Aus Henhöfers lebendigem Umgang mit der Natur in allen ihren Schattierungen stammten seine unerschöpflichen Gleichnisse, darum durfte ihm auch niemand die ihn umgebende Natur antasten. Von den Spatzen hörten wir schon; alle Hühner, die gewöhnlichen und die Perlhühner, hatten ihre besonderen Namen, und selbst des Nachbars Katze, der „rote Kerl" fand täglich zur bestimmten Stunde unten am Ofen die Überreste des Frühstückes für sich vor. Hinter dem Garten mit dem Rebgang lag der Wiesenplatz, auf dem die Hausziege graste, die sich des Abends ungestraft an die Kleewagen der heimfahrenden Bauern heranmachen durfte, und kindlich neckt sich Hochwürden selbst mit der Ziege, die er an den Hörnern fassend, an die Scheuer treibt, von wo sie beherzt mit vorgelegten Hörnern auf ihn zuspringt. Man stellte sich den alten Herrn übrigens vor mit einer Schirmmütze, dem großen stehenden Hemdkragen und schwarzem Halstuch, dazu einen langen Rock mit tiefen Seitentaschen, die bis an den Rand vollgepackt waren, dem grobbaumwollenen Regenschirm unter dem Arm — und das schönste: eins seiner Hündchen ihm aus der Brusttasche guckend, das bellte, wenn jemand seinem Herrchen beim Kuß und Händedruck zu nahe kam. Diese Vierfüßler durften aus seinem Teller mit ihm essen, sie lagen in seinem Bett, sie erlebten den größten Teil der Seelsorge mit und nahmen sogar an den Pfarrkonferenzen teil. Bei diesem Prachtexemplar unter den Pastoren lernte Frommel, wie man seine Weisheit an den Mann bringt, und den Leuten „nicht nur die Suppe zu kochen, sondern ihnen auch den Löffel in die Hand zu stecken".

Doch die Sehnsucht nach einer eigenen Gemeinde trieb

ihn von Henhöfer, der ihm sehr zugetan war, fort. Auf die Dauer wäre ihm auch die pietistische Einseitigkeit dieses praktischen Mystikers schwerlich gut für die eigene Entwickelung gewesen. Als darum der rationalistische Querkopf in Alt-Lusheim sich endlich pensionieren ließ, folgte Emil Frommel herzlich gern dem Ruf der Gemeinde, ihr Pfarrer zu werden. Nun durfte er auch, nach langer Wartezeit, sein eigen Haus bauen. Fröhlich feierte er Hochzeit mit der kleinen badischen Oberkirchenratstochter (25. August 1853), die in ihrem Tagebuche sich anmerkt: „Unsere Hochzeit lockte außer den Geladenen eine große Menschenmenge herbei. Kaum vermochten wir uns den Weg durch die Kirche zu bahnen; ein Weib aus dem Volke rief laut: Verdrücket mer doch das Bräutle net! Das war deutlich und leuchtete allen ein." Den Hochzeitstext aus Psalm 118: „Der Herr ist meine Macht und mein Psalm und ist mein Heil" hat Emil Frommel später dem ältesten Sohne als Trautext weitergegeben. Sehr hübsch ist ein Toast von Vetter Reichard: einst habe ein alter Ritter vom Geschlechte Frommheld (aus dem sich der Name „Frommel" langsam abgeschliffen) eine Bärin erlegt; sterbend habe diese ihn verzaubert und den Fluch ausgesprochen, daß er keine Ruhe haben solle, bis einmal eine Bärin einen Frommheld besiegen werde. Das sei heute geschehen, da der Frommel die geb. Bähr freie, er bringe den Dank des Alten. Von einer Hochzeitsreise sah das junge Paar auf Wunsch von Mutter Frommel ab, der so etwas nicht „häuslich" genug erschien — sie hat aber im übrigen der Schwiegertochter das sehr verständige Versprechen gegeben: „Ich will dich nie länger als einen Tag besuchen; ist's doch von Anbeginn der Welt bis heute so gewesen, daß

es nie gut getan, wenn die Schwiegermutter in das junge Haus der Kinder sich einnistet, ich will mich nicht anders und besser dünken, als alle anderen." Mit dem Wagen, den Vater Frommel den Kindern für die Landpfarre geschenkt, fuhren sie in ihr Heim. Die Glocken läuten, die Schuljugend holt die Pfarrersleute ein und das größte Mädchen klettert auf einen Wagenschlag, wickelt der jungen Pfarrersfrau ein langes seidenes Band mit bunten Blumen um Schulter und Hüfte und bindet es mit dem Wunsche fest, so möge sie sich mit der Gemeinde verbunden fühlen. Nachdem sie mit Gesang, Ansprachen und — Kaffee hinreichend befeiert waren, durften sie sich häuslich einrichten.

Frommel hat sich dort wohl gefühlt in den ihm schon vertrauten Verhältnissen. Er kennt bald jeden Bauern mit seinem Rufnamen, bei seinen Rundgängen klopft er an die Fenster und hat für jeden ein Wort. In den Spinnstuben, wohin ihn die „Herr Parrin" begleitet, erzählt er seine Geschichten, über denen die Räder zu surren aufhören und den Männern die Pfeifen ausgehen, und sie berichten ihm über Feld und Wald. Zu Weihnachten führt er, wie er es schon als Vikar mit Glück dem alten Pfarrer abgerungen hatte, die ehemalige liturgische Christmette wieder ein; er singt mit seinem tapferen Chor die Motetten und die Gottesdienste sind überfüllt. Die alten Bäume seines Pfarrgartens bedeuten ihm biblische Symbole: der Maulbeerbaum erinnert ihn an Zachäus, die hohen Lebensbäume an Abrahams Terebinthen, eine Trauerweide mit lang herabhängenden Ästen an die Propheten im babylonischen Exil, die ihre Harfen an die Weiden hängten, endlich die Bogengänge, die sich mit Weinreben durch den Garten zogen, an den rechten Weinstock im Gleichnis. In ihrem Schatten meditiert der

junge Pfarrer über seine Predigten. „Im Dorf ist nichts zu haben“, schreibt die Pfarrerin, „weder Kaufmann noch Metzger, noch Bäcker ist da. Es geht wohl eine Botenfrau täglich um geringen Lohn nach Speier, aber das arme alte Weiblein hat keinen rechten Begriff von dem, was wir bedürfen. Dagegen sorgt die Gemeinde um so rührender für uns. Jedesmal, wenn sie backen oder schlachten, teilen sie uns reichlich mit, und oft sogar steht des Morgens vor der Tür ein gefüllter Korb mit Fleisch, Eiern, Butter, Brot, kurz allem, was wir brauchen, den wir ohne zu wissen, woher er kommt, geleert wieder hinstellen.“ Das ist doch ein Dorfidyll? Von den mancherlei Dorfsitten, die der für Volkspoesie so empfängliche Pfarrer hier antraf, sei das Proklamieren der Paare in der letzten Aprilnacht erwähnt: Vor dem Dorfe steigt vor Mitternacht ein Bursch auf eine hohe Linde, stößt ins Horn und ruft: Hört ihr gemeine Bürgersleut, was der König von Holland schreit; und nun nennt er die Namen der Paare, die im laufenden Jahre zusammen kommen sollen, mit Auslassen der Leichtfertigen. Die Standesunterschiede jedoch, wie die schwere Differenz zwischen Pferdebauer und Kuhbauer, werden von ihm nicht als Ehehindernis respektiert. Der Sinn dieses Brauches ist: die Bäume des Waldes und die Vögel in den Nestern wissen nun um das Geheimnis der Liebenden und sollen helfen; die Burschen und die Mädel hören im sicheren Versteck zu und sind durch ein stilles Gesetz zu Hilfe und Abwehr verpflichtet. Als Emil Frommel im Juli 1854 der erste Sohn geboren wird, kränzt das ganze Dorf und die Schulkinder haben frei. Aber es kamen auch Sorgenzeiten über das Haus; der Vater sagte davon bei seinem Berliner Jubiläum: „Wir glaubten unser Kind verlieren zu sollen.

Unvergeßlich bleibt mir's, wie meine Frau in dunkler kalter Novembernacht hinüber über die Wogen des Rheins im Kahn fuhr (die Fähre nach Speier), um den Arzt zu holen; ich war verreist." Das Leid ging vorbei.

Etwas buchstäblich „Schöpferisches" tat Frommel in dieser Gemeinde: er hat einmal einen Sonntag — auf den Mittwoch verlegt! Doch dies muß er uns selbst (in seinen Amtserinnerungen) erzählen: „Eine Sonnenfinsternis war mitten am Tage hereingebrochen; dunkelblaue Schatten lagerten sich über Dorf und Feld, die Vögel flatterten ängstlich umher und die Schmetterlinge ließen sich mit der Hand fangen. Aus Feld und Wald kamen angstvoll Hasen und Rehe ganz in unsere Nähe. Eine wunderbare Stimmung kam auch über die Menschen. Es wurde — ein Augustmittag — kalt wie an einem frischen Morgen. Nach ungefähr einer Stunde hörte die Finsternis auf, aber in der Nacht brachen die Schleusen des Himmels los. Große Wolkenbrüche gingen nieder und haushoch schwollen die Bäche an. Der Rhein stieg höher und höher, draußen stand die prachtvolle Ernte, aber jeden Augenblick konnte der Rhein die Dämme durchbrechen. Da nahte der Sonntag. In den fernen Orten läuteten die Sturmglocken, die Dorfleute an die Dämme zu rufen. Nachts kam ein reitender Bote und brachte die Nachricht, daß fünf Stunden oberhalb der Damm gebrochen und wohl am Nachmittag das Wasser kommen werde. Der Pfarrer hatte nach damaligem Gesetz zu entscheiden, ob gearbeitet werden dürfe am Sonntag oder nicht. Die gesamte Ernte stand auf dem Spiel. Da fällte er folgenden salomonischen Spruch: „Ihr könnt euch diesmal des Worts des Heilands getrösten, daß eure Ernte der Ochs und Esel ist, der ins Wasser fallen

will. Ich mache euch darum den Vorschlag: wir wollen jetzt läuten, ein Gebet halten, und dann gehts hinaus, alles was Füße und Hände hat. Und am nächsten Mittwoch wird Sonntag gehalten, wenn alles in Dach und Fach und Ruhe ist. Ist's euch so recht?" Nachmittags um vier Uhr kam in großen Wogen der Rhein und überflutete in rasender Schnelligkeit die ganze Gemarkung. Ein einziger Erntewagen wurde noch überrascht, man konnte nur die Pferde ausspannen und retten. Sechs Wochen lang stand das Wasser, ehe es ablaufen konnte, und die Wagendeichsel des Erntewagens ragte einsam über die grausige Fläche. Alles außer dem Getreide hatten die armen Leute verloren. Am Mittwoch aber wurde Sonntag gefeiert, die Gemeinde kam im Sonntagsschmuck in die Kirche; beidem hatte der erfinderische Geistliche zu genügen gewußt, der Pflicht des Augenblicks und dem Recht des Kultus.

Von einer ebenso sinnigen Idee berichten die „Festflammen": „Es wird mir unvergeßlich bleiben, als wir in meiner ersten Gemeinde, um der Reparatur der Kirche willen, hinausziehen mußten auf den Kirchhof und dort die Sonntage zwischen Ostern und Pfingsten feierten." Er lag am Ende des Dorfs, auf der höchsten Stelle, wo einst die alte gotische Kirche gestanden. Man sah auf die wogenden Felder, auf den noch stärker wogenden Rhein. Die Felder bekränzte ein dunkler großer Wald, und über den Rhein schaute der Dom zu Speier. Die Gemeinde brachte sich Bänke und Stühle mit; soweit es anging, setzte sich jede Familie an die Gräber der Angehörigen. Bei den Gräbern der alten Pastoren war die Kanzel errichtet. Der Schulmeister mit dem Chor intonierte, die Predigttexte ergaben sich Frommel aus den Sprüchen auf den Kreuzen. „Der

Leichenstein des alten Pfarrers Benediktus Grötzinger mit der Inschrift: **Tibi Benedicte benedicat Benedictus** gab mir immer die rechte Kanzelbitte in den Mund", und er schwärmte noch in alten Tagen von der „unvergeßlichen Osterkirche, deren Portal das kleine Kirchhofpförtlein, deren Gestühl die aufgeworfenen Gräber, deren Kuppel des Himmels Blau, deren Altarlicht die Sonne, deren Orgel der Chor der zwitschernden Vögel." Ein alter Bauer hat ihm nachher treuherzig gesagt: „Herr Pfarrer, ich weeß net, aber mir is ganz annersch zu Mute uf'm Kirchhof sidder Sie uf'm gepredigt hawen. Vorher hab ich mich als geforchten drüber zu gehn am hellen Tag, jetzt könnt' ich nachts um Zwelfe drübergehn ohne Angscht."

Schon im November 1854 erhielt Emil Frommel einen Ruf als Hof- und Stadtvikar nach Karlsruhe. Seine kirchliche Behörde war einsichtig genug, den begabten jungen Geistlichen nach der ersten Lehr- und Lernzeit von den Bauern fort in die Stadt zu verpflanzen, um ihm einen größeren Wirkungskreis zu erschließen.

* *
*

Es ging aus der stillen Bucht ins stürmische Meer; denn die zehn Karlsruher Jahre waren Kampfesjahre! Wies man ihm auch, als dem jüngsten unter den sechs Geistlichen der Stadt, das ihm wohl bekannte „Dörfle", den Armenbezirk, als Wirkungsstätte an; und mußte er seine Predigten im Sommer früh um acht, im Winter um drei Uhr nachmittags halten — „weils den Leuten so ganz besonders lieb ist, nach dem Essen eine Predigt zu hören —": es währte nicht lange, und Emil Frommel hatte die zahl-

reichste Hörerschar um sich versammelt! Die kleine Kirche, in der er amtierte, hatte früher einer Emigrantengemeinde gedient, jetzt hielt die Garnison die Hauptgottesdienste darin ab; schön war sie eben nicht, aber man ging zum Stadtvikar, auf die Gefahr hin, so zu zwei Sonntagspredigten zu kommen. Er legte seiner Gemeinde in fortlaufenden Serien die zehn Gebote und das Vaterunser aus, volkstümlich konkret und doch von großen Gesichtspunkten geleitet. Es war ein kluges Mittel, die Hörer durch solche cyklischen Betrachtungen noch fester zu einem treuen Auditorium zusammen zu fassen.

Vom Anfang seiner Tätigkeit in Karlsruhe an hatte der mit Überzeugung im Bibelglauben der Kirche stehende Mann mit der Engherzigkeit der pietistischen „Stundenhalter" und ihrer Anhänger zu kämpfen, die sich an Frommels Empfänglichkeit für das weite Gebiet der Bildung und Kunst stießen. „Wir wollen den Weltkindern den Platz nicht wegnehmen", erklärten sie, wenn sie sich an seinen Predigten vorbeidrückten, die so ungezwungen waren. Und als Frommel einmal, als man in diesen Konventikelkreisen für die Überschwemmten kollektierte, eine beträchtliche Summe fröhlich von sogenannten Weltkindern anbrachte, wiesen die Stundisten das Geld entrüstet zurück; ihr Wortführer hatte sogar die Unverschämtheit, die Erbauung mit den Worten zu eröffnen: „Geliebte, lasset uns zuerst für einen verirrten Bruder beten, der unter uns sitzt und der glaubt, daß Gott sein Sündengeld brauche, um seinen Kindern zu helfen . . ." Frommel verteilte es seinen Armen. Aber man verstand seinen Humor nicht. — Tiefer als der Neid manches Amtsbruders, der dem Sonntagskind gram ward, weil ihm alles zum Fenster herein-

wuchs, schmerzte es unseren Freund, daß seine Mutter seine Predigten mied und an seiner Kirche vorbei zum Bruder Max Stunden weit über Land (nach Durlach) zum Gottesdienst fuhr, und er konnte es noch viel schwerer verwinden, daß Vater Frommel acht Jahre später denselben separatistischen Weg ging — weil die offizielle Kirche neben den „positiven" Geistlichen „auch freisinnige in ihrem Dienst dulde"..

Willibald Beyschlag, der im Jahre 1856 als Hofprediger nach Karlsruhe berufene spätere Hallesche Theologe hat in seiner bedeutenden Selbstbiographie ein farbiges Bild des Karlsruher Frommel entworfen, mit dem er seit jenen Tagen der ersten Liebe in innigster Freundschaft verbunden war. Er schildert ihn aus lebendiger Anschauung: „Emil Frommel, neunundzwanzigjährig, war im ersten Aufblühen seiner liebenswürdigen Eigenart und volkstümlichen Begabung. An der nachmaligen reichen Herbstzeit seines Genius haben ja viele sich erfreuen dürfen; ich habe seinen Frühling, das erste scheue Auflodern des nachmals auf hohen Leuchter gesteckten Lichtes erlebt und genossen. Seine Predigten — in der dritten und letzten Kirche für die fünfzehntausend Protestanten Karlsruhes — übten durch ihren volkstümlichen, farbenreichen Stil und vor allem durch die reizende Kunst, Erzählungen einzuflechten, eine große Anziehungskraft; die persönlichen Eigenschaften und ungemeinen geselligen Talente Frommels kamen hinzu. Eine künstlerische und dichterische Natur durch und durch, ein Mensch der Stimmung und des Augenblicks, bei ernstem Hintergrund voller Witz und Humor, leichtbeschwingter Gelegenheitspoet, am Klavier ein Sänger von prächtigem Vortrag, wenn er auch die Begleitung nur so zusammenstoppelte, bezauberte er jeden, der ihm unbefan-

gen gegenüberstand. Bei alledem war Frommels Stellung in Karlsruhe eine gedrückte und aufmunterungsbedürftige. Als Hof- und Stadtvikar besaß er kein Recht der Kasualien und des Konfirmandenunterrichts; erst während meiner Amtsführung erlangte er beides im ärmsten Stadtteil, und wir rechneten ihm nach, daß sein Gehalt — ganze 450 Gulden! — kaum weiter reichte als zur Deckung seines kostspieligen Zigarrenverbrauchs, während Eltern und Schwiegereltern das Fehlende zulegen mußten. Dabei war er einigermaßen in der Lage des Propheten im eigenen Vaterland und im eigenen Hause. Man hatte ihn lieb, aber zuerst wollte man ihn richtig erziehen. Zumal den pietistischen Kreisen, welche einen ansehnlichen Teil der Gemeinde bildeten, war an seiner ungenierten weltoffenen Weise vieles nicht recht, und weil er jung war und man ihn von Kind auf kannte, meinte man ihn schulmeistern zu dürfen. — Wir hatten bei aller Verschiedenheit lebhafte Anziehung für einander und standen bald auf du und du. Wie oft, wenn er Nachmittage hindurch herumgelaufen war, Reiche und Arme besucht oder da und dort geredet hatte, strandete er schließlich müde, erschöpft, verärgert an meiner Türe; war er mit Speise und Trank erquickt, dann sprudelte sein Geist auf, es war alles auf einmal abgestreift, und im lebhaften gemütvollen Austausch schloß der Abend."

Seine bedrängten Finanzen besserte Frommel dadurch auf, daß er in der Tertia des Karlsruher Gymnasiums Religionsstunden gab, die ihm ebensoviel Freude machten, als die Jungen begeistert an dem jugendlichen Lehrer hingen, der so garnicht schulmeisterlich mit ihnen umsprang. Und als Weihnachten herankam, schlug er den vierzehn Knaben vor, sie sollten diesmal so feiern, wie noch niemals

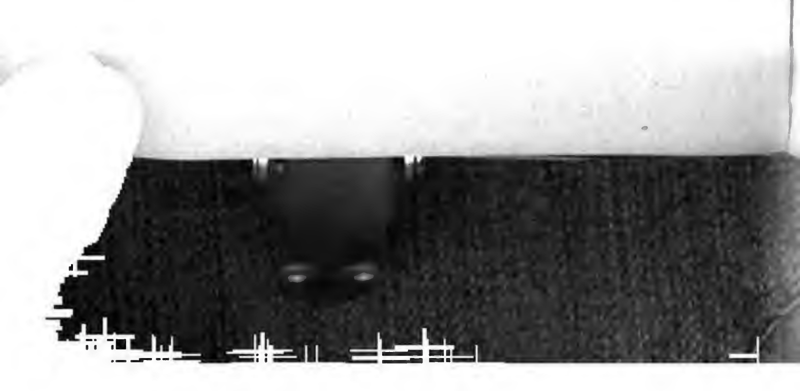
bisher: nämlich so, daß sie selbst arm und andere reich würden. „Da schauten mich die Bubenaugen groß an. Ja, ja, sagte ich, wer nicht mit will, braucht nicht mit und kann bei seinen Sachen bleiben und seinen Kuchen allein aufessen. Aber wir wollen's so machen: jeder von euch gibt einen Teil von dem, was er geschenkt bekommen hat, her, und das schenken wir armen Kindern, die nichts kriegen. Aber wir lassen sie nicht zu uns kommen, sondern wir gehen zu ihnen hin, damit ihr auch einmal lernt Katzentreppen steigen und eure Köpfe bücken. Also — die Weihnachtslieder mitgenommen und die Kehlen recht brav eingeölt, und dann wollen wir losziehen!" Am Abend des ersten Weihnachtstages wandert er mit seiner Truppe zu den Ärmsten seiner Armen in der Gemeinde, denen die Kinder singen und den Baum anzünden, unter den sie ihre Gaben legen. „Unsere Körbe waren geleert", schließt Frommel seinen Bericht über diese Sängerfahrt, „das Geld war fort. Als ich von ihnen Abschied nahm, trat einer hervor, der einen schönen violetten Samtkittel anhatte, und sagte: Das war das allerschönste Weihnachten in meinem Leben; und die anderen nickten dazu und drückten mir die Hand." Frommel hatte eine ganz beneidenswerte Gabe, die Menschen zu verbinden zu persönlicher Gemeinschaft, die Armen und die Reichen, die Jungen und die Alten, die Weiten und die Engen. Wer das an ihm nicht verstand, der konnte ihn überhaupt nicht verstehen.

* *
*

Der badische Agendenstreit schlug seine Wellen. Die Generalsynode war zu 1855 einberufen gewesen, um unter Ullmanns Leitung über drei Entwürfe zu beraten:

der alte rationalistische Katechismus sollte ersetzt werden durch einen Unionskatechismus, Hebels poetische biblische Auslese durch eine biblische Geschichte, die liturgische Verwässerung durch eine neue Agende. Frommels Schwiegervater Bähr hatte die neue Gottesdienstordnung ausgearbeitet: seine gelehrte Kenntnis des Kultus und seiner Geschichte kam ihm dabei zu statten. Als dann aber nach drei Jahren diese Agende sorgfältig überarbeitet endlich im Druck erschien, da fand sie politisch und kirchenpolitisch erbitterten Widerspruch. Die radikalen Liberalen in Mannheim und Heidelberg machten gemeinsam Front gegen die „reaktionäre" Kirchenleitung, und der Schweizer Theologe Schenkel, den Bähr und Ullmann zu ihrem Pech für das Direktorat am Heidelberger Predigerseminar selbst vorgeschlagen hatten, gab jetzt den Rufer im Streit ab. Eingriff in das verfassungsmäßig verbürgte Recht der Gewissensfreiheit: das war die Parole wider die Gegner; Ullmann wurde 1861 gestürzt und Bähr schied aus dem Oberkirchenrat. Frommel aber und Beyschlag gründeten ein evangelisches Kirchen- und Volksblatt, das entgegen der polemischen Betonung des Protestantismus bei den Gegnern das evangelische Gemeindebewußtsein pflegen wollte. Beyschlag schrieb die kirchenpolitischen „Leiter"; Frommel, dem das Polemische nicht lag, steuerte hübsche Plaudereien bei unter dem Titel „Aus dem Papierkorb eines geistlichen Herrn" und trat für die Hauspoesie ein. Hier sah ihm zum erstenmal praktisch der Volksschriftsteller über die Schultern. Aber die Gegensätze zwischen Karlsruhe und Heidelberg vergifteten sich; und als Beyschlag dem Getümmel glücklich entronnen war, erlag Emil Frommel der Versuchung und geriet in das gefährliche Fahrwasser der kirchenpolitischen Polemik!

Er glaubte ein Parteimann sein zu müssen — weil er über sich den klaren Blick für eine Weile verloren hatte. „Ich fühlte“, gesteht er später von dieser Zeit, „wie mein Herz sich verbitterte.“ Er schrieb polemische Artikel ins Blättchen, deren Schärfe selbst Beyschlag verwunderte und tauchte — wieder mit ihm zu sprechen — seine Feder in des Teufels Tintenfaß. In einem Briefe an Beyschlag sehen wir das Auf- und Abwogen der Stimmungen in ihm. „Sieh, der innerliche Schmerz und das tiefe Weh über mein Volk verzehrt mich manchmal mit solcher Macht, und da stehe ich, und alles ist so arm, was ich tue und sage, dieser Bosheit und Finsternis gegenüber, und ich möchte den Leuten Hände und Ohren mit Petri Schwert abschlagen, und doch ist's nicht nach des Herrn Sinn. Dann kommt's mir wieder, ich solle die Kirche fahren lassen [das Drängen seiner Eltern —], dies arme Fahrzeug, und es dem Herrn und den Stürmen überlassen und mich nur an die Seelen machen, das Volksblattschreiben gehen lassen und lieber Geschichten schreiben. Aber wenn ich dann wieder sehe, wie die Leute mit verschränkten Armen stehen, wie die gläubigen Pfarrer in ratloser Ruhe sitzen — da zuckt es wieder, und über alledem gehe ich langsam zu Grunde.“ Wir müssen die Fahne tragen! ruft der Fanatiker, der schon als Student in seiner Verbindung so gern das Wort geführt, „wir sind keine Parlamentärs; hier ist nichts zu vermitteln. Mein Ton paßt ihnen nicht, ich soll leiser treten. Aber der Schamlosigkeit gegenüber, mit der man bei uns Kirchengeschichte macht, braucht man kein Blatt vor den Mund zu nehmen.“ Man sieht an dieser maßlosen Übertreibung, wie nahe Emil Frommel der Gefahr stand, an der Kirchenpolitik seinen



Charakter zu verderben. Diese Streitereien herüber und hinüber nahmen ihm die Ruhe; „meine Predigten", bekennt er, „scheinen mir so miserabel, oft bin ich so müd, wenn ich auf die Kanzel komme." Das machte das „scharfladen" gegen die liberalen Theologen, die doch wohl das gleiche Recht auf Licht und Luft in der Kirche der Reformation beanspruchen dürfen, das er für sich und seine Freunde proklamierte.

Frommel fühlte, daß er einen schiefen Weg eingeschlagen hatte, der ihn sich selbst in seinem Besten entfremden mußte. Er sehnte sich nach einem ruhigeren Posten, zumal seit das liberale Ministerium Lamey ihm und einem Gesinnungsgenossen den unverblümten Rat gegeben, sie sollten sich als Pfarrer — aufs Land melden. Wohin? Als deutscher Pfarrer an den Genfer See nach Vevey zu gehen, schien ihm untunlich, trotz der zermalmenden Arbeit in Karlsruhe, da er weder eine bindende Zusage von der Gemeinde dort in Bezug auf seinen Bekenntnisstandpunkt erhielt, noch von seiner Behörde eine Zusage wegen seiner möglichen Rückkehr in den heimischen Kirchendienst. Ebenso lehnte er einen Ruf als deutscher Geistlicher nach Paris ab (als Nachfolger des P. von Bodelschwingh), einen dritten nach der Schweiz (Zofingen), einen vierten nach Bremen. Und als Rudolf Kögel ihn 1863 bittet, in seine Stelle einzutreten an der deutschen Gemeinde im Haag, da schreibt er dem an den Berliner Dom übersiedelnden aus Baden-Baden: „Vor zwei Jahren war ich einige Tage in Amsterdam und habe liebe Freunde dort gefunden, und da ich ein aner polytropos bin, so hätte ich mich auch mit meinem süddeutschen Naturell in die schweigsamen und doch keineswegs toten Holländer ge-

funden, dachte mirs auch, als ich in Amsterdam war: wie wär's, wenn du hier predigtest und bliebst? Aber wie man immer erst dann merkt, wie lieb man ein Kindlein hat, wenn man's hergeben muß, so ist's doch auch mit unserem Sorgenkind, der Gemeinde. Ich bin hier in Karlsruhe noch zwischen Tür und Angel. Seit zehn Jahren bin ich hier als Verweser einer Pfarre; drei Jahre war ich vorher auf dem Lande. Nun entscheidet sich's gerade innerhalb weniger Monate, da unsere Gemeinden jetzt selbst wählen sollen, ob ich die Stelle definitiv erhalte oder nicht. In Baden ist heuer viel möglich; meine Gemeinde, die mit außerordentlicher Liebe, das darf ich wohl sagen, an mir hängt, wird alles tun, die Gegner aber auch. So darf ich denn gerade in diesem Augenblick allerdings keinen Schritt tun, der möglicherweise die Gemeinde irre machen könnte an mir, daß ich von ihr fort wollte, ohne den Entscheid abzuwarten. Ich könnte meinen Gegnern keinen größeren Gefallen tun. Gott weiß es, wie gerne ich fortginge aus diesem Lande, wo man nachgerade im Namen der Freiheit terrorisiert wird, aber ohne besonderen Wink darf ich die Gemeinde nicht verlassen." Emil Frommel wurde durch einen Kompromiß bei der Wahl, zu dem sich seine positiven Freunde verstanden, glücklich vierter Prediger in Karlsruhe, was ihm vor allem auch finanziell zu statten kam.

Mit lebhafter Freude war er ein Jahr zuvor der Einladung des Lordbischofs von London gefolgt, sich an den deutschen Predigten während der Weltausstellung in der „Royal Chapel" zu beteiligen; die „Evangelische Allianz" vervollständigte diese Einladung, so daß er sich auch pekuniär nicht zu sorgen brauchte. Der Londoner Monat

hat ihn sehr aufgefrischt; trotz der vielen Predigten und Bibelstunden, die er übernommen, durchstreift er die Riesenstadt, täglich sieben bis neun Stunden unterwegs, und schreibt begeistert an Beyschlag, der ihn beim Lordbischof empfohlen hatte: „Leben ließe sich's hier unter diesem Volke. Wenn sie liebenswürdig sind, dann sind sie's recht.“ Er hat auch später den feingebildeten englischen Edelmann für das vollkommenste Geschöpf auf der Welt erklärt. „Hier ist Gegensatz! Nun, ich denke, ich trage einen Gewinn heim, der mir bleibt, und will wieder besser aushalten und mich getrösten, daß es Leute hinter den Bergen gibt.“

Aber nach Baden zurückgekehrt, drückte die kirchliche Lage, in die er sich nicht finden konnte, wieder mit der alten Schwere auf ihn. Häusliches kam dazu. Sein Bruder Max, an dessen Hochzeit mit der Norwegerin Thora Egidius er in Amsterdam teilgenommen, war als Pfarrer für die separierten Lutheraner nach Ispringen bei Pforzheim berufen worden; sein zweites Kind, ein zarter Junge namens Martin, siechte nach einer Lungenentzündung langsam dahin und starb mit noch nicht vier Jahren. Sein Malerbruder Otto starb aus dem ersten jungen Eheglück heraus, und Vater und Mutter Frommel übersiedelten endgiltig nach Ispringen zu dem Sohne nach ihrem Herzen. Rührend schreibt Emil ihnen in der Liebe, die nicht aus der Rolle fällt: „In der Ferne läßt sich's oft mehr an einander glauben, als wenn man einander sieht. Darum freue ich mich, lieb Vater und Mutter, daß ich am Sonntag nun auch ein Stücklein Brief bekomme, wie früher Max, und Ihr, namentlich Du, liebe Mutter, nun deine Sonntage in drei

Teile teilst, für jedes Deiner Kinder ein Stündchen. Da will ich mich köstlich freuen; am Samstag Abend schreibe ich Dir dann den kurzen Umriß der Predigt, und des Sonntag morgens, wenn ich ins kleine Kirchlein gehe, werf ich ihn in den Kasten. Wenn ich dann den Platz, da mein teures Väterchen saß, leer sehe, wird mirs allemal schwer werden; da will ich sein gedenken im Gebet vor der Gemeinde, daß ihn der Herr erhalte so lieb und gut." Im November 1862 erlebte der alte Herr noch die Freude, im Hause Emils Zwillinge einkehren zu sehen, die die Namen Otto und Elisabeth erhielten und die der Vater scherzend Adam und Eva nannte; wenige Monate darauf starb er an einem Schlagfluß. Einige Wochen später wohnte Frommel der Leichenfeier für seinen alten Pfarrer Henhöfer in der Kirche zu Spöck bei, in der dieser 35 Jahre lang gepredigt hatte.

Neben den Predigten und den einzelnen Artikeln, die Frommel in Karlsruhe im Druck herausgab, schrieb er dort seine ersten selbständigen Bücher. Er wollte durch Barth, Wichern und Caspari ermuntert, „am Herzen des Volkes liegen und den innersten Pulsschlag seines Lebens vernehmen" und dann so schreiben, daß „Hans und Grete und auch den gelehrten Professor die Groschen nicht reuen, die sie fürs Büchlein ausgegeben, und beiden gleichmäßig Herz und Auge beim Lesen weint und lacht." So erschienen die Erzählungen: Aus einem Kellnerleben, Der Ratschreiber, Die Gräfin. Ein kräftig pulsierendes soziales Mitgefühl, eine nicht originelle, aber muntere und sorglose Eefindungsgabe und ein nach breiter Verständlichkeit strebender, von herzlicher Lie-

benswürdigkeit getragener Stil kennzeichnen seine ersten Flüge in die literarischen Höhen. Die Schriften sind weltlich fromm; die Mischung von sittlichem Ernst und behaglichem Humor ist ihre Frommelsche Marke.

Anfang Mai 1864 bittet die Gemeinde Wupperfeld Frommel, von dem sie schon per Ruf und durch seine gedruckten Arbeiten viel Vorteilhaftes wußte, um eine Festpredigt in Barmen, die zugleich stillschweigend als Wahlpredigt gemeint war. Emil Frommel kam, sah und siegte; als aber sein dortiger Amtsvorgänger Leopold Schultze, Kögels Schwager, ihm die einstimmige Wahl des Wuppertales mitteilt, ist er in Sorge: „Ob solch ein deklariert süddeutsch Gewächs, wie ich eines bin, auf anderem Boden gedeiht, das will erwogen sein. Und werde ich mich finden in den Talgeist? Soll ich mein sensibles künstlerisches Ich mit seinen tausend Bedürfnissen ohne weiteres fahren lassen?" Die zahllosen Fabrikschlote ängstigen ihn und die spanischen Stiefel, in die man ihn dort zwängen und in denen er nicht laufen könnte. „Und wenn ich mein bissel Humor nicht haben darf, dann bin ich voll und fertig. Du verstehst mich darin: nicht ein Spaßmachen, aber Freiheit, Luft für meine Individualität muß ich haben." Den Ausschlag aber gab dem das Pro und Contra überlegenden die eisige Kühle seiner eigenen Behörde. „Ich stellte an den Gemeindekirchenrat Forderungen um Erleichterung. Antwort: Nichts. Ich ging zu dem Oberkirchenrat. Antwort: Achselzucken. Meine Gemeinde war förmlich paralysiert; keiner getraute sich, mir in den Weg zu stehen; die einen schalten die anderen, weinten, aber keiner legte Hand an, und meine besten Freunde rieten: Geh! Blumhardt schrieb auf meine An-

frage zurück: Ihr geht halt! Da bat ich um meine Entlassung, und der Oberkirchenrat schickte sie ohne weiteres an den Großherzog mit Empfehlung . ." Der Stadtpfarrer hielt seine Abschiedspredigt in der Vaterstadt, die ihn nicht zu halten verstanden, sondern den Propheten weiter ziehen ließ. Die „Heidelberger" aber hatten nicht so Unrecht, wenn sie schrieben, Emil Frommel sei einem rettenden Rufe ins Ausland gefolgt. Die gründliche Luftveränderung war in der Tat in mehr als einer Hinsicht für ihn eine Rettung.

VII.

Bei den Wuppertalern. Nach Berlin.

Das Wuppertal im engeren Sinne ist das Gebiet der beiden Städte Elberfeld und Barmen. Ein arbeitsames Völkchen lebt dort, dessen Unternehmungsgeist eine blühende Weltindustrie geschaffen hat. Die Wupper, dies Kind der westfälischen roten Erde, treibt die Hammerwerke, die Mühlenbetriebe und Schleifereien, aber sie hilft ebenso redlich mit bei der Bleicherei und Färberei der Garne. Und aus den zahlreichen Webereien der Gegend gehen die Bänder, Kordeln, Litzen und Spitzen weit hinaus, denn „Barmer Artikel erobern die Welt.“ Die Bewohner des Tales, das sich dreizehn Meilen weit erstreckt, sind von notorischer Frömmigkeit; hat doch schon Goethe — der das große Lagerbuch der Welt ist und bei jeder Gelegenheit „herhalten“ muß — von ihnen gesagt: „Mit irdischem Erwerb beschäftigt, lassen sie die himmlischen Güter nicht außer acht.“ Die religiösen Fragen stehen im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, und in den geschickt organisierten Gemeinden wird Wohltätigkeit im großen Stile gepflegt. Lutherisch bis auf die Knochen, haben sie infolge ihrer presbyterialen Verfassung fast ganz freie Selbstverwaltung; aber sie sind reflexiv und haben schweres Blut. Daher ihr Mangel an Verständnis für die Allegorie, der sie alles buchstäblich

nehmen läßt, was man ihnen sagt, und ihr kleinliches Halten auf Äußerlichkeiten. Otto Funcke hat davon sehr ergötzlich in seinen Reisebildern erzählt. Neben der Staatskirche, die sich in lutherischer, reformierter und uniert-evangelischer Façon darbietet, leben dort Katholiken, Baptisten und Irvingianer. Eine besondere Ausbildung hatte seit alters im Tal das Laienelement innerhalb des kirchlichen Organismus gefunden; seine Spuren gehen zurück auf Tersteegen, den Mühlheimer Leineweber und Liedermacher und auf Jung-Stilling, den Elberfelder Arzt aus Goethes Tagen. Es verwundert uns nicht, zu hören, daß sich in diesen Gemeinden, besonders bei den mittleren Bürgern und kleinen Handwerkern, zahlreiche Originale fanden und noch finden, spekulative Köpfe, die Mathematik und Mechanik treiben, um das perpetuum mobile zu entdecken oder den Stein der Weisen aufzutreiben. Aber auch viel Geisteskrankheit ist dort anzutreffen; und viel offener Haß unter den Geschäftsleuten und bei den Arbeitern gegen die Kirche, die den Bogen durch ihren weltflüchtigen Pietismus zu scharf gespannt.

Die neue Gemeinde holte ihren Pfarrer vierspännig ein, der Anfang November 1864 über Köln und Düsseldorf zu ihnen kam. „Das Haus war von oben bis unten wohnlich eingerichtet, alles blink und blank, gefüllt mit allerlei Vorräten, geschmückt mit Spiegeln und Gardinen, einem Bücherschrank für die Gattin und in meinem Studierzimmer ein herrlicher Schreibtisch — alles Geschenke zum Einstand — kurz, ich stand wie ein Kind am Christtage." Der Empfang war auch sonst prächtig. Bei dem offiziellen Festessen sagte Frommel: „Es ist heute Allerseelentag. Auch für mich. Ich lege einen Kranz auf das frische

Grab der Vergangenheit, einen Kranz aber auch auf die Zukunft, die mich hoffen läßt, daß die zurückgelassene Liebe mir hier wieder aufs neue erstehen wird. So grüße ich dich, liebe Gemeinde und Euch Pastoren. Welchen Segen habt Ihr doch, daß wie bei den Patriarchen, das hohe Alter der Gemeinde eine treue Tradition in ihr erhalten. Nehmet mich auf in Liebe! Mit den bürgerlichen Behörden aber will ich bauen wie Esra und Nehemia bauten, der Priester und der Laie. Ich will hier Pilgrim und Fremdling sein, der der Stadt Bestes sucht, alle Seelen aber helfen hinaufzubringen ins ewige Vaterhaus." Nach weiteren Begrüßungsschlachten seitens der zahllosen Vereine und Vereinchen von Stadt und Land hält er frisch und innig seine Antrittspredigt (über Römer 1,16), aus der ein Passus mitgeteilt zu werden verdient: „Was ihr sehet in den Gebilden der Kunst und Musik, der Staatsgesetzgebung und des Unterrichts von wahrhaft Edlem und Bleibendem, ist nichts denn Ausfluß des Evangeliums. Hat es nicht seinen verklärenden Stempel allem menschlich Edlen und Verklärbaren aufgedrückt, und in Wort und Ton, in Farbe und Bild seine hehren Weisen gesungen? Ja, so die Menschen schwiegen, die Steine unserer Dome müßten schreien und zeugen, daß das Evangelium eine Kraft sei. Ich will mich freuen alles dessen, was irgendwie unter Euch sich als Ausfluß solcher Kraft findet, und es anschauen und pflegen als einen Vorhof des Tempels meines Gottes, wissend, daß so ich Christi bin, auch alles mein ist. — Aus heidnischer Zeit stammt der Name, den der Oberpriester trug: Pontifex, das heißt ein Brückenbauer. In tieferem Sinne soll jeder Diener am Evangelium ein Brückenschläger sein, der die Brücke baut aus dem Unglauben zum Glauben, aus der

Welt ins Reich Gottes, aus der Zeit in die Ewigkeit. Den lasset mich werden. So will ich mich denn freuen jedes Fünkleins von Glauben unter Euch, ihn nicht verachten, wenn er noch so klein und gering wäre.. Es ist ja ein verborgen Ding um den Anfang des Glaubens, wie überhaupt um den Anfang alles Lebens." Er wünscht sich ein eng Gewissen und ein weites Herz. „Nach dir aber, teure Gemeinde, will ich die Arme ausbreiten, Euch alle ohne Unterschied an mein Herz zu ziehen. Du bist mein Feld, teures Wupperfeld!"

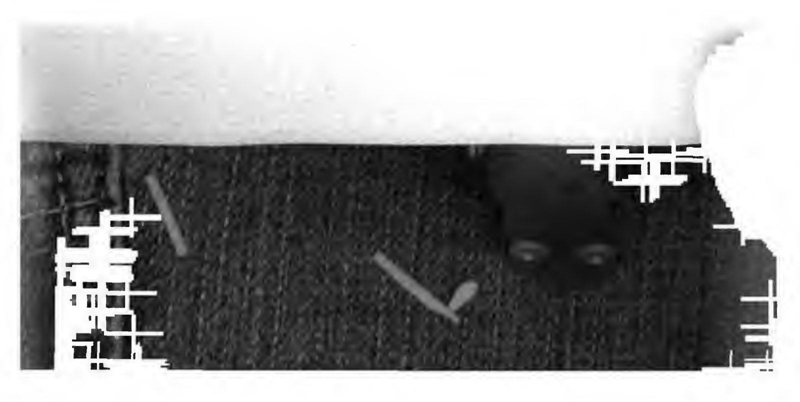
Mit der Begeisterung, die keine Müdigkeit kennt, stürzte sich Emil Frommel in die vielseitige neue Arbeit, zu den umschriebenen Amtspflichten ebenso viele freiwillig hinzunehmend. Er war der selbstverständliche Festredner in allen Vereinen, er durfte bei keinem Anlaß als improvisierender Gelegenheitspoet fehlen. — Im Januar 1865 starb seine Mutter, an der er mit so zarter Liebe gehangen. Er sagt im Blick auf sie: „Bei manchen Leuten hat man den Eindruck, als brauchten sie nur den anderen Fuß noch nachzusetzen, um daheim zu sein. Sie sind wie Leute, die im Wartesaal stehen, das Gepäck aufgegeben und das Billet in der Hand haben, auf das Zeichen des Glöckleins wartend zur Abfahrt. Heiter und geduldig saß sie Tag und Nacht in ihrem Lehnstuhl; ihr däuchte, sie ruhe in einer guten Wiege wie ein Kind. Nun entschlummert, gebeugt die greise Gestalt, gesenkt das ehrwürdige Antlitz mit den Silberlocken, geschlossen für immer die süßen braunen Mutteraugen, die wir so viele Jahre liebend auf uns ruhen fühlten, und stille der Herzschlag, dessen warme Liebe wie ein milder Frühlingshauch über unseren Tagen und wie Abendgold über unserem Mannesalter gewebt hatte."

Unter seinen Amtsbrüdern war einer, Namens Josephson, der sich in der Betonung eines möglichst engen Christentums hervortat; da seine fromme Pedanterie auf Alt und Jung im Wuppertal abfärbte, hielt es Frommel für seine Pflicht, dieser Weltflüchtigkeit sein weltfreudiges Christentum gegenüber zu stellen. Er tat dies bei den Vereinsabenden des Jünglingsvereins, in dem er durch sein sprudelndes Erzählertalent bald der belebende Mittelpunkt war. Hier hat er manchem jüngeren und älteren „Bruder im Herrn" die Stelzen unter den Füßen weggeschlagen und ihn auf den gesunden Erdboden gesetzt. In diesem hochnotwendigen Bestreben unterstützte ihn sein intimer Barmer Freund, der feinsinnige Missionsinspektor Friedrich Fabri (dessen Briefe gegen den Materialismus, mit den beiden angehängten Essais über den Ursprung und das Alter des Menschengeschlechts, heute nach fast einem halben Jahrhundert ihres ersten Erscheinens wieder besondere Beachtung verdienen), ebenso Frommels Hausnachbar, der Schulmann Dörpfeld, der sich mit ihm in die Leitung der Barmer Bibelgesellschaft teilte. Die „Zugeknöpften" von der Gruppe Josephson, die in Frommels heiterer Art sich zu geben, bald allerlei „biblisch verdächtig" fanden, griffen zu der im Wuppertal durchaus geläufigen Selbstverteidigung: zu den infamen anonymen Briefen. Frommel hat unter diesem gottseligen Buschkleppertum sehr gelitten, es aber zumeist mit der ihm gebührenden Verachtung gestraft. Wir kommen auf diesen interessanten Schößling der Frömmigkeit noch einmal gründlich zurück. Jedenfalls konnten diese krächzenden Nachtvögel es nicht hindern, daß die Wuppertaler in allen ihren besseren Elementen Frommels dankbare, ja begeisterte Hörer und Verehrer wurden.

Ein Barmer Geistlicher, der in Berlin Frommels Hilfsprediger war, schreibt in seinen „Schlichten Bildern aus Frommels Leben": „Gerade daß er nicht in dem engen Gleise des hergebrachten Wesens fuhr, sondern immer auf der Höhe stand, wo der Blick frei ist und die Seele weit wird; daß er es verstand, jedem auf seine Art beizukommen, das zog die Menschen zu ihm und gewann ihm das Vertrauen. Was nach Jahr und Tag, als der Barmer Pastor längst Garnisonpfarrer von Berlin geworden und vor den Toren Straßburgs lag, ein Wuppertaler Kind von der Plückersburg, das Frommel begegnete, in seiner Herzensfreude ausrief: Kiek es, dat is ja unse Pastohr! das war die Stimmung, die bei dem größten Teil der Gemeinde für ihn herrschte: Unser Pastor; es galt von ihm in einem Sinne, wie es nur wenige sich zueignen durften." Ein Hörer seiner Wupperfelder Predigten erzählt, sie seien von einer so großen, nach Tausenden zählenden Menschenmenge besucht gewesen, daß den Presbytern beim Einsammeln der Kollekte mit dem Klingelbeutel mehrfach die Rockschöße im Gedränge abgerissen worden seien. Frommel arbeitete an seinen Predigten mit dem größten Fleiß, um den anspruchsvollen Wuppertalern zu genügen, die ebenso ausgedehnte wie künstlerisch abgerundete Kanzelreden verlangten. Daß dabei in der biblischen Begründung alles bis aufs letzte Wort hieb- und stichfest sein mußte, verstand sich für sie von selbst, nicht so sehr aber für Frommel, dem der Dichter manchmal mit dem Pastor durchging. Doch sie paßten ihm scharf auf. „Wie haben sie mich", erzählt er, „in die Bibel hinein getrieben, wenn sie da unten saßen während der Predigt und die Bibel aufschlugen und dann kamen und fragten, „ob sich's also hielte", und sagten: „Herr Pastor, Sie haben das

und das gesagt — wo steht denn das?" — Ich hatte über Nikodemus gepredigt, der bei Nacht zu Jesu kommt, und gesagt, hier treffe einmal nicht zu, was die Schrift sonst sagt: „Die Nacht ist keines Menschen Freund", denn sie decke den milden Schleier über die zaghaften und noch schwachen Jünger. Am folgenden Tage kam einer der Presbyter und sagte zu mir: „Wo steht der Spruch, den Sie gestern in Ihrer Predigt angeführt haben, daß die Nacht niemandes Freund sei?" „Ei", sagte ich, „der — der steht in den Sprüchen Salomos." „Ach, bitte, hier ist eine Bibel — wollen Sie mir die Stelle nicht aufschlagen?" Ich fand nichts. „Na, dann steht er im Sirach." „Ach, bitte, schlagen Sie mal auf!" Wieder nichts. Endlich sagte ich in meiner Verzweiflung: „Aber er muß doch irgendwo stehen!" Da sagte der Mann: „Ja, ich will Ihnen sagen, wo das steht — das steht in Seumes „Spaziergang nach Syrakus"!" . . . Das war eine gute Lektion. Ich bin überzeugt, in Berlin könnte man getrost sagen: das steht in den Sprüchen Salomos — kein Berliner würde sich irgend welchen Skrupel machen. Aber meine Leute dort verstanden das besser."

Die Zahl der Konfirmanden, die für ihren Pastor durchs Feuer gegangen wären, wuchs; die persönlichen Beziehungen durch seine Amtshandlungen, die zumeist in den Häusern stattfanden, mehrten sich. Lag ihm auch manches dort „krumm", so fühlte er sich doch im ganzen wohl; am Tage der Vereinigung Preußens mit der Rheinprovinz (April 1865) schreibt er an Professor Beyschlag: „Es geht mir hier recht gut und fühle ich mich unter den Flügeln des preußischen Adlers gut aufgehoben. Wie bin ich erleichtert, von all dem Streit nichts mehr zu hören und



herausgekommen zu sein aus einer Lage, die auf die Dauer nur demoralisierend wirkt. Denn es geht auch mit den Freunden am Ende in die Partei hinein, mit all ihren schlimmen Folgen für Herz und Charakter. Das hast du ja auch erfahren. Da ist dann alles vergessen, was man vorher geleistet und geduldet, wenn man einmal eine andere Anschauung hat. Hier ist man freier. Ich habe hier stille und ruhige Tage dagegen und kann wieder an ein Studium und ans Schreiben gehen." Er begann die „Familienchronik eines geistlichen Herrn" aufzuzeichnen und vollendete vor allem das große kirchengeschichtliche Werk über seinen alten Lehrer Al. Henhöfer, das 1865 noch erschien. „Daß ich den Mann lieb gehabt", heißt es im Vorwort, „aus dessen Leben ich schrieb, wird man dem Buche anmerken und etliche werden's tadeln. Das stört mich nicht. Wenn ich ihn nicht lieb gehabt, hätte ich nicht über ihn geschrieben. Denn die Liebe ist der Schlüssel zum Verständnis des anderen, wie zum Erkennen Gottes. Und lieb habe ich den alten Papa Henhöfer gehabt von der Zeit an, wo ich als Kind ihn über Tisch im Hause sah und mich wunderte über den Mann, der aussah wie ein Bauer und doch redete wie ein Knecht und Prophet Gottes voll himmlischer Weisheit." Er erinnert an seine ersten Predigten und Christenlehren, die er als Kind mit der Mutter gehört und an die Vikariatszeit unter seinem Dache — „hier ging mir erst der volle Blick in seine Persönlichkeit auf." Er will mit seiner Lebensbeschreibung zugleich ein Stück badischer Kirchengeschichte des laufenden Jahrhunderts geben, „das manchem vielleicht gerade jetzt von Interesse sein dürfte." Der Polemik jedoch will er sich entschlagen; „mag sie sich jeder selbst daraus bilden, wenn

er Lust dazu hat." Das läßt sich verstehen, als gebranntes Kind scheute Frommel das Feuer. Weniger leicht verständlich aber ist es, daß der Verfasser in seiner auf jede Quisquilie eingehenden Arbeit nicht ein offenes Wort gewagt hat über die unharmonischen Familienverhältnisse seines Helden, der eine Konvenienzehe geschlossen hatte, die er zeitlebens wie eine Kette schleppte. Es klingt sehr menschenfreundlich, wenn der Autor versichert: „Ich habe die Vergangenheit darstellen wollen und darum die noch Lebenden möglichst wenig berührt"; aber dem Bilde Henhöfers fehlt durch diese Auslese des Biographen ein wesentlicher Zug. Im übrigen muß man dem Fleiße Frommels hohe Anerkennung zollen, womit er in dem zum Teil recht spröden Akten- und Briefmaterial sich zurechtgefunden hat. Sein großer „Henhöfer" — dem er von Berlin aus noch eine kleine Volksausgabe folgen ließ — ist kein Buch zum Lesen geworden, dazu steckt es zu tief im Aktenstaube drin; aber es hat erheblichen Quellenwert für kirchenhistorische Archive.

Nachdem Frommel, der so gern reiste und so gern festlich redete, in Duisburg für den Gustav-Adolfverein gepredigt, fragte ihn die evangelische Minoritätsgemeinde in Köln, ob er als Pfarrer zu ihnen kommen wolle. Er lehnte ab; die Kölner wählten ihn aber trotzdem und bestürmten ihn durch Briefe und Abordnungen. Es war nur in der Ordnung, wenn Frommel standhaft blieb und die Wuppertaler Gemeinde nach einem Jahre nicht schon wieder verließ. Sehr richtig schreibt er den Kölnern zurück: „Soll ich eben eingelebt in eine mir völlig fremde Individualität, mich nach Jahresfrist in eine neue einleben? Meine innigste Überzeugung ist, daß ein Mensch und vornehmlich ein Geist-

licher nur das leisten kann, was er selbst unter seines Gottes Leitung geworden ist und nur das anderen zu bieten vermag, was als reife Frucht seines eigenen Lebens in Gott gewachsen ist. Dazu gehört aber eine gewisse Stetigkeit der Verhältnisse, eine stille, ruhige Arbeit an sich und anderen, die zu bald unterbrochen, den inneren Entwickelungsgang stören müßte. Mögen Sie denn meine Bitte, von mir abzusehen, würdigen und als Männer, die die geistlichen Dinge auch geistlich richten, mein Gewissen achten, wie ich das Ihre achte." Die Wuppertaler atmeten erleichtert auf, als sie von Frommels Bleiben hörten; dann aber gaben sie ihrem eigenen Herzen einen Stoß und schenkten ihrem Pastor als Ehrengabe, was ihm eine Freude bereiten sollte: einer der Vertreter der Gemeinde holte ihn ganz harmlos zu einem Spaziergange ab — inzwischen stellte man ihm in seiner Wohnung ein prächtiges Pianino auf, eine vergoldete Broncestanduhr, zwei silberne Schalen und ein silbernes Teebrett. Auch dreihundert Taler fanden sich von unbekannter Hand vor.

Grüßte ihn aber in diesen Dankgeschenken seiner Barmer auch sinnig die Kunst, von der sie wußten, wie sehr sein Herz daran hing, so mußte er sich doch bei seinen Bemühungen, die Künste mit ihrer Auffassung der Frömmigkeit zu versöhnen, den Boden Schritt vor Schritt erobern. Aus einem Weihnachtsquartett entwickelte sich unter Frommels energischer Leitung bald ein blühender Kirchenchor, dessen Stütze seine eigenen Konfirmanden bildeten. Das war ein Novum fürs Wuppertal; noch schwerer aber lag ihnen der eine oder andere Vortrag im Magen, den ihr Pastor über das Recht der Kunst im Kultus und „von Sanges Recht und Pflicht" hielt. „Wer dem nachdenkt,

was etwa eine Tugend, etwa ein Lob ist, keinen Keim und Anlage unentwickelt läßt, die Gott in ihn gelegt, der tut nicht Sünde noch dem Evangelium Widerstrebendes, sondern Gottwohlgefälliges; der sucht die goldene menschliche Fassung für die himmlische Perle, bereitet die silberne Schale für den goldenen Apfel göttlicher Weisheit, ziert das Haus dem zu Ehren, der mit seinem Geist einzieht und Wohnung machen will und schmückt, wie die Blume, wenn sie sich selbst schmückt, auch den Garten, die Gemeinde des Herrn. Mögen die anderen ihre Gaben mißbrauchen zu eigener Ehre und Eitelkeit, mögen sie ihre entdeckten Sterne auf ihre Brust stecken und die gefundenen Perlen in ihr Haar flechten, das störe uns nicht; es müssen doch am Ende alle jene Sterne zum Kranze sich schließen um Christi königliches Haupt und am Ende alle jene Perlen dem die Stirne schmücken, der die Dornenkrone für uns getragen; denn: alles ist euer, ihr aber seid Christi." *) Er proklamierte „ein geheiligtes Recht für alle Geistes- und Herzensbildung, für alle Entwickelung auf Erden." Das war unerhört. Ebenso kühn erklang seine These auf den Konferenzen: „Die Kunst ist ein Gradmesser nicht nur des ästhetischen, sondern weit mehr noch des *sittlichen* Geistes einer Nation." Die Pietisten im Tal schüttelten die Köpfe, und der schon einmal erwähnte Amtsbruder Frommels, Josephson hatte die Keckheit, von der Kanzel herab seine Gemeinde vor der sündhaften Kunst und ihren Propheten zu warnen, „die die Schmach des Kreuzes Christi verschönern und den Weg zum Himmel breiter machen." Frommel, der dieses Gesalbadere mit anhören

---

*) Vgl. „Aus Fest- und Fastenzeit", Berlin 1872, S. 129 ff.

mußte, hat selbstverständlich mit seiner Entrüstung über die amtsbrüderliche „Noblesse“ nicht zurückgehalten! Aber er ging in seiner Weltseligkeit noch weiter: er besuchte, als Pionier einer freieren Auffassung, die geistlichen Konzerte (!), so in der Charwoche 1866 die Aufführung der Passionsmusik, die natürlich nicht in der Kirche stattfand. Man antwortete mit Püffen, „und es kann sein“, meldet Frommel dem Amtsvorgänger Schultze, „daß sie von mir mit etlichen anderen Püffen erwidert wurden. . . .“ Er erhielt von dem Freunde eine die Frage in der Tiefe anfassende Antwort, in der sich bei aller grundsätzlichen Zustimmung das Memento für den Kunstenthusiasten befand: „Man kann methodistisch Sturm laufen auf die Herzen, man kann's auch theosophisch, auch konfessionell, auch künstlerisch. Im Reiche Gottes geht alles durchs Wachsen zum Reifen.“

In diesem Jahre des deutsch-österreichischen Feldzuges holte sich Frommel am Krankenbett eines zugereisten hessischen Handwerksburschen die Pocken, die ihn für zwei Monate auf ein schweres Krankenlager warfen. Die komplizierten näheren Umstände dieser Erkrankung lasse ich ihn in seinen Amtserinnerungen selbst mitteilen. „Ich will dem Leser die Schilderung ersparen, wie der arme Bursche aussah — sonst könnte er am Ende über der Beschreibung so was von Pocken spüren. Ich sprach mit ihm, reichte ihm das Abendmahl, er schaute mich so dankbar an und gab mir die Hand. Ich wollte ihm nicht wehtun dadurch, daß ich sie nicht annahm — aber damit war wohl auch mein Schicksal besiegelt. Ich ging hinab zu einem Freund nebenan, trank ein Glas Rotwein und wusch mich. Es war mir so sonderbar zu Mute. Doch vergaß ich's rasch

über der Arbeit der folgenden Tage. Da, am neunten Tage darnach wußte ich nicht, wie mir war. Mir brannte der Kopf, im ganzen Körper war mir so weh. Ich wollte dem armen Magen mit Kompressen aufhelfen, den Rückenschmerzen mit Tinkturen, aber es wurde immer schlechter. Es war Sonnabend. Ich hatte Sonntag zu predigen und konnte die Predigt aus besonderem Grunde nicht abgeben." Die letzte Predigt hatte ihm nämlich wieder anonyme Briefe eingetragen; er wollte sich rechtfertigen. „Ich fing an zu schreiben, aber die Schmerzen steigerten sich, ich verlor immer wieder den Faden. Die Stiche gingen durch den Kopf wie große Messer, und als gar neben mir die Glocken den Sonntag eine Stunde lang einläuteten, meinte ich, die Glocken schlügen mir den Kopf entzwei. Noch immer dachte ich nur an eine Erkältung und schlummerte ein. Des Morgens schleppte ich mich zur Kirche, totenblaß, mit dem Gefühl, meine eigene Leichenrede zu halten. Mein Amtsbruder bat mich, ihm den Text der Predigt zu sagen, um womöglich, wenn es mir ganz schlecht würde, fortfahren zu können (!). So betrat ich die Kanzel, der Kopf brannte, die Gedanken schwirrten um mich her, vor den Augen flimmerte es in bunten Farben. Ich predigte — aber wie ich zum zweiten Teile kam, fühlte ich, daß das Bewußtsein mich verlasse, ich wußte nur noch, daß ich rasch Amen sagte und dann — ja, erst nach achtzehn Stunden wußte ich, was eigentlich war. Ich fuhr in der Nacht über die Stirne, das war wie Ausschlag. Der Arzt kam Montag früh — ein Blick — „hu, die Pocken in optima forma", sagte er. Nun fiel mir der Handwerksbursche ein und alles war klar. Die nächsten acht Tage gingen schlaflos hin in allerhand Phantasien. Nur in einer Nacht

hörte ich ein so herrliches Männerquartett, wie ich in meinem Leben nie eines habe singen hören. Nach zehn Tagen war ich über dem Graben; die Maske über dem Gesichte, hatte ich nun Zeit, in der dunklen Stube nachzudenken. Sechs Wochen lag ich und mußte wieder gehen lernen wie ein Kind. Und doch, wenn eine Zeit selig war, so war's diese. Lag ich doch ehrlich verwundet auf dem Schlachtfelde und durfte einmal mit gutem Bewußtsein krank sein." Unter den zahllosen Aufmerksamkeiten, welche die Gemeinde ihrem kranken Geistlichen erwies, erwähnte Frommel gelegentlich mit besonderem Behagen — ein Töpfchen Senf, das sein mystisch angehauchter Freund, der Senfmüller, mit folgenden Begleitworten schickte: „Herrn Pastor Frommel aus Liebe! In der Einfalt! Hiermit ein Töpfchen Senf! in der Krisis! Zur Verdauung des Magens, wie zur weiteren freiheitlich-mystischen Krafterneuerung; in Gott! mit Gott! durch Gott in Christo! Zum Präsent und weiteren Destillation gewidmet als Pfundwucher von Ihrem interesselosen Glaubensbruder. Amen." Was der Senf nicht alles vermag! —

Das nächste Jahr brachte Glück und Leid: die Geburt einer Tochter, die die jüngste blieb und der er den Namen Maria gab, und eine furchtbare Choleraseuche, die im Hochsommer einsetzte und im Wuppertale schlimme Verheerungen anrichtete. In den Nothallen der Friedhöfe standen an einem Tage 44 Leichen über der Erde. Im August schreibt er dem Bruder: „Nun rückt es immer näher. Nachdem im Nachbarhause 24 Personen ergriffen, 16 gestorben, bricht es heute auch bei uns im Hause aus. Die Diakonissin ist erkrankt. Der treue Gott erbarme sich — sei den Meinen eine treue Hilfe, Vater und Bruder." Er

war unermüdlich; zu Fuß, zu Wagen und zu Pferde eilte er von einem Sterbebett zum anderen, ließ in den reichen Häusern für die Armen kochen und konnte sich in Trost und Hilfe bei Tag und Nacht nicht genug tun. In vierzehn Tagen starben 600 Menschen, und was die Cholera überstanden, das raffte der Typhus noch hinweg. Wer ermißt die seelische Pein für eine Natur wie die Frommels, der täglich diese Bilder des Schreckens sehen und all den Jammer mit durchleben mußte. Er war gebrochen; sobald das Ärgste vorüber war, zwang ihn der Machtspruch seines Arztes, sofort nach einem holländischen Seebade abzureisen, um sich nicht vollends zu zerrütten. Die Ruhe und die Luft stärkten ihn; aber schon nach drei Wochen war er wieder daheim, es litt ihn nicht draußen. Noch schwer angegriffen, betritt er seine Kanzel — wo ihn, anonym, der aus der Bibel ausgeschnittene Vers aus dem Johannisevangelium grüßt: „Ein Mietling aber, der den Wolf sieht kommen, fliehet und verläßt die Schafe und achtet ihrer nicht“, samt ähnlichen Freundlichkeiten; die Post brachte ihm mehrere Tage nacheinander namenlos den Traktat Luthers: ob man vor dem Sterben fliehen möge? . . . Frommel hat auf diese bodenlose Gemeinheit am folgenden Sonntag durch eine persönliche Erklärung vor der Gemeinde geantwortet, in der es heißt: „Es hat ein Glied unserer Gemeinde, nachdem ich kaum erholt von dem Bade zurückgekehrt, in das ich aufs äußerste erschöpft, nicht ohne die dringendste Aufforderung des Arztes, nicht ohne die Zustimmung des Presbyteriums gegangen war, bereits zu zweien Malen nach mir geschlagen. — Das mir unbekannte Gemeindeglied, das, ohne seinen Namen zu nennen, sich solchen schändlichen Mißbrauchs der Schrift schuldig gemacht, mag die Be-

ruhigung haben, mir unter allem Schimpf, den ich im Leben erfahren, den bittersten angetan zu haben. Dich aber, liebe Gemeinde, möchte ich nicht um meinet-, sondern um eurer selbst willen bitten, mit eurem Hirten mit aufgedecktem Antlitz zu rechten, wenn ihr mit ihm zu rechten habt, und ihm, was man dem gemeinsten Verbrecher nicht versagt, zuteil werden zu lassen: das Recht der Verteidigung. Denn solcher Schlag aus dem Versteck ist ein Schandfleck und ein Bann auf unserer Gemeinde.“ Angesichts des Bubenstücks dieses frommen Anonymus in Wupperfeld kann wohl die Frage aufsteigen: wie kommt gerade das extrem Fromme mit dem Anonymen zusammen, wie es im Wuppertal die stehende Regel ist, oder doch zu Frommels Zeit war? Und da scheint mir denn ein nicht unerheblicher Teil der psychologischen Erklärung in der christlichen Glaubenslehre selbst zu liegen. Die Selbstverantwortung und das persönliche Gewissen müssen auf die Dauer ihre zarte Entwickelungsfähigkeit einbüßen, wenn die eigentliche Leistung doch endgiltig ein anderer übernimmt. Das unterbindet die Charakterbildung bei allen denen, die nicht zu dem ganz edlen Menschenmaterial gehören oder denen nicht in der Kunst und in der Wissenschaft ein Korrektiv der Religion erwächst. Man denke an die Jesuiterei des Apostels Paulus in dem Dilemma vor dem Synedrium in Jerusalem, Apostelgesch. 23, oder an die Schauspielerei des Petrus in Antiochien, Galaterbrief 2, vom alten Testament ganz zu schweigen. „Es ist doch unser Tun umsunst, auch in dem besten Leben“, so singt man Luther nach, und die sonntägliche Pauschbeichte der Liturgie hilft die ethische Degenerierung, die die Religion a u ch mit sich führt, beschleunigen. Als sich vor Jahren durchreisende Fremde in einem christlichen

Hospiz in Basel über die Unsauberkeit ihres Zimmers und über allerlei Unordnung des Hauses bei der frommen Hauswirtin beklagten, da entfuhr dieser, nachdem sie die Vorwürfe mit gesenktem Blick entgegengenommen, der ehrlich gemeinte Seufzer: „Wie gut ist es doch, daß man das alles jeden Abend unter dem Kreuze Christi niederlegen kann“ . . . Der „Heiland“ hat die Stellvertretung übernommen, so mag er sie nun auch haben; der Glaube allein und die Gnade allein — da werden die guten Werke mehr oder minder „schädlich zur Seligkeit“, mit dem alten Flatius zu reden. Man lese in diesem Zusammenhang auch das ernste Schlußwort, das Friedrich Delitzsch seinem soeben veröffentlichten zweiten Vortrag über Babel und Bibel beigefügt hat, in dem er an dem empörenden Beispiel eines geistlichen Rowdie unter den märkischen Leuchten der Orthodoxie das Urteil gewinnt: „Welche geistige und sittliche Verlotterung eines deutschen Pfarrers!“ Das Anonyme, das namenlos Feige und Heimtückische ist eine Reaktion gegen das Unpersönliche und Entpersönlichende der Buß- und Gnadentheologie der Kirche. Wie ein Blitz hat Friedrich Nietzsche in seinem Hochgesang auf die Persönlichkeit, in der Dichtung „Also sprach Zarathustra“ auf diesen psychischen Zusammenhang hingedeutet in den Worten: „Große Verbindlichkeiten machen nicht dankbar, sondern rachsüchtig; viele litten zu viel, so wollen sie andere leiden machen“; sie demütigen sich vor Gott — so ist es ihre Restitution, daß sie andere vor sich in den Staub beugen, oder in den Staub ziehen.

* *
*

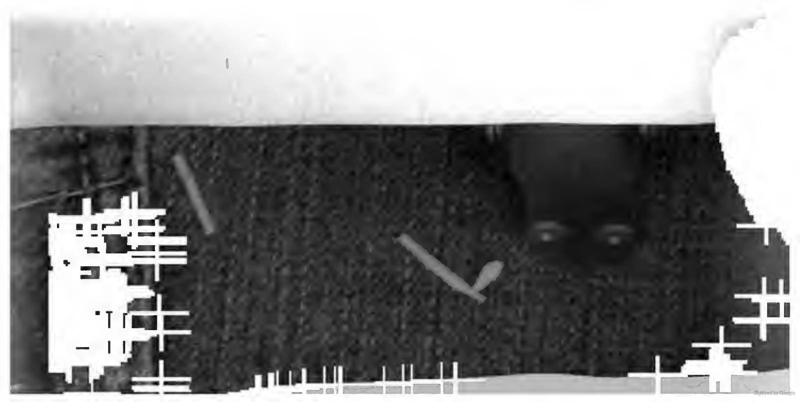
Zu zwei neuen Kirchen in Wupperfeld hat Emil Frommel die tatkräftige Anregung gegeben: die Friedens- und die Johanneskirche in Barmen sind sein Werk. Die Gemeinde wuchs, besonders durch den Zuzug von Arbeitern, von Jahr zu Jahr; aber die vorsichtigen Repräsentanten der Kirche wollten ihre Zustimmung zum Bau nicht recht geben, zumal als Frommel in seiner naiven Munterkeit gleich den Bau zweier neuer Kirchen forderte. Lieber einfacher bauen, äußerte er und argumentierte launig: die langgedehnte Gemeinde gleiche dem menschlichen Organismus, der nötig habe, seine beiden Extremitäten, Füße und Hände, warm zu halten; deshalb sei es besser, an den Endpunkten der Gemeinde im Osten und Westen je eine kleinere Kirche zu errichten, die weniger kosteten, aber die entfernt Wohnenden warm hielten, statt des erst beabsichtigten Monumentalbaues im Mittelpunkt der Gemeinde. Endlich drang er doch durch; er selbst aber wurde zum rücksichtslosen Kollektanten für seine Idee. Da es im Wuppertal keine Kirchensteuern gibt, so mußte die ganze erforderliche Summe durch freiwillige Gaben aufgebracht werden. Frommel hielt Vorträge und ließ alle seine Humore spielen, um zum Ziele zu gelangen. Sogar zum Geisterbeschwörer ist er um des guten Zweckes willen geworden! In der Gemeinde hieß es, im alten Pfarrhause, wo einst der Stifter der Gemeinde, Pastor Bartels, gewohnt, gingen allerlei Geister um. So kam Frommel eines Tages und erzählte gewichtig: „Es ist wirklich so, in meinem Pfarrhause spukt es! Diese Nacht ist mir der alte Pastor Bartels ganz so, wie er in der Sakristei hängt, erschienen und hat lange mit mir geredet.“ — „Was hat er denn gesagt?“ fragten die Freunde. „Er hat mich ernst zur Rede gestellt.



„Wieviel Seelen hat denn jetzt unsere Gemeinde?" so war seine Frage. Ich antwortete: „20 000." — „Was", erwiderte er, „20 000, und habt nur *eine* Kirche? Die alte ist gebaut, als die Gemeinde 3000 Seelen hatte; wo sollen denn nun all die übrigen Platz finden? Sorgt nur dafür, daß ihr bald eine neue Kirche bekommt, sonst sind die schweren Erfahrungen der Cholerazeit ja umsonst gewesen!" Und die Gemeinde spürte auch den Geist, den ihr Pastor gesehen, den Geist des alten Bartels, der wieder ans Werk ging, um eine reue Kirche zu bauen, wie er einst die alte geschaffen. Von nun an ging dieser Geist nicht nur bei Nacht im Pfarrhause, sondern auch bei Tage in der Gemeinde um. Bald hatte Frommel den Reichen und den weniger Reichen so viel Geld aus der Tasche gezaubert, daß mit 150 000 Mark beide Kirchen in Angriff genommen werden konnten. Die Grundsteinlegung erlebte er noch; die Kirchen selbst wurden nach dem Kriege mit Frankreich in den Jahren 1871 und 72 eingeweiht.

* *
*

An eine Vortragsreise nach *Berlin* im Jahre 1868, die Emil Frommel mit Kögel und Pfannschmidt, dem Prediger und dem Maler, näher zusammenführte, knüpfte sich ein Jahr darnach ein festes Band mit der Hauptstadt, die er seit seiner Studentenzeit flüchtig kannte. Feldpropst Thielen hatte den Barmer Pfarrer im Berliner Dom bei einer Gastpredigt gehört, hatte auch eine Soldatenansprache von ihm gelesen; er bot ihm Anfang September 1869 die freigewordene Stelle des Berliner Garnisonpfarrers an. Frommel kam eben von Stuttgart, wo er eine Festpre-



digt gehalten hatte, und nahm den ehrenvollen Antrag mit ins Haarlemer Seebad, um ihn dort in der Sommerfrische ernstlich zu erwägen. „Mein Herz gleicht ganz dem Meere“, heißt es im ersten Briefe von dort an Thielen, „hat Ebbe, Sturm und Flut. Ich bringe Ihnen, was die Gedankenwellen an den Strand geworfen, im festen Vertrauen, daß ich alles, Muschel und Sand, samt meinem Haupt kühnlich in Ihren Schoß legen kann. Ich will Ihnen vor die Kante stehen und auspacken.“ Er habe in Wupperfeld bei aller Anregung doch das Gefühl nicht überwinden können, sich dort nach seiner ganzen Art, Erziehung und Anschauung nur in einer großen Schule zu befinden. „Ich habe beim besten Willen mich dem Geist des Tales in vielen Stücken nicht beugen können, mußte viel gegen den Strom schwimmen und habe mancherlei bitteres hinnehmen müssen. Der Mangel an Weite des Blickes unter den Frommen, an Idealität unter den der Kirche Entfremdeten und der Überfluß an Roheit unter dem niederen Volk, dazu die Anforderungen einer verwöhnten Gemeinde, das alles lastet zuweilen schwer auf mir.“ So glaubt er nach fünf Jahren — er hatte inzwischen einen zweiten Ruf nach Köln ebenfalls abgelehnt — die Freiheit zum Gehen zu haben. Aber auch vor Berlin bangt ihm; „ich schweige davon, daß die jetzt in Berlin angestellte Parforcejagd auf geistliches Schwarzwild nicht gerade etwas Anziehendes hat. Doch bin ich dergleichen Dinge von früher her gewöhnt und habe schweigen und die Sache dem himmlischen Advokaten anheimstellen gelernt. Allein — es geht mit dem Rufe nach Berlin aus dem Sturm im Glase Wasser in den Sturm und Kampf auf hoher See.“ Seit 19 Jahren habe er in anstrengenden, aufreibenden Stellen gestanden, da möchte

er nun nicht aus dem Regen in die Traufe geraten; „doch arbeite ich schnell und leicht, glaube auch, für meine Soldaten die Kanonen ohne Mühe in die richtige Schußlinie richten zu können. Aber ich bin doch kein so starker Held, als daß ich nicht meine Kraft zu Rate halten müßte und darauf bedacht sein, es durchaus leichter zu bekommen als bisher. Zeit zum Studieren und Schreiben müßte mir bleiben, soll ich anders ein junges Herz behalten.“ Er fürchtet sich vor den mechanischen Arbeiten, Zivilstandsregistern und anderen äußerlichen Dingen; „zu einem Verwaltungsbeamten fehlt mir das Zeug, ich muß ins frische Leben, wenn ich gedeihen soll.“ Er äußert sich über die ihn ansprechende rheinische Gemeindeverfassung und sagt: „Ich gestehe, daß ich in mir einen starken freiheitlichen Zug habe, den ich nicht preisgeben möchte.“ In Preußen aber scheinen ihm die Pfarrer oft Offiziere ohne Soldaten zu sein; „ich höre so viel kommandieren und trommeln und sehe so wenig marschieren.“ Ein Staatskirchenmann zu werden, das wäre für ihn Sauls Rüstung, in der er nicht gehen könnte. In diesem Zusammenhang legt er das schöne Bekenntnis ab: „Ich bin eine anima naturaliter lutherana, die für ihr innerstes Herzensbedürfnis, für die freie organische Anschauung der Schrift, sowie für alle gottgeordneten Verhältnisse und Dinge der Welt, für Kunst und Musik, für national deutsche Entwickelung in Luthers Reformation ihren adäquatesten Ausdruck findet, die aber auf der anderen Seite ebenso bestimmt weiß, daß der Berg Zion höher ist als alle Kirchtürme und darum in herzlicher Liebe und Frieden mit den Gliedern anderer Konfessionen verkehren kann und mit deren lebendigen Gliedern im Innersten verbunden zu sein strebt. Nur halte ich hoch die

10*

Freiheit in religiösen und kirchlichen Dingen und bin ein abgesagter Feind alles Zwanges in Dingen des Gewissens. Mir steht das Reich Gottes über den Kirchen, darum ich auch kein Parteimann bin, weder ein lutherischer noch ein unierter, wiewohl ich in der Union stehe.“ Das ist das Resultat seiner bisherigen Lebensgeschichte; der fertige ausgereifte Mann steht vor uns da.

Wie weit ein solcher Garnisonpfarrer in Berlin „acceptabel“ sein werde, war ihm in mehr als einer Hinsicht ungewiß. Allein man hört aus jedem Wort heraus, wie sehr er sich mit dem Gedanken, nach Berlin zu gehen, schon vertraut gemacht hat — „meine Soldaten“, sagt er, sich bereits als Garnisonpfarrer fühlend. Thielen benimmt ihm seine Sorgen; den letzten Ausschlag aber gab ein in seiner Weise großartiger Brief, den ihm Bruder Max in jenen Tagen schrieb, und den ich aus den Erinnerungen Frommels bei seinem Berliner Jubiläum hier folgen lasse:

„Du möchtest am liebsten auf eine stille, kleine Landpfarre! Wohlan, ich auch — aber wir wissen, mein Bruder, daß ein anderer über uns gekommen ist, der gürtet und führt uns, da wir nicht hinwollen. Zudem, mit den Idyllen ist's am Ende, und jenes Landgut des Atheners, der mitten im peloponnesischen Kriege über sein Tor schreiben ließ: „Hier ist Frieden“, existiert nur in aristophanischer Komödie.

Rückwärts kannst Du nicht, im Lager bleiben sollst Du nicht. Da kommt ohne all Dein Zutun ein Ruf an Dich, befürwortet von hohen und höchsten Vorgesetzten, gewünscht von des Königs Majestät, passend für Deine Arbeitskraft, geeignet für Deine Gaben, *früh genug*, um Dich in neue Verhältnisse einzuleben, *spät genug*, um Dich



vorher an Erfahrung reifen zu lassen, fest und geordnet, um Dich nicht in Einzelarbeit untergehen zu lassen, frei genug, um Dir Zeit und Muße und Sammlung zu verschaffen; was kann ich da anders zu Dir sagen, als: Geh in Jesu Namen, geh in Kraft des ergangenen Rufes, geh in der Zuversicht, daß der Herr mit Dir geht.

Dich überfällt des Nachts ein Grauen, Dir bangt, Du möchtest Deine Seele, Dein Kleinod verlieren. Wohl, denn solch Grauen kommt nicht aus dem Fleisch, sondern aus dem heiligen Geist. Nur ist's kein Grund zum Ablehnen, sondern ein Grund; daß, wenn Du gehst, Du Deine Seele in Händen trägst. Häng über Deinen Schreibpult, wo Du die Schrift liesest und Deine Predigten machst, die Worte: „Nur selig!" Geh als ein Jonas gen Ninive, und predige der Stadt das Wort unverzagt. Fliehst Du davor, so kommst Du in den Walfisch und wirst schreien müssen aus der Tiefe.

Was ich Dir von Herzen wünsche in Berlin, ist ein treuer Freund, dessen Trost Dich aufrichtet, und dessen Strafe Du als aus liebendem Herzen kommend annimmst. Aber, trau, schau, wem! Denn, wem wir unser Herz in dieser Weise öffnen, dem räumen wir auch eine stille Gewalt über uns ein. Sapienti sat. Hüte Dich vor Blei an den Füßen, und bete um Flügel an den Schultern. Lieber eine Schnecke als ein Krebs.

„Alles Fleisch ist Heu, und alle seine Herrlichkeit wie des Grases Blume, aber Gottes Wort bleibt in Ewigkeit." Dies ist eine kurze Summa, die Dir gewiß und versiegelt ist. Das Wort tut's. Darum gehe hin als ein kleiner David mit seinen Schleudersteinen, und fürchte den Goliath nicht. Leide nicht, daß er höhne den Zeug des lebendigen Gottes!

Fasse Deine Aufgabe in hohem Geiste, in großen Gesichtspunkten! Wer in schweren Stellungen aushalten soll, kann der idealen Auffassung und des hohen Geistes nicht entraten, wenn er nicht innerlich darunter verkümmern soll. Geh hinein in die Stadt, und setze Dich ins Tor: König und Bettler, General und Gemeiner, Kriegsmann und Bürger, Männer und Kinder kommen an Dir vorüber, gib suum cuique, habe Brot für alle, Kommisbrot und Tafelbrot, gib auch den Vornehmen nicht einen Stein für Brot (und wär's ein Edelstein). Es kommt ein großer Teil des Volkes in seinen besten, entscheidungsvollsten Jahren im Waffenrock an Dir vorüber, wohl kurz nur, wie ein Strom, der vorüberrauscht, doch lang genug, um Dein „Wer da?" zu rufen und die Parole zu lehren: „Jesus Christus herrscht als König."

Sitze denn im Tor, und predige das Wort, das übrige befiehl Gott! „Frühe säe Deinen Samen und laß des Abends die Hand nicht ab, denn Du weißt nicht, ob es geraten werde. Und ob es beides geriete, so ist es desto besser." Das ist der geduldige Geist, der noch besser ist, als der hohe Geist.

Und nun, fahr wohl, mein Bruder! „Der Herr sei zwischen mir und Dir." Lebe täglich und reichlich aus der Vergebung der Sünden, und laß andere daraus leben."

Am 14. Oktober telegraphiert Frommel an den Feldpropst: „Ja, und nun mit freudigem und getrosten Herzen!" Seine Wuppertaler gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihren Seelsorger bei sich festzuhalten; sie schickten sogar eine Deputation an den König nach Berlin — die Kabinettsordre war bereits unterschrieben, und König Wilhelm beschied sie: „Wenn Ihr Euren Pastor brauchen könnt, so werde ich

ihn wohl erst recht brauchen können." Aus den Wogen des Abschiedssturmes heraus meldet er nach Berlin: „Ob Sie Ihren Garnisonpfarrer noch lebendig kriegen, ist mir oft eine Frage. Am Ende müssen Sie alle königlichen Behörden auffordern, denselben tot oder lebendig einzuliefern nach Berlin." In seiner Barmer Abschiedspredigt (über 1. Thessalonicher 3, 7—13) heißt es: „Die Liebe wird unter dem, was da bleibt, die Königin sein und die Palme davontragen. Denn Glaube und Hoffnung nehmen, aber die Liebe darf geben, wie Gott gibt. Gottes Seligkeit ist seine Liebe. Je mehr in der Liebe, desto seliger sind wir. Die Liebe zieht ihre Kreise; ihr Zentrum ist Gott, ihre Peripherie aber die ganze weite Welt. — Machen wir uns im Tal nicht einander das Leben oft schwer, oder trägt wirklich einer des anderen Last? Der Glaube ist nicht jedermanns Ding, aber die Liebe kann jeder verstehen; die Wurzel des Baumes liegt verborgen in der Erde, aber die labenden Früchte sieht man. Mit Wehmut habe ich gesehen, wie so viele Edelangelegte, einst in häuslicher Frömmigkeit Erzogene sich gewendet haben vom Schönsten der Menschenkinder. Ich habe ihnen die Brücke schlagen wollen, ihnen, die sich von der Erde abgestoßen und vom Himmel nicht stark genug angezogen fühlten. Ich habe sie gesucht in dem, was menschlich edel, gut und schön ist, was noch irgendwie einen Schein aus der Heimat her hat, um zu zeigen, wie in Christo alles unser ist, wie ein Christ nicht ein Knecht, sondern ein Herr aller Dinge sei. Ich habe den Herrn gebeten um ein scharfes Auge, den glimmenden Docht im Herzen zu sehen, um ihn anzufachen; um ein feines Ohr, das Rauschen des zerbrochenen Rohres zu hören, um es aufzurichten. Das hat mir den Ruhm und den Ruf

eines Weltmenschen unter euch eingetragen. Das hat mich nicht irre gemacht. Weiß ich doch, daß sie meinen Herrn einen Fresser und Weinsäufer, der Zöllner und Sünder Gesellen genannt haben. So viel ist sicher, nicht das Schelten, nicht das Streiten auf und unter der Kanzel — die Liebe allein, die sich nicht erbitten läßt, die alles hofft, auch wo wenig zu hoffen ist, sie wird das Herz der Kinder zu den Vätern lenken. Lasset die Liebe vollkommen werden gegen jedermann!" Das war Emil Frommels Testament für Wupperfeld. —

* *
*

Der königliche Garnisonpfarrer von Berlin rückte am 25. Februar 1870 in die Weltstadt ein. „Meine alte Gemeinde hatte geglaubt, der König würde mich in Empfang nehmen" — es war aber nur die Droschke 2894, die sich meiner annahm. Mein Küster erwartete mich zu Hause, tröstete mich über das Haus, das wüst aussah und durch das lange Unbewohntsein sehr kalt war; so zog ich einstweilen gegenüber ins Hotel. Zwei Tage drauf, am 27. Februar, sollte ich eingeführt werden. Der Feldpropst sagte mir, der ich gewohnt war, eine volle Stunde zu predigen: „Acht Minuten haben Sie!" Da galt's denn, die Gedanken gehörig „einkochen", einen Extrakt zu bereiten. Lange predigen ist keine Kunst, aber kurz predigen ist eine. Der König, die Königin, der Kronprinz und die Frau Kronprinzessin, Prinz Friedrich Karl waren in der Kirche. Ich war in Berlin eingeführt."

Die Amtsvorgänger hatten die ebenso große wie häßliche Garnisonkirche leer gepredigt; Frommel sollte sie füllen,

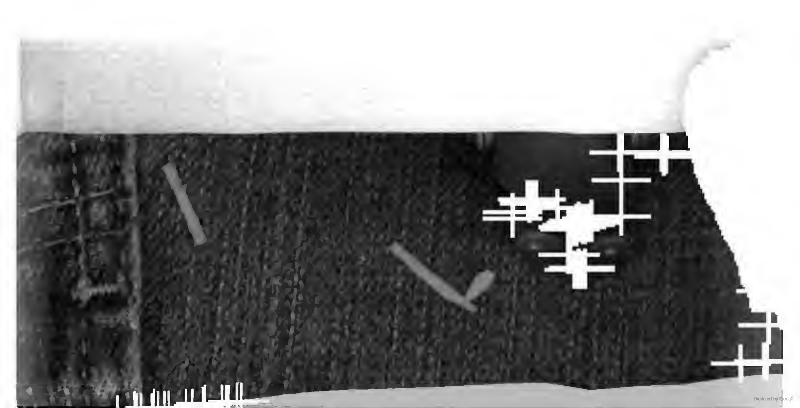
sollte vor allem diejenigen in die Gottesdienste hineinziehen, die nicht zur Predigt kommandiert wurden und sich eine Zivilgemeinde heranbilden. Er war selber nicht Soldat gewesen und stand dem militärischen Betrieb zuerst recht fremd und hilflos gegenüber. Aber sein beweglicher Geist fand sich schnell in die ganz neue Situation hinein. Er knüpfte bald herzliche Beziehungen zu den Berliner Amtsbrüdern; trat zu seinem Kollegen Rogge, dem bedeutenden Potsdamer Hofprediger, Thielens Schwiegersohn, in intime Beziehungen — sie titulierten sich gegenseitig scherzhaft „Zwilling"—, befreundete sich mit seinem Nachbar von der Marienkirche, dem ehrwürdigen Westfalen Müllensiefen und warf nach allen Seiten die Netze aus. Von den Berlinern ist er zunächst nicht eben entzückt; „wie die Menschen hier anfassen, angreifen, das will mir schwer werden. Sie glitschen unter den Händen durch wie die Aale und haben Elektrizität genug in sich, um noch mit dem Schwanz nach einem zu schlagen. Die Menschenkinder haben hier alles in der Form, zum Teil auch in fester Schablone, aber der Geist ist fort daraus. Sie lesen in und über die Dinge, aber sie leben nicht in den Dingen der Ewigkeit. Die Schrift ist hier ein ziemlich unbekanntes Buch (!), nur das was der Pastor daraus macht, ist bekannt. Man lobt die Pumpe und vergißt des Wassers. Da trumpfe ich denn gehörig drauf und fühle den Leuten auf den hohlen Schriftzahn." Er will die Gewissen wachrufen und die ganze Aufgabe des Evangeliums sittlich fassen.

Bald nach dem Bußtage, an dem Frommel bezeichnend über Josua 5 gepredigt hatte: Das Volk in Waffen vor seinem obersten Kriegsherrn, kam Frankreichs Kriegserklärung an Preußen. Frommel als Garnisonpfarrer

hatte offiziell daheim zu bleiben; nur die Divisionsprediger begleiteten ihre Truppen ins Feld, das schwarze Kreuz auf der Brust und die weiß-violette Binde am Arm. Es drückte ihm fast das Herz ab — „es wäre für mich der Ort und Platz gewesen; nun liege ich hier brach, überladen mit Arbeit, die mich nicht hebt noch erhebt. Solche Zeiten mit erleben zu dürfen, ist ein großer Gewinn." Frommel feierte mit den Truppen den angeordneten Kriegsbettag in der Garnisonkirche, anknüpfend an das Gebet König Hiskias nach der Herausforderung durch Sanherib (2. Könige 19, 14—20) und segnete in drei Tagen 280 Brautleute ein, von morgens acht Uhr bis nachts um eins! Er hat diese Massentrauungen und was so drum und dran hing, selbst farbig beschrieben. Die aktiven Soldaten standen marschbereit und auch die Reservisten wurden schon eingezogen. Aber so mancher wollte noch, ehe er eingekleidet wurde, in Eile sich verheiraten. Viele waren ja verlobt, und es waren ehrenwerte Gründe, die sie bewogen, noch vorher die Ehe zu schließen. Im Fall ihres Todes auf dem Schlachtfelde sollte der hinterlassenen Witwen Zukunft gesichert sein. Bei vielen waren's auch weniger ehrenhafte Gründe, bei manchen gemeine Geldspekulation. Die Hauptschwierigkeit aber bestand darin, die nötigen Papiere zu beschaffen. Die Bestimmungen galten ja noch, daß die Taufscheine, die Einwilligung der Eltern oder deren Totenscheine beigebracht würden. Wo aber aus aller Welt her in drei, vier Tagen, (denn so lange war nur noch Zeit) die Papiere besorgen? Die Leute hatten zum Teil die Marschordre in der Hand und weigerten sich, sich einkleiden zu lassen, wenn sie nicht getraut würden. Der Andrang wurde immer stärker, schließlich waren ihrer über 150 vor der Kirche versammelt, Bräu-

tigamme und Bräute mit Trauzeugen und Eltern. „Schließlich wußte ich mir nicht mehr zu helfen und erbat mir vom Gouvernement Schutz, der auch in der Gestalt von acht Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten vor Pfarrhaus und Kirche erschien. Zugleich erhielt ich die Erlaubnis, Paare zu trauen unter erleichternden Bestimmungen, namentlich auch dann die Trauung nicht zu verweigern, wenn die bestimmte Einwilligung der Eltern fehlte — natürlich alles unter Vorbehalt der Nachlieferung der betreffenden Papiere. Dazu kam noch, daß viele Zivilkirchen die Leute abwiesen wegen mangelnder Papiere, oder weil sie, leider Gottes, kein Geld hatten. Wo sollte einer auch so seine sechs, acht Taler hernehmen jetzt im Augenblick, wo er alle Groschen zusammenhalten mußte? Die Logik des einen Landwehrmannes hatte gewiß etwas Durchschlagendes, als er mir sagte: „Der Prediger an die ***Kirche wollte mir nich trauen, weil ick man die fünf Taler zwanzig Groschen nich bezahlen konnte. Aber ick lasse mir doch for ihm die Knochen kaput schießen, dafor könnte er mir wohl trauen." Ich ließ mir also die Bescheinigung der Weigerung geben und fing an, die Leute zwei und zwei von der Straße hereinzulassen. Welch ein Bild des Volkslebens entrollte sich mir da oft in wenigen Augenblicken! Das Brautverhör war ja summarisch genug; ich fragte nach Vater und Mutter, nach irgend einem Papier und Brief. Da schrieb ein Vater (und das gab der Bräutigam als „Einwilligung" an):

„Na, Du willst Dir verheiraten? Det magst Du man thun. Aber det sage ick Dir: det Bairisch-Biertrinken und Billardspielen hert reene uff, wenn man in den Ehestand treten dhut. Da heeßt es arbeiten, und wieder arbeiten, wenn man keen ehrloser Taugenischt werden will.



Als Sohn hast Du Dir nicht vorteilhaft gemacht — vielleicht daß Deine Frau Dir noch mal zu einem ordentlichen Menschen herrangiert.“ Ein anderer Vater schrieb seiner Tochter: „Du schreibst so dringend wegen der Einwilligung zum Heiraten, was mir wieder so frühzeitig vorkommt. Du hast Dir schon einmal bei mir in einem schlechten Lichte wegen unüberlegter Heirat gebracht. Es wäre ja besser, die Sache zuvor überlegen. Geheiratet ist bald, aber dann kommt die Reue zu spät. Du sagst, Du bist zum Arbeiten zu schwach; meinst Du denn, es wird Dir Dein Mann in einen Glasschrank setzen und Dir alle Tage bewundern und Dir bedienen lassen? Dazu ist doch Dein Vermögen zu klein. Aber Dein Glück will ich nicht hindern, wenn's das ist.“

Frommel hatte seine Truppen Ende Juli entlassen mit der originellen Abschiedspredigt: Ein Halt! vor dem Abmarsch: haltet ein mit Sorgen, haltet an am Gebet, haltet aus in Geduld! Das letzte galt ihm besonders; denn das Zurückbleiben verzehrte ihn. Er bestürmt den Feldpropst, nachdem die Kunde vom Siege bei Wörth eingetroffen, ihn hinauszusenden; „gab's je ein Mittel, mich, den Neuling im Soldatenpredigerstande in meiner Gemeinde heimisch und vertraut zu machen, so war's, mit ihr in gemeinsamer Gefahr zusammengeschweißt zu werden und aus den Kämpfen der Gegenwart die Anknüpfung für die Zukunft zu suchen.“ Seine Begabung gehe zu der unmittelbar quellenden Rede und Verkehr mit Menschen. Lasse man ihn darum nicht ins Feld, so werde er dem Heere ein Fremdling bleiben und sich in seiner Stellung nicht heimisch fühlen. Frommels Gattin schloß sich mit einem hochgemuten Schreiben, von dem Emil nichts ahnte, seiner Bitte an. Es fügte sich alles

nach Wunsch: der Generalgouverneur des Elsaß, Graf von Bismarck-Bohlen, erbat sich unterm 17. August vom Feldpropst „einen recht tüchtigen Geistlichen, der auch möglichst des Französischen mächtig sei.“ Thielen schlug jetzt Frommel vor, „einen Passenderen könnte es nicht geben. Er kennt Land und Leute, predigt selbst französisch und ist der natürliche Seelsorger der Garde-Landwehr-Division, jener Elite unseres Gardekorps.“ Vierzehn Tage später war Emil Frommel, zunächst noch als „außeretatsmäßiger Feld-Divisionspfarrer“ bei seinen Garde-Landwehrleuten vor Straßburg.





VIII.

Der Straßburger Feldprediger.

Im Coupé eines endlosen Zuges, der mit schweren Passagieren fuhr: zwei Geschütze größter Dimension mit Mannschaft und Munition, dazu ein formidables Belagerungsmaterial. Bärtige Leute im kräftigsten Mannesalter saßen in den Pferdewaggons und schauten über die Lehne hinaus, der eben geschaffene Gouvernementsstab für Elsaß mit seinen bunten Uniformen gab dem Zuge das nötige Ansehen. „Ermüdet von all' den Laufereien um Requisitionsscheine", erzählt Frommel in seinem kleinen Reisetagebuch,*) „nach Intendantur und Pferdebureau, von dem höheren kondensierten Reitunterricht, der mir in sechs Stunden das nötige Gleichgewicht beibringen sollte, vom Abschied von allen Lieben, schlief ich ein, die Bilder der letzten Tage zogen rasch vorüber." Da er nicht im „Etat" stand, hatte Frommel statt Wagen und Reitpferd nur ein Pferd zu beanspruchen, und an Stelle des Divisionsküsters stand ein Bursche zu seiner Verfügung. Der Trainsoldat wurde ihm gestellt und meldete sich zur Stelle in der Person des

*) O Straßburg, du wunderschöne Stadt! J. F. Steinkopf in Stuttgart, Deutsche Jugend- und Volksbibliothek.

Adolf Pulvermacher. Einst ist er ein schmucker Gardehusar zu Potsdam gewesen und war, wie er behauptete, durch sein „jlückliches Genie" der dänischen Gefangenschaft Anno 1864 entronnen, um dann 1866 wieder in Böhmen sich „janz vorteilhaft" auszuzeichnen, so daß der Orden pour le mérite nur aus Versehen nicht an ihn gekommen. Danach nahm er seinen Abschied und schlug eine künstlerische Laufbahn ein, und wurde Kunstreiter im Zirkus Renz. „Da lernte ich mang die jroße Welt kennen", meinte er. Von da rief ihn die Kriegstrompete zu den Waffen. Er wollte wieder „bei die Husaren", aber die Stellen waren besetzt, und so wurde er zum Train kommandiert. „Da er versicherte, „sich mit die Jeistlichkeit jut zu vertragen" und nebenbei ein gewandter Reiter und Pferdewärter war, so wurde er mir überwiesen. So waren wir denn aneinander gebunden für die Kriegszeit und sind's auch geblieben die ganze Zeit hindurch. Er hatte ein treues Herz, aber sein Unglück war sein entsetzliches Mundstück. Wer ihn einmal gesehen und gehört, vergaß ihn nicht wieder." Nur ein Leid drückte seine Seele, das war, daß man ihm die Husarenjacke ausgezogen und ihn in eine Infanterie-Uniform gesteckt hatte. „Ich komme mir jar nischt als keenen Menschen vor in die Uniform", das war der letzte Satz aller seiner Gespräche.

Jenseit von Halle lernte Frommel „ein Stück Berliner Solidität" kennen in vier verdächtig nach Kümmel duftenden Fuhrherren, die sich davon überzeugen wollten, wo ihre Wagen im Feindeslande geblieben seien. „Einer mußte den Sekretär machen; an jeder Station fragte er: „wie heißt?" dann wurde ihm gesagt: „Lehmann schreib uff", damit sie wußten, wo sie gewesen und was sie gesehen. Bei

jeder Stadt oder Burg mußte ich erzählen, was da los gewesen. Ich raffte meine Geschichtskenntnisse zusammen, erzählte Wahrheit und Dichtung, vom Ritter Kunz von Kauffungen, der Prinzen stahl, worauf Lehmann meinte: „Das ist doch man jut, det so'n Räuberjeschlecht nich mehr existiert.“ Der andere war entzückt über das Thüringerland. „Is doch zu lieblich. In Berlin is so ville Platz vor ne scheene Jejend, is aber keene da . . !“ In Frankfurt am Main erkundigte er sich wißbegierig, ob der Name dieser Stadt nicht „eejentlich zusammenjezogen und kurz ausjesprochen „Mainz“ laute“; und als Frommel ihn daraufhin ein bißchen in der Geographie zurechtstieß, fielen die anderen über den Ärmsten her: „Siehste, Heinzmann“, riefen sie, „das kommt von deine jeringe Schulbildung und jrobe Unwissenheit her, daher du dir so vor dem Herrn Divisions-Prediger blamiert hast.“ Nach einem kurzen Abstecher in die Heimat fährt Frommel weiter, mit dem schweizerischen Theologen Godet nach Neuchâtel zusammen; er sagt von diesem geistvollen Erzieher Kaiser Friedrichs III.: „Wer ihm in die tiefen blauen Augen sah, mußte ihn schon lieb gewinnen, und mit wem er redete, dem nahm er das Herz. Bei etlichen Leuten fährt man im Gespräch, wenn man das Senkblei in des anderen Herz auswirft, bald auf ein Riff oder eine seichte Stelle und das Gespräch hat ein Ende. Bei ihm aber konnte man den Faden loswickeln und getrost herablassen.“ In der bayrischen Pfalz werden die Preußen sehr kameradschaftlich aufgenommen; „Pulvermacher aber, der nur an Grüneberger gewöhnt war und den süßen pfälzischen Wein in den großen Schoppen wie Zuckerwasser trank, fühlte nachgerade eine wunderbare Müdigkeit in den Beinen und war mit einem Male ver-



schwunden. Still war er in seinen Pferdewaggon gekrochen und lag auf einem Heubündel, von dem unser Hans, den tiefschlafenden Krieger anschauend, ab und zu fraß. Er verjagte mit seinem Schwanze die Mücken von seinem schlafenden Bändiger. Ein echtes Genrebild!" In Winden fehlte Pulvermacher wieder — er war mit Gaul und Waggon zurückgeblieben und nicht angehängt worden. In Weißenburg nächtigen sie in einem alten zerschossenen Haus in einer Kammer unter dem Boden. Die Nachricht von Sedan empfängt Frommel in Hagenau, im protestantischen Pfarrhause — „der Pfarrer tat mir leid, da er ein durchaus lieber Mensch ist. Nun, wir schickten uns; er schüttete sein Herz aus; das ist ja hier meine Hauptaufgabe, die Leute reden zu lassen, um sich dadurch zu erleichtern. Sie wissen, daß ich sie verstehe und nicht denunziere in ihren Gesinnungen." Von Napoleons Fall bemerkt er dabei: „Wenn der Riese fällt, zupfen ihn die Zwerge an der Nase, und wenn der Löwe verendet ist, nagen ihn die Feldmäuse an, die auf sein Gebrüll meilenweit flohen." Beim Gouverneur, wo er auch den Historiker von Sybel antrifft, feiern sie dann bei mäßig schlechtem Essen mit Champagner den Sieg; im Festgottesdienst singt er den Chor ganz allein und dirigiert die Musik, da sonst niemand da war — so hat er als Vorsänger und Blasbalgtreter die geistliche Feldlaufbahn angetreten. Seine Predigtaufgabe faßt er in den schönen Satz zusammen: „Ich suche die Leute auf den Berg zu stellen und das Wetter unter sich zu sehen." —

„Am folgenden Morgen steht mein requirierter Leiterwagen vor der Tür mit zwei großen Strohbündeln belegt. Pulvermacher auf unserem Hans voraus, jetzt wenigstens mit einem großen Schleppsäbel behaftet, den er irgendwo

aufgetrieben und einer Pistole — leider aber ohne Munition. In dem nächsten Walde, durch den wir mußten, sollte es nicht geheuer sein. Versprengte aus der Schlacht von Wörth sollten sich noch drin aufhalten, einzelne Ulanen-Patrouillen durchstrichen ihn nach allen Richtungen und Pulvermacher wußte Grauliches zu erzählen. Als er mitten im Forste auf der Straße etliche Leute beisammen stehen sah, riß er den Säbel aus der Scheide und sprengte in Karriere geradewegs auf sie zu. Die Leute sprangen entsetzt zur Seite und riefen ihm zu: „Herr Ülan! um Vergebung, mer sin friedliche Litt', mer sin Judden üs 'm näschten Dorf." „Das laßt Euch gut sein", sagte Pulvermacher, und ritt weiter. Als wir aus dem Walde waren, kamen wir ins freie Feld; es war gerade Nuß- und Zwetschen-Ernte. Pulvermacher erhob überall Kontribution, knackte mit den Zähnen die Nüsse auf und präsentierte sie mir in seiner Mütze, die stark nach Haaröl duftete, denn er hatte sich in Hagenau frisieren und Locken brennen lassen. Noch einmal ging's durch den Wald, und als er sich lichtete, da wimmelte es von Kriegsvolk. Auf der Wiese standen leichte Baracken und Erdhütten mit Moos und Rasen zugedeckt, gegenüber aber hunderte von Geschützen, Munitionswagen in schönster Ordnung aufgepflanzt und wieder weiter unten die Wagenburgen der requirierten Bauernfuhrwerke in Straßen abgeteilt; die Bauern in blauen Blusen dabei, Tage lang oft von zu Hause fort, trübseligen Angesichts, da sie wenig zu essen hatten. Es war Vendenheim, der Knotenpunkt der Straßburg-Pariser und Straßburg-Kölner Eisenbahn, zugleich jetzt das große Depot zur Belagerung von Straßburg. Es ist ein stattliches Dorf dies „Vengenen", wie es auf elsässisch heißt, reiche Bauern drin, die Straßen

und Höfe sauber und nett. Manchmal war ich dort gewesen, zuletzt auf einem Missionsfeste, wo ich in der Kirche die Festrede hielt, aber jetzt! Das Dorf war ein wahres Feldlager, die Wege grundlos, bis an die Speichen fuhren wir in dem flüssigen Brei. An den großen Hoftüren der Bauern stand mit Kreide, wer sich drin einlogiert hatte: „2. Bataillon 6. Kompagnie, ein Feldwebel und 80 Mann", so ging's von Hof zu Hof. Wo der Stab logierte, hing ein großer Strohwisch heraus und in der Mitte eine Stall-Laterne, ebenso überall wo eine hervorragende Person wohnte. Marketender mit Leinwand überspannten Wagen hielten auf den Straßen, etliche Buden waren zwischen drin schon aufgeschlagen, ein rechtes Bild, wie die Industrie dem Kriege nachzieht, dazwischen aber trieb sich das Kriegsvolk. Dort am Brunnen machten, während die Pferde getränkt wurden, dreißig Mann Morgen-Toilette, den ganzen Kopf in den Trog steckend; aus den Fenstern der Häuser hingen gewaschene Beinkleider und Uniformstücke, die Bauern ließen sich nicht blicken; zwischen drin aber wieder zeigte ein weit geöffnetes Tor, durch das man in die Scheunen sehen konnte, die Leute beim „Hopfenzopfen" im Grün sitzend, und neben den Bauern und den elsässischen Mädchen in der schönen Hanauer-Tracht, der ehrsame Landwehrmann, der sich als Familienglied nützlich machte, unter Scherzen das ihm unbekannte „Jeschäft" lernend. Bild an Bild drängte sich. In der Mitte des Dorfes die Mairie, als Wache und leichtes Feldlazarett benützt, so wie die Schule, den Scholaren zu nicht geringer Freude."

Den September hindurch logierte Frommel, der beim Stabe des Generals von Loën stand, in einem Dörfchen vor Straßburg, von dort aus seine Soldatengemeinde in

zehn Ortschaften versorgend. Daneben suchte er der ihm vom Feldpropst gestellten persönlichen Aufgabe nach Kräften gerecht zu werden, über die geistigen Zustände und die Stimmung im Elsaß nach eigenen Eindrücken zu berichten. Als Vertrauensmann der verschiedensten Gruppen hat er, der das Elsaß von Kind auf kannte und der allen Überspannungen, auch denen des patriotischen Gefühls, kosmopolitisch abhold war, gerade in dieser Mission des Ausgleichs und der Versöhnung, von allen 228 geistlichen Kräften des Krieges wohl das bedeutsamste geleistet. „Ich habe schon manche Konferenzen mit Pfarrern gehabt", schreibt er nach Berlin, „und mich im allgemeinen des richtigen Blicks in die Verhältnisse gefreut. Wenn nur nicht von unserer Seite zu viel gereizt wird, und wir mit einer wahrhaft polnischen Erbitterung zu kämpfen bekommen! Das ist meine Besorgnis. Es hätte manches vermieden werden können, was wehe tat. Es kann ja im Kriege nicht anders gehen, aber es kann alles gemacht werden in einer Art, die nicht verletzt. — Von dem Jammer in Straßburg machen Sie sich keinen Begriff. Viel mehr als einen Schutthaufen und Gräber werden wir, wenn es noch länger dauert, nicht finden. Der Hunger, Krankheit, Parteiungen von innen, unsere Kanonen von außen Tag und Nacht wüteten mit einander, und aus all dem Elend schaut wie ein riesiger Fingerzeig das schweigende Münster nach oben. Mit Straßburg, der wunderschönen Stadt, ist's aber ein Ende."

Mit seinen Landwehrleuten hat Emil Frommel die Last und Lust des Kriegslebens redlich geteilt. Er schwärmt von ihnen: „Gibt's eine schöne Truppe, so ist's die Garde-Landwehr! Alles Leute von hohem oder sehr gedrungenem Körperbau, in der Fülle der Kraft

stehend, nichts weniger als ausgehungerte Familienväter. Es ging mir wie den Kundschaftern, die zurückkamen aus dem gelobten Lande und von „Riesen" berichteten, die da wohnten, und „wir waren wie Heuschrecken in ihren Augen". Wenn ich irgend wann meiner Länge hätte mögen eine Elle zusetzen, so wäre es damals gewesen. Als einer aber von den Offizieren, der eines Hauptes fast noch länger war als alles Volk um ihn, erzählte, wie schlecht es ihm erginge, da er sich alle Nacht wie ein Igel zusammenrollen müsse, um nicht zu erfrieren, weil kein Bett ihm passe, da segnete ich mich doch über meine Kleinheit; denn, wenn des Amtsbruders Bett auch mit des Erzvaters Jakob steinernem Schlafkissen konkurrierte, so war's doch lang genug. Was aber mehr war als die Körperlänge, das war der biedere Sinn, der mir unter den meisten, unter Offizieren und Leuten, entgegen trat. Gerade das Zusammengewehtsein aus allen Teilen der Monarchie, das Durcheinanderklingen der verschiedenen Mundarten, der wunderbar verschiedene deutsche Typus, vom hellblonden, flachshaarigen Preußen mit dem hellblauen Auge zum dunklen Rheinländer, vom stämmigen Pommern bis zum breitschulterigen Westfalen, das alles sich durcheinander bewegend, gab der Truppe etwas höchst Interessantes. Jeder hat freilich an seiner Division den „Narren" gefressen; so dünkt mich auch, fast keine schönere Truppe gesehen zu haben, als die stämmigen, vollbärtigen Leute der Garde-Landwehr."

Frommel predigte oft an einem Sonntag Vormittag an drei verschiedenen Orten, fast ebenso häufig an Wochentagen; die Leichenfeiern an den Gräbern der Gefallenen kamen dazu, Lazarettbesuche und Abendmahlsandachten.

Er war in seinem Element. „Wer nur immer das rechte zündende Worte hätte! Die Leute mit hinauf- und mit hinabnehmen könnte, in Höhe und Tiefe! Brot will der Mann haben, keinen Kuchen; ins Herz will er getroffen sein, nicht in den Kopf. Wie viel gibt's im Felde zu lernen und noch viel mehr zu verlernen! Aber das ward mir klar: einen Vorrat muß einer im Frieden gesammelt haben, wenn er im Kriege schlagfertig sein will. Mir war in der kleinen Dorfkirche banger, als in der großen Garnisonkirche zu Berlin. Ich sprach zu Leuten, die ich zum ersten und vielleicht auch zum letzten Male sah. Das färbt doch so eine Feldpredigt anders. Wie still und andächtig waren die Leute! sie nahmen das Wort vom Munde weg; die Herzen, die vielleicht in der Heimat verschlossen waren, gingen in der Fremde auf. Wie die Schiffsglocke im Sturm von selber läutet, ohne daß sie jemand zu ziehen braucht, so war's auch da. Es läutete ein Glöcklein mit im Herzen, das hatte kein Mensch angezogen." An den Abenden erzählte er ihnen aus dem reichen Schatz seines Wissens und Erlebens, um ihnen die Stadt, deren Belagerer sie waren, vertraut und lieb zu machen. Er verschaffte ihnen guten Lesestoff und half mit Rat und Tat, wo es irgend eine Verlegenheit gab — nicht zuletzt mit Geld und Schreibpapier! „Am Ende des Dorfes", schreibt er in seinen Kriegsmemoiren, „war ein kleines Wirtshaus mit einer Oberstube, zu der ein finsterer Gang führte, dort saßen die Offiziere, zusammengewürfelt aus allen Himmelsgegenden. Der eine ein Gutsbesitzer aus Sachsen, zwei andere Legations-Attachés an auswärtigen Höfen, der vierte Landtags-Abgeordneter, der fünfte Chef eines Geschäfts. Die Wirtin



machte Eierkuchen nach bestem Rezept unter Pulvermachers Leitung, der sich rühmte, „Alles“ kochen zu können und gerne einen „Defilée-Braten“ (Filet-Braten) angebracht hätte, wenn nur welcher aufzutreiben gewesen. Des Abends wurde Weltgeschichte in diesem „Café noir“ gemacht. In einem Kasten, etwas unästhetisch „Freßkasten“ genannt, der unter Schloß und Riegel lag, waren „feinere Sorten“ von Liebesgaben aufgehoben, die nur für „gebildete“ Mägen berechnet schienen. Nach dem Abendessen wurde ein Punsch gemacht und dabei diskutiert. Wir gerieten einst bis spät in die Nacht hinein in ein Gespräch über die Wahrheits-Momente im Buddhismus, was gewiß den Husaren alle Ehre machte; bald über Erwin's Gotik und Straßburgs Vorgeschichte, Land und Leute im Elsaß, bald über preußische Politik mit dem Herrn Abgeordneten. Unser Rittmeister erzählte vieles von seinem trefflichen Pfarrherrn in seinem Orte, mir zum heilsamen Exempel; der Premier von seinen Fahrten in Indien und von den Lotosblumen am Ganges und von den Schauergeschichten bei seinen Requisitionen in den Vogesen.“

Was er daneben in aller Stille getan hat, um seine aufgeregten elsässischen Verwandten und Freunde zu beruhigen—„ich hatte manches Bombardement glühender Kugeln des Zornes und Hasses gegen uns auszuhalten“ —; wie er ganze Nächte hindurch zur Erledigung der riesenhaften Korrespondenz verwendete und von allen Seiten um Saufconduits, d. h. Erlaubnisscheine für belagerte Straßburger angebettelt wurde, die Stadt verlassen zu dürfen: das läßt sich nicht beschreiben. Er trieb sein Friedenswerk mitten im Kriege.

Die Belagerung Straßburgs schritt unheimlich vor-

wärts. Die Granaten aus der Stadt sausten über die Köpfe weg; die deutschen Soldaten aber suchten sich in die schreckhafte Situation mit gutem Humor zu finden. Ein Schwabe meinte treuherzig: „Ich han als nur dinkt, was werdet die Leut' in der Schtadt von uns dinke, daß mir so nein schießet" und ein Artillerist fragte einen Offizier nach dem Parallelenmajor, „der hier die Übungen leitet . ." In den Parallelen spielten die Leute Karten und errichteten Raritätenkabinette, Entree ein Sous; auf Fehlkugeln schrieben sie mit Kreide: „Besser schießen". Zum Kapitel des Humors im Kriege hat später Frommel in seinem Aufsatz: „Christentum und Humor", noch die Bemerkung gemacht: „Was hat nicht selbst der unfreiwillige Humor im Felde gewirkt und wie unbezahlbar war oft solch ein einziger humoristischer Blaurock in einer Kompagnie! Wenn dort beim Sturm auf die Spicherer Höhen die Kugeln und Mitrailleusen herunterhageln und Hunderte fallen und auch dem Tapfersten der Mut sinken will, plötzlich einer sich vernehmen läßt: „Det wird ja hier orndtlich lebensjefährlich" und das ganze Bataillon in Lachen ausbricht und vorwärts geht — oder während vor Belfort bei einer Bärenkälte von 20 Graden die Franzosen auf den Wällen, die Arme und Beine schlenkernd, sich erwärmen, in tiefster Gemütsruhe ein Pommer in den Laufgräben sagt: „Ich weiß nicht, was die Franzosen da oben so frieren, bei uns t a u t s bei die Kälte", so hat der Mann auf seine halberfrorenen Kameraden gleich einem Frühlingssonnenstrahl gewirkt und wäre unter Umständen einer Dekoration wert gewesen."

Die Demolierarbeit an den Wällen und Bastionen folgte. Achtzig Fuß breit klaffte bald die Bresche, und der Sturm auf die Festung stand unmittelbar bevor. In der

Stadt war die Not und Verzweiflung aufs höchste gestiegen, zahlreiche Bauwerke waren in Flammen aufgegangen, darunter die Neue Kirche, in der Frommel einst konfirmiert worden war und die kostbare Bibliothek; selbst das ehrwürdige Münster blieb bekanntlich nicht verschont. Da kam der 27. September; ein herrlicher Herbsttag voll Sonnenglanzes. „Et is was los!" meldete Pulvermacher — und: Die weiße Fahne flattere am Münster, so ging's von Mund zu Munde. „Ich schlug mich auf die Seite", schreibt unser Frommel, „allein zu sein, um mich auszuweinen. Es waren Tränen der Freude und des Leids — für beide Höhepunkte im Herzen haben wir ja diese eine Sprache empfangen. Ich sah sie nicht, die weiße Fahne, vor dem sich verziehenden Pulverdampf und dem aufsteigenden Abendnebel, und doch sah ich sie flattern hoch vom Münster her aus den vier Schnecken. Was lag nicht in dieser weißen Fahne, gesehen mit den Augen der Liebe, der Jugenderinnerung, des Jugendwunsches!" . . .

Vor dem Glacis der Lünette 44 hielten der Großherzog von Baden und General Werder mit glänzender Suite und ihren Truppen, um den Ausmarsch der Straßburger entgegen zu nehmen. General Uhrich und sein Gefolge kamen heraus, dann zwischen dem Stabe Werders und den auf den Glacis stehenden französischen Offizieren die Besatzungsarmee. „Viele", so hat Frommel den Vorgang lebendig beschrieben, „zerbrachen ihre Waffen, warfen sie auch in die Festungsgräben. Die ersten gingen ordentlich heraus, namentlich die Douaniers und die Gensdarmen, Teile des Linien-Regiments und der Artillerie, auch einzelne Mobilgarde-Kompagnien, dann aber war kein Haltens mehr unter den meist betrunkenen Leuten. Ich sah, wie

ein trunkener Artillerist nach seinem Offizier schlug, der ihn aber an der Brust faßte und niederwarf, mit dem Worte: „Le misérable!" Mir taten die Offiziere, die sämtlich sehr anständig vorbei zogen, leid, solche Auftritte erleben zu müssen. Die trunkenen Soldaten waren alle neu gekleidet, sie hatten doppelte Stiefeln; unterwegs verkauften sie an Händler ihre Schnüre, Epauletten, Schuhe für Zigarren und Branntwein. Unsere Landwehrleute standen schweigend da, wie die Kinder bei einem Leichenbegängnis. Kein Laut, kein Wort kam über die Lippen, aber sie waren starr über die Zuchtlosigkeit des größten Teils der Ausziehenden. Nur ein schwarzer Turko mit kahlem Schädel und einer grauenhaften Physiognomie, der in Wut die weißen Zähne fletschte, trieb einem Kameraden das Wort heraus: „Das ist doch ein Vieh von einem Menschen". Ich sagte zu einem neben mir stehenden Garde-Landwehrmann: „Nun, Kamerad, was meinen Sie, wenn wir so heraus müßten aus Ehrenbreitstein oder Magdeburg?" — „Na", sagte er, „Herr Divisions-Prediger, erstlich mal geschieht das nicht, und zweitens, wenns geschähe, dann gingen wir immer noch stramm heraus." So zogen diese 17 000 Menschen an uns vorüber, geleitet von unseren Leuten, in die Kriegsgefangenschaft. Es war ein jammervolles Schauspiel."

Am anderen Tage eilt er zu seinen Verwandten in die deutsch gewordene Stadt. „Wir hatten", erzählt Vetter Reichard, „zum erstenmal wieder unsere eigenen Räume bezogen, nach 6 wöchentlichem Aufenthalt im Gymnasiumskeller. Wüst und leer, zerschossen und zerstört sah es überall aus; auf unserem Mittagstisch stand nichts als ein Laib Brot, dabei aber doch eine Gänseleberpastete und eine Flasche schöner Bordeauxwein. Die hatte ich bei einer Wette mit

einem Freund gewonnen, der im Keller mit uns wohnte, und der acht Tage zuvor behauptet hatte, in drei Tagen würden keine Preußen mehr im Lande sein. Er glaubte gewiß, sie seien bereits in allen Schlachten geschlagen worden und im vollständigen Rückzug begriffen. Ich nahm die Wette auf und gewann sie auch! So hatten wir für diese Tage, da der Freund sich in nobelster Weise ausgelöst hatte, einen sehr ansprechenden Ersatz für das Pferdefleisch, das wir schon reichlich genießen mußten. Eben hatten wir uns zu Tisch gesetzt — da stürmt's die Treppe herauf mit großem Gepolter, und wer stürzt herein? Unser Emil Frommel, beladen mit Brot, Butter, Fleisch, während sein Bursche andere Vorräte anschleppte. Nach den ersten Umarmungen und dem erschütterndsten Austausch unserer Erlebnisse gab's natürlich ein großes Erstaunen bei ihm über das leckere Mahl, das er bei uns sah: „So gut haben wir's draußen nicht gehabt", meinte er; „ich wollte euch vor dem Hungertod retten, und nun schwelgt ihr in solchen Leckerbissen!" Als er aber von unseren Erlebnissen näheres hörte, unsere Räume sah, als wir ihn in Vater Härters Pfarrhaus, an die Trümmer der Neuen Kirche und in unseren Keller führten, da brach er in heiße Tränen aus und konnte nur weinen über alledem was wir durchgemacht!"

Am 30. September hielt General von Werder mit den Truppen den feierlichen Einzug in Straßburg. In der Thomaskirche war Dankgottesdienst, bei dem Frommel eine schlichte, innige Rede hielt (über 1. Samuelis 7, 12), deren geheimer Zauber war, daß sie den Empfindungen der deutschen Soldaten ebenso beredt das Wort zu leihen wußte wie sie sich in die wogenden Gedanken des überwundenen Geg-

ners liebevoll hineinzuversenken verstand. Einen tiefen Eindruck hat es auf Frommel gemacht, als unmittelbar vor der Predigt sein alter Pfarrer Härter auf ihn zutrat und ihn wiederum segnete zur ersten Predigt im deutschen Straßburg. Ich hebe zwei Sätze aus dieser denkwürdigen Feldpredigt heraus: „Wenn unser Volk Straßburgs gedachte, da flammte das Auge, da brannte ihm die Wange. Hinein gewoben in seine schönsten Lieder, in den Traum der einstigen und wieder kommenden Herrlichkeit seines Reiches, war diese Stadt des deutschen Volkes Schmerz und Sehnsucht. An dem heutigen Tage vor bald zweihundert Jahren ihm entrissen und geraubt durch Schwäche, wenn nicht durch List und Verrat, inmitten des tiefsten Friedens; geraubt, als Deutschland am Boden lag, eine blutende Mutter, die ihr Kind nicht zu schützen vermochte, so hat sein Münster zu uns herüber geragt, ein aufgehobener Warnefinger, ein Denkstein unserer Schmach. — Mit Blut haben wir, wie um eine entrissene Braut, kämpfen müssen. Wohl fiel uns damit die schönste, aber vielleicht die schmerzlichste Aufgabe in diesem Kriege zu. Aber wir rangen als ein vereinigt Volk von Brüdern. Ist's Zufall oder Fügung, daß gerade vor dieser Stadt die Krieger aus dem höchsten Norden und tiefsten Süden, aus Königsberg und Konstanz lagen? Ja, es war ein Zeugnis, daß der alte Hader vorbei, daß es Frühling geworden im deutschen Vaterlande. Es geht die Sage von dem Münster dieser Stadt, daß es so fest gegliedert sei in seinem kühnen Bau, daß, wenn nach seinen Fundamenten tief unten geschlagen wird, die Krone hoch oben sich bewege, und so durch den ganzen Bau der Schlag zittere. So ist's in Wahrheit jetzt in unserem deutschen Land. Der Schlag nach der Krone hat hier den ganzen Bau

durchzittert, eine Gefahr, ein Kampf hat uns vereint." Und voll Weisheit ist der wahrhaft-christliche Schluß seiner Ansprache: „Wir alle haben eine heilige Verpflichtung zu helfen. An euch denke ich zuerst, die ihr hier diese Stadt besetzen sollt. Erleichtert durch euer Benehmen das schwere Los, das diese Stadt getroffen, und zeigt, daß die Großmut gegen den bezwungenen Feind des Kriegers schönster Schmuck ist. Durch eure Mannszucht und euer Betragen macht euch des deutschen Namens würdig und beweist, daß es eine Ehre sei, ein Deutscher zu sein. Wir haben alle die Trümmer dieser Stadt mit Bewegung gesehen. Deutschland hat eine große Ehrenschuld, die Wunden zu heilen, die der Krieg schlagen mußte. Straßburg hat die Tore geöffnet, öffnen wir ihm unser Herz und unsere Hand, damit aus den Ruinen ein Neues entstehe!"—

Einen großen dichterischen Moment erlebte Emil Frommel in einer Predigt, die er an derselben Stätte acht Tage später hielt. Das Generalgouvernement hielt feierlichen Kirchgang. „Ich predigte über das Evangelium des Tages: Die Auferweckung des Jünglings zu Nain. Etlichen vielleicht zur Verwunderung, mir aber zum symbolischen Bilde sich hebend. So mancher Jüngling ruhte draußen vor den Wällen und drinnen im botanischen Garten. Galt's nicht der Stadt im Witwenschleier ein großes, trostvolles „Weine nicht" zu bringen, und welch' schönere Aufgabe konnte sich eine Friedensregierung stellen? Es galt, einen Toten zu erwecken, schlummernd im Sarge, der ihn 200 Jahre umschlossen, den deutschen Geist im herrlichen Elsaß. Aber Gottes Geist gibt allein der Mutter — unserer Germania — das Kind lebendig wieder, das jetzt tot vor unseren Augen liegt. Den Jüngling weckt er auf und an der

Jugend muß die Arbeit beginnen; wer die Jugend hat, der hat die Zukunft."

Sechs Monate hat Emil Frommel als Garnisonpfarrer von Straßburg im deutschen Elsaß noch seines Amtes gewaltet. Seine Gemeinde setzte sich bunt genug zusammen aus der Straßburger Garnison, dem großen Militärspital und den vor der Stadt liegenden Feldlazaretten, deren Geistliche bereits wieder in die Heimat zurückgereist waren. Finanziell ist er während der ganzen Kriegszeit nicht gerade in beneidenswerter Position gewesen; denn noch am 11. Oktober muß er dem Feldprobst schreiben: „Es will uns niemand, ehe wir nicht ein Schreiben des Kriegsministeriums haben; so lebe ich aus meiner Tasche fort mit Gaul und Mann. In dem Quartier, in dem ich lag, war ein Pfarrer, der selbst nichts hatte, der alles nach Straßburg geflüchtet und dem dort alles verbrannte. Hier bin ich zu meinem Vetter (Reichard) gezogen, weil das Haus unbeschädigt war, aber der hatte auch nichts zum leben. Ich habe darum das Los erleichtert und brüderlich mit allen geteilt. Mich hält ja vornehmlich das Interesse des Landes. Man bittet mich fast fußfällig nicht zu gehen. Wenn ich jetzt die schwerste Arbeit tue, die der Versöhnung nach so schweren Leiden, und plötzlich dann ein anderer von oben herunterschneite, der mit den Verhältnissen und Personen garnicht vertraut ist, so würde mir das natürlich schmerzlich sein." Man suchte seinen Wünschen zu entsprechen, weil seine kirchlichen Vorgesetzten klar erkannten, wie wertvoll für die gesunde Entwickelung der Verhältnisse im Elsaß gerade Frommels Verbleib dort war. Seine Zeitpredigten waren, wie schon im Felde, wo er sich als einen Meister des improvisierten Wortes erweisen konnte, Ereignisse im



geistigen Leben der Stadt; es wundert uns auch nicht, daß er sehr bald die Gottesdienste durch einen von ihm gesammelten 120 Mann starken Kirchenchor in ihrer Wirkung heben konnte. In der Krankenseelsorge machten ihm namentlich die vielen Pockenkranken zu schaffen. Daneben erteilte er zwei Kindern des Grafen Bismarck-Bohlen wöchentlich vier Konfirmandenstunden. Auf's Große aber waren seine Gedanken gerichtet, wenn er beim Oberkirchenrat den Antrag stellt, durch eine das ganze evangelische Deutschland umspannende Kollekte den Wiederaufbau der zerstörten Neuen Kirche zu ermöglichen, und wenn er in zwei umfangreichen Memoranden an das Gouvernement und an das Ministerium des Innern auf deren Anregung seine Eindrücke fixiert von der sozialen und religiösen Lage des Elsasses, und Vorschläge macht für eine Neugestaltung der protestantischen Kirche des Landes. Interessant ist die Glosse Frommels in dem ersten Dokument: „Die Beschießung Straßburgs mag strategisch notwendig gewesen sein; wollte man aber Straßburg behalten, so war sie ein politischer Fehler"; und bemerkenswert in seiner Offenheit das kluge Votum: „Der echte Straßburger ist kein Mann von großen weiten Blicken, aber er liebt seine Stadt und ist opferfähig, und die Alten sind noch nicht alle untergegangen. Aber Energie, namentlich gegen den Ultramontanismus und Radikalismus, und eine coulante, geschmeidige, schonende Behandlung, ein Belassen des Guten, was Frankreich gebracht, und ein Verständnis für die Eigenart Straßburgischen Wesens tut not. Die oberrheinischen Distrikte werden durch einiges Entgegenkommen, etwa durch Offenhalten des französischen Marktes für die Industrie, und eine starke Hand gegenüber den sozialistischen Umtrieben zu gewinnen sein. Eine gewisse,

von Kleinlichkeiten absehende großartige und edelmütige Anschauung wird überall dazu gehören, um dies Land zu gewinnen. Wenn eine tüchtige Einwanderung besonders von bürgerlichen Elementen, von Handwerkern und von den besseren geistigen Kapazitäten an Schule, Kirche und Universität geschieht, so wird, wenn der Stadt besonders noch die Ausdehnung nach dem Rhein hin zuteil wird, Straßburg, das immerhin das Herz des Elsasses bleibt, werden was an seinen Toren stand: **hostibus terror, civibus tutor.**" Vom Minister fordert er die Anerkennung des Rechtsbestandes der beiden protestantischen Kirchen im Elsaß: augsburgische Konfession mit Direktorium und Oberkonsistorium, und reformierte mit ihrem Konsistorium. „Was alle französischen katholischen Regierungen seit dem westfälischen Frieden, was Königtum, was Republik und Kaiserreich nicht anzutasten wagten, darf am allerwenigsten Preußen, der protestantische Staat angreifen. Es hat, wenn es Friede haben will, auf dem Boden des historischen Rechts der Provinzialkirche dieselbe in ihrem Bekenntnis, in Kultus und Verfassung zu schützen. **Le droit c'est la paix.**" Man solle darum die elsässische Kirche nicht unter den evangelischen Oberkirchenrat stellen, sondern einstweilen ihre Verfassung, „dies Gemisch von Imperialismus und Demokratie", bestehen lassen. Aber die feindlichen französischen Elemente müssen aus dem Direktorium beseitigt werden. Frommel empfiehlt in warmen Worten seinen Barmer Freund Fabri als elsässischen Ministerialreferenten in Kirchensachen. Man hat dies vertrauliche Aktenstück Frommels innerhalb des Ministeriums unbegreiflicherweise nicht diskret behandelt, dem Gutachter zur Erschwerung seiner persönlichen Lage und zum Schaden der Sache. Als man ihn dann doch selbst

in eine leitende Stellung innerhalb der elsässischen Kirche setzen wollte, wehrte er sich mit begreiflicher Scheu gegen den grünen Tisch — „dazu bin ich nicht angetan. Das Überladensein mit äußerlicher geschäftlicher Arbeit, Nummern und Erlassen, würde bei mir den freien Schwung hindern." Aufs entschiedenste lehnte er jede Bindung an Elsaß ab. „Sehe ich meine Kraft und Begabung an, so liegt sie nicht nach der Seite der Administration und Kirchenleitung. Dazu geht meine Berliner Gemeinde auseinander, was mir sehr leid tut." Anfang Dezember ist er plötzlich in Berlin; er bettelt auf einem „Teeabend" für seine Straßburger und bekommt die Ordre, auf Wunsch des Königs bis Ostern 1871 noch in Straßburg auszuhalten. Wie er aber in der Fremde Weihnachten gefeiert, erzählt er uns in seiner gemütvollen Art in seinem Buch „In des Königs Rock": „In der Kirche im Chor wurde ein hoher Tannenbaum aus den Vogesen aufgepflanzt, so kerzengrad wie der rechte Flügelmann von der Potsdamer Leibkompagnie; der wurde geziert mit allem Schönen, was man haben konnte. In einem großen französischen Kanonenrad wurde der Tannenbaum befestigt und dann angezündet. Über den Chor der Kirche zogen die Leute eine Transparentinschrift. Ein Musikchor spielte die alten, lieben Weihnachtslieder, und der Chor sang die trauten Weihnachtsweisen aus der Heimat. Nach der Kirche war die Nachfeier im großen Saale einer Artillerieschule. Der Verfasser hatte in der Heimat jene berühmte, endlose Schraube angelegt, mit der man den Leuten das Geld aus den Taschen herauswindet, und auch ein Sümmlein erhalten und selbst etliche Kisten mit warmen Kleidern heraufgewunden. Der ganze Saal war geziert mit Tannenreis und einem neuen,

großen Christbaum. Auf langen Tischen waren die kleinen Gaben für jeden Mann aufgelegt. Es war allerhand Volk da — Berliner, Pommern, Württemberger und Rheinländer, alle um den einen Christbaum. Nach der Bescherung ergriff ein redekundiger Württemberger das Wort und brachte folgenden „Wonsch" aus: „I winsch, daß die scheene Oinigkeit, die heint in Vorschein kommen ischt, zwischen uns Wirdenberger un Preißen, au noch länger fortdauern meege." Worauf alle einstimmten und dem Kameraden die Hand boten. Ich entgegnete ihm: Wir seien jetzt unter dem alten Eichbaum deutsche Brüder geworden — unter der Tanne des Christbaums würden wir Brüder in Christo. Die unter der Tanne eins würden, die würden auch festhalten unter der Eiche. Darnach wurden die Sachen des Christbaumes verteilt, doch so, daß jeder ein Rätsel zuvor lösen mußte. Da bat denn ein ehrlicher, preußischer Landwehrmann um die Erlaubnis, auch ein Rätsel sagen zu dürfen und fragte: „Was ist süßer als Honig und stärker als ein Löwe?" Ein bibelfester Württemberger sagte: „Dees ischt jo m' Simson sein Rätsel g'wä!" „Ja", sagte der Berliner, „janz richtig, aber s' ist doch wat anderes." Da rieten sie auf die Liebe u. s. w., aber keiner riet es. Endlich sagte er selbst: „Der Schlaf, denn wenn man so recht feste miede is, da is nischt süßer als der Schlaf"; worüber er mit gehörigem Lachen empfangen ward."

Schwere Tage brachte der Januar noch; Bourbakis Versuch, Werder zu schlagen, die Feste Belfort zu entsetzen und die preußischen Kommunikationen jenseit des Rheines zu zerstören, scheiterte — aber es waren Schreckenstage. „Wir wußten nicht", schreibt Frommel, „ob Werder sich

halten konnte. Brach Bourbaki durch, so war das Elsaß im Aufstand. Hier waren die Kanonen nach der Stadt gerichtet, um jeden Versuch niederzuschlagen; aber Gott hat gewehrt und unsere Badenser haben Stand gehalten gegen eine riesige Übermacht. Nun ist's still geworden, und vielleicht wird's im Elsaß endlich ruhiger, da auch die letzte Hoffnung schwand." Am 3. März feierte der Straßburger Garnisonpfarrer nach allerlei Widerwärtigkeiten, die ihm in den Weg geworfen worden, mit der Gemeinde das heißersehnte Friedensfest, das ihm als wohlverdientes Ehrenzeichen das Eiserne Kreuz eintrug, und am 22. März zum ersten Male den Geburtstag des deutschen Kaisers. In dieser Predigt von gewaltigem Schwunge entrollt er ein Stück Weltgeschichte, wenn er ausführt: „Sagt uns nicht dieses Land, in welchem unser Volk in Waffen jetzt steht, die Stadt, die es mit eisernem Gürtel seit Monaten eingeschlossen hält, dies Volk, das unsere Waffen nun zum zweiten Male in diesem Jahrhundert entwaffnet haben — sagen sie uns nicht etwas vom Jammer und Elend eines Volkes, das sein festes, gottgeordnetes Regiment verloren hat? Seit seines Königs Haupt im vergangenen Jahrhundert gefallen, ist es nicht mehr zu seiner Ruhe gekommen. Von der zügellosesten Freiheit, in welcher das Volk, die roten Mützen schwenkend, um Guillotine und Freiheitsbaum tanzte, fiel es hinein in die Hände des korsischen Mannes mit der ehernen Stirn und eisernen Faust, jenes Mannes, der seinen Willen zum Gesetz aller machte und die Blüte des Volkes auf den Schlachtfeldern Rußlands und Leipzigs seinem unbändigen Ehrgeiz opferte. Und als er, der wie ein blutiges Meteor auf einer Insel aufgestiegen, auf der fernen Insel im Weltmeere

in Nacht und Dunkel unterging, da fiel das Volk wieder in die Hände des Königsgeschlechts, das nichts gelernt und nichts vergessen hatte, und nachdem es dieses vertrieben, in die Hände eines selbstgemachten Bürgerkönigs, aber nur, um auch ihn aufs neue zu verjagen. Da schrieb es auf seine Fahne die drei großen Worte, so schön klingend und einschmeichelnd: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ um dann kurz darauf in die Hand dessen zu fallen, der, auf Meineid und Trug den Thron bauend, dem Volke Brod und Spiele, aber keine Freiheit gab. Und auch sein Stern, an den er geglaubt, sank — und als er auf den blutigen Schlachtfeldern vor Metz und Sedan niederging, da jauchzten die über seinen Fall, die vor kurzem mit Millionen Stimmen seinen Thron und Regiment gestützt; und unter Verwünschungen und Händeballen zog der in die Gefangenschaft, vor dessen Zucken der Augenbrauen sie sich gefürchtet, an dessen Neujahrsworten man die Geschicke der Welt gehängt! Und nun ist das Volk in den Händen derer, die die Ruder des sinkenden Schiffes ergriffen, die getränkt sind von dem Geiste, der seine eigenen Kinder frißt. Habt ihr's nicht gehört, wie in diesen Tagen dort der Mann, der mit seinem einen Auge das Auge Frankreichs genannt ward, die Republik schildert als Erlöserin, als „blutige Braut“? Nun zerstört dies Volk selbst im Wahnsinn mit Flammenöl seine Königspaläste, die Denkmäler seiner Siege, tötet seine Führer und Verführer. Sagt an — ergreift es uns nicht mit tiefem Schauer und innigster Wehmut, ein solch begabtes, reiches, edel angelegtes Volk vor sich zu sehen, ohne Ruhe und ohne Frieden, ohne Thron und ohne König noch Regiment? Aber freilich — es ist hier ein Zusammenhang des Falls der Fürsten und des



Volkes; es waltet ein Gottesgericht über beiden. Wie konnte ein Volk ein Königshaus ehren und lieben, gegen welches das Blut der Bartholomäusnacht schrie? das, Eid und Treue brechend, seine besten Untertanen aus dem Lande trieb und den Pesthauch der Frivolität über das ganze Volk hin ausatmete und unter der Maske der Heuchelei und des Jesuitismus eine Stätte der Gottlosigkeit und des Unglaubens ward. Ist's ein Wunder, wenn das innerste Mark des Volkslebens tötlich getroffen und jetzt dieser letzte Kaiserthron gefallen ist, nicht wie ein gesunder Baum unter den wuchtigen Schlägen einer blitzenden Axt, sondern wie der faule Baum, der unter dem Nordsturm zusammenbricht?" Zum Schlusse ruft er mit erhobener Stimme: „Hier im Chor der Kirche steht an der Stätte des Altars, durch französischen Königsmund befohlen, das Denkmal jenes Marschalls und Herzogs zu Sachsen, der, sein deutsches Volk verlassend, seinen Arm und sein Schwert dem welschen Dränger geliehen und in fremdem Solde stehend sein eigenes Vaterland bekämpft hat. Über den zerbrochenen Fahnen seiner Landsleute schreitet er hinab in sein ruhmloses Grab. Frankreich weint um ihn, aber sein Vaterland hat keine Träne für den entarteten Sohn. Und nun schaut auf unseren König, der, wie seine Ahnen, sein Geschick mit dem seines Volkes verflochten weiß, mit ihm Freud und Leid, Not und Sieg teilt — der nicht ruhmlos in der Manneskraft ins fremde Grab hinuntersteigt, sondern im Alter emporsteigt, geliebt und getragen von seinem Volke, dessen Kaiserkrone er aus dem Grabe hervorgeholt!"

Noch einmal suchte man Frommel dauernd an das Elsaß zu ketten; nur auf sein dringendes Gesuch, ihn abzuberufen, verfügte der Kultusminister, daß er sich am

1. Mai wieder nach Berlin zu begeben habe. Erst Mitte Mai hielt er seine Abschiedspredigt. Am 16. Juni 1871 zog das Gardekorps, geführt vom alten Kaiser, durch das Brandenburger Tor in die Reichshauptstadt ein, und zwei Tage darnach stand Frommel wieder auf seiner Berliner Kanzel, um vor Kaiser und Reich die Friedens- und Dankfestpredigt zu halten, das alte Lied II. Mose 15, 1—3 anwendend auf ein bekennendes Gestern, auf ein anbetendes Heute und ein gelobendes Künftig. Es war eine der ehrenvollsten Stunden in Frommels Leben! Wie ließ er hier seine Beredtsamkeit dahinrauschen, wenn er den 18. Juni durch die brandenburgisch-preußische Geschichte verfolgte seit 1675, dem Fehrbellin des großen Kurfürsten! Und wie jubelt er, ganz eingetaucht in persönlichstes Miterleben: „Nicht verzagten, aber doch bangen Herzens sind wir ausgezogen, und gegangen ist es von Sieg zu Sieg. Keine verlorene Schlacht, keine Niederlage verzeichnet unsere Geschichte. Unser deutsches Schwert zum ersten Male wieder zusammengeschweißt aus Süd und Nord, zum ersten Male in der Feuerprobe, hat keine Scharte erhalten. Gedenket des Tages von Weißenburg, Wörth und Spicheren, der den Feind von den Grenzen trieb; des Tages von St. Privat, Mars la Tour und Gravelotte, dein Ehrentag, du Gardekorps! der des Feindes Garde niederwarf und seine Hauptmacht brach; des Tages von Sedan, des Tages ohnegleichen, da du den sahst ohne Krone und Degen, der die Welt einst zittern machte; des Tages von Straßburg, der die geraubte Braut, die vielbesungene und vielbeweinte, blutend uns wiedergab; des Tages von Metz, die Wochen voll Entsagung und Entbehrung endlich krönend mit dem Gewinn des mächtig-

sten Riegels gegen alle welsche Eroberungslust! Gedenket des Tages von Orleans und Le Mans, der in des Feindes Herz das deutsche Schwert stieß; der Tage von St. Quentin und Amiens, von Montbéliard und Belfort, da der deutsche Adler seine Riesenschwingen nach Nord und Süd ausgebreitet und mit mächtigem letzten Flügelschlag des Feindes Heere in Trümmer schlug, noch einmal die teure Heimat schützend — gedenket des Tages von Paris, da die große Babel fiel, und gefangen in der eigenen Schlinge, geängstigt von unseren Feuerschlünden, gepeinigt von Kälte und Hunger, geschreckt durch den losbrechenden Vulkan im Innern, die Tore öffnete; ja, gedenke der letzten grausigen Tage, da Gott das Schwert uns, die wir schonen wollten, aus der Hand nahm und es denen gab, die in trunkener Verblendung es gegeneinander zückten; ja, ja, gedenkst du daran? Was wollen sie sagen diese Tage, mit den anderen so ehrenvoll und sieghaft, als das eine: Wahrlich! Gott ist mit uns gewesen, wie er mit unseren Vätern war!“

*　　*
*

In den Jahren 1871 bis 1896, seinem Todesjahre, hat Emil Frommel seinen Königen und seinem Volke von Berlin aus mit seinen glänzenden Gaben gedient. Er verwuchs so fest mit Preußen, daß er mir nach einem Besuch in seiner süddeutschen Heimat schreiben konnte: „Ich kam mir dort doch zuweilen vor wie ein fremder Vogel und sah nur, wie sehr norddeutsch ich geworden in den Jahren.“ — Der Faden der Erzählung seines weiteren Lebensganges

wird erst im Schlußkapitel wieder aufgenommen werden. Ich versuche in den folgenden vier Abschnitten in größerem Zusammenhange ein Bild zu entwerfen von Frommels Bedeutung und Eigengepräge als Jugendlehrer, auf der Kanzel und am Altar, als Wanderredner und unter den Menschen.

IX.

Emil Frommel als Jugendlehrer.

„Habe ich noch etwas von Jugend in mir, und blühen mir auch unter dem weißen Haar noch ein paar Schneeglöckchen im Herzen, so danke ich's wesentlich euch, daß ihr mich mit eurem jugendlichen Odem und mit eurer Liebe immer wieder jung und frisch erhalten habt" — in diesen Worten Frommels an seine Konfirmanden beim silbernen Dienstjubiläum an der Berliner Garnisonkirche faßte sich das innig-zarte Verhältnis wie in einem Brennpunkt zusammen, das zwischen ihm und der Jugend bestand. Nach seinem Tode sagte einer seiner beiden Amtsnachfolger: „Auch andere Kinder haben ihren Lehrer lieb — aber so wie er sich die Herzen der Jugend erworben hat, das hat kaum ein anderer verstanden. Wie ein Vater stand er inmitten der jugendlichen Schar, in der es einer dem anderen an Verehrung zuvortun wollte, mit Kindern selber zum Kinde werdend." Es war im einleitenden Abschnitt ja schon die Rede davon. Er nennt selbst die Konfirmationszeit ein Hautrelief, das sich aus der Jugendzeit heraushebe, eine Welt für sich, einen stillen Klostergarten mit Kreuzgang und hohen Malvenstauden und sagt: „Den anvertrauten Kindern den Eindruck zu geben während des Unterrichts,

daß sie sind in dem, was ihres Vaters ist, in einer Welt wahrhaftigen Friedens, die ihrem eigenen Besten entspricht — daß mit einem Worte einmal das Geheimnis Gottes über ihrer Hütte gewesen sei in den Tagen ihrer Jugend, scheint mir eine besondere Aufgabe des Zusammenseins mit den Kindern zu sein. Es ist ja nicht leicht, gerade in diesen Jahren mit den Kindern zu verhandeln. Sie sind unentfaltete Knospen, fest geschlossen oft; es gilt, sie durch den Sonnenstrahl göttlichen Lichtes zu öffnen, aber wehe dem, der sie mit der Hand aufwickeln will. Er wird sie entblättern und vielleicht für immer verkrüppeln. Kinder sind Blumen, deren jede ihren Duft und Schmelz hat, aber auch besonderer Pflege bedarf; verschieden blühend, schnell und langsam, offenbar und verborgen, unter dem Schleier der Nacht, wie die Lotosblume, die eine sich entfaltend und die andere, wie die Sonnenblume, den lichtesten Strahl suchend. Auch in späteren Jahren bleibt ein Etwas zurück bei der Begegnung mit dem Manne, der uns am Lebensmorgen segnend die Hand aufs Haupt gelegt — eine Art geheimnisvoller Verbindung, der man sich nie ganz hat entziehen wollen und können."

Ich zeichne auf Grund meiner stenographischen Niederschriften und meiner persönlichen Erinnerungen Frommels Katechumenenunterricht. Eigen, wie das ganze Zusammensein mit ihm, war schon die Begrüßung, in der es u. a. hieß: Es ist ein ander Ding, liebe Kinder, ob man in der Schule eine Stunde hat, wo man etwas lernt für diese Zeit und Welt — das sollt ihr tun mit ganzem Fleiß und Ernst —, oder ob man etwas lernt für seine Seele, daß man in den Lagen des Lebens, in die man später kommt, die rechten Entscheidungsgründe kennt, nach denen man sich dann

richten kann, daß man den Weg weiß, den man gehen soll und davon nicht weichen zur Rechten noch Linken, und den Stecken und Stab in der Hand trägt, der einen kein Unglück fürchten läßt. Ihr kommt am Abend der Woche; da hinten liegt eure Arbeit, und sagt euch: es ist eine Stunde, die wir für unsere Seele feiern wollen, wo es uns wohl werden soll. Alle anderen Stunden führen euch in die Vergangenheit und in die Gegenwart; diese eine führt euch in die Zukunft, in die Ewigkeit hinein, in das beste, das ihr seid und habt. Ich will euch rüsten und euch die Waffen zureichen für den Kampf eures Lebens. Was ihr, wie ich hoffe, daheim von euren Eltern schon gehört, das sollt ihr hier durch einen Dritten bestätigt finden. Ihr geht durch eine Kirche hindurch in diesen Saal, ihr seid in Gottes Haus, da müßt ihr nur immer denken: hier lasse ich alle anderen Gedanken laufen. Wir gehen durch die Kirche, die die Könige von Preußen gebaut haben, wo unten die Helden schlafen aus den alten Kriegen zu unseren Füßen und die Namen der Gefallenen an den Wänden leuchten, um das Wort des Lebens zu hören. Eine große Vergangenheit umfängt euch hier, seid der Vorfahren wert und seht jede gemeinsame Stunde hier als eine Art Gottesdienst und Vorsonntag an.

Mit welcher Feinheit wußte er gleich in der ersten Stunde die Frage der Disziplin ein für allemal zu erledigen. „Ich will es euch gesagt haben, liebe Jungen: ich kann euch nicht zanken noch strafen, das habe ich nie getan; ich kann euch nur bitten, wenn es euch nicht gefällt, lieber fort zu gehen und euch einen anderen Geistlichen zu suchen. Ich denke aber, ihr seid meine jungen Freunde, und so wollen wir es auch durchhalten. Ich habe keinen

von euch überredet noch gezwungen, hierher zu kommen, sondern ich habe euch genommen aus der Hand eurer Eltern und gedacht, Gott hat jeden einzelnen von euch mir geschickt — so will ich euch denn lieb haben ohne bösen Unterschied. Ihr sollt euch hier heimatlich wohl fühlen. Ich werde es euch nicht sauer machen, ich weiß, ihr habt genug in euren armen Schädel hineinzupfropfen, ich werde euch wenig aufgeben und dies wenige werdet ihr von selbst lernen. Das traue ich euch zu. Und darum bitte ich euch: bringt mir euer Vertrauen entgegen! Ich bin ja nur eine menschliche Hand, die sich euch reicht, um euch zu einer anderen Hand und einem anderen Herzen zu führen, nur ein Stab, an dem die Rebe sich aufranken soll, aber der rechte Weinstock ist ein anderer. Darum kommt gern hierher — sonst wäre mir's viel lieber, ich hätte nur wenige Kinder, die als zu ihrem Freunde gehen, als daß man viele Kinder hat, von denen man nicht weiß, aus welchem Grunde sie kommen. Diese schöne Zeit, die jetzt für euch anhebt, Kinder, wird schnell verrauscht sein. Die Tage, denen diese Stunden euch entgegenführen, sind Wendepunkte, Entscheidungszeiten in eurem Leben, Höhetage wie Alpenhöhen: je herrlicher die Aussicht droben, desto tiefer auch der Abgrund zu den Füßen. Entweder geht es vorwärts oder es geht zurück; besser — oder böser! Der aber wird am besten gerüstet sein, der da kommt mit dem Gebet des großen Kurfürsten im Herzen: ‚Herr tue mir kund den Weg, darauf ich gehen soll, denn mich verlangt nach dir.‘ Zu allem anderen in der Welt muß man Verstand und Gedächtnis haben, wenn man sein Pensum bewältigen will — hier gilt's vor allem das Gewissen, das Herz als Mittelpunkt des ganzen Seins. So nützet denn diese Stunden

— Kinder, es ist nur einmal Konfirmation und dann nie wieder; lasset ihr diese Zeit vorübergehen, ohne daß sie ein helles Licht über euren ganzen Lebensweg hin wirft, so werdet ihr das im Leben durch schwere Erfahrungen euch erkaufen müssen. Hier meine Hand, schlagt ein, meine jungen Freunde; und Gott der Herr sei mit uns!" So war der Bund fürs Leben geschlossen! Jeder von uns sah es als Ehrensache an, einem „so feinen Pastor", der uns so nobel behandelte, alles zu tun, was man ihm an den Augen absehen konnte. Wir waren ihm nahe getreten, wie denn eine gewisse gegenseitige fröhliche Vertraulichkeit den Unterricht trug — aber welche Ferne zugleich: wenn wir das ehrwürdige Gesicht ansahen, so kamen wir uns entsetzlich leichtsinnig vor. Einmal drohte es doch schlimm zu werden: es war gegen Schluß des Jahres. Frommel hatte eben noch gescherzt und war, wie er das konnte, im Augenblick wieder in tiefen Ernst übergegangen. Ein Junge hatte den raschen Sprung nicht mitmachen können, so daß sich in seiner Antwort noch seine lustige Stimmung verriet. Da blitzte es in Frommels Augen; der Jünger der Liebe, dessen leidenschaftliches Naturell wir kennen, wurde zum Donnerssohn, der dem armen Kerl flammend begreiflich machte, daß es Schafhirten gäbe und — Schweinehirten. Der Schafhirt gehe voraus und die Schafe folgen ihm, er ziehe die Schafe nicht am Strick noch schlage er sie; bei der anderen Herde gingen aber die Schweine voraus und der Treiber gehe mit der Peitsche hinterdrein. Er nun sei durchaus ein Schafhirte; wem das nicht behage, der möge nur seine Sachen packen und gehen. Ein heilsamer Schreck durchfuhr uns alle; der Missetäter aber wurde von Frommel nach der Stunde

noch auf die Seite genommen, der Friede war schnell wieder hergestellt. Das häßliche Widerspiel zu Frommels vornehmer Seele erlebte ich vor vielen Jahren im Berliner Zentrum: ein orthodoxer Geistlicher, der mit Stöcker in christlich-sozialer Agitation „machte", sein Konfirmandenmädchen unter lauten Schimpfreden zu seinem Pfarrhause hinaus bis auf die Straße ohrfeigend . . . .

Der Unterricht begann mit dem vierten Hauptstück des Katechismus von der Taufe, um dann zum ersten, zweiten und dritten überzugehen. Das fünfte machte den Beschluß. Frommels überzeugtes mildes Luthertum, das von allen theologischen und kirchlichen Ausgestaltungen dankbar lernte, durchgeistigte und beseelte das alles. Er wollte keine doppelte Buchführung dulden, sondern nannte auch vor uns das Buch Hiob ganz ehrlich ein Lehrgedicht und entsetzte sich später über den blaublütigen Vereinsforstmeister in Berlin, der, frömmer als der Herrgott, nach einem Vortrag von mir über dies Buch der Probleme meine Auffassung bieder „satanisch" nannte. Frommel besprach offen mit uns die schwierige Evangelienfrage, so weit es anging, erklärte mit dem Erlanger Theologen von Hofmann, die Bibel sei etwas viel besseres als ein Buch ohne Fehler und meinte treuherzig, zu jedem echten Baum gehören auch seine Verknorpelungen, so wie man einem Menschen nicht zürnen dürfe über Warzen und Muttermal, Leberflecken und Sommersprossen. Seine Schriftauffassung war durch Menken und Tobias Beck wesentlich bestimmt: die Bibel kein Mechanismus übereinander geschichteter Offenbarungsstufen, aber ein lebensvoller Organismus, Weissagung und Erfüllung bergend wie Frage und Antwort, wie Fundament und Krönung des Gedankendomes. Auch die Theosophen

hatten, wie wir bereits sahen, ihren Anteil an Frommels Theologie, die nicht in irgend ein Schema paßte, sondern bis zu Ritschl hin, den er noch auf seine alten Tage zu „verdauen" sich mühte, von allen gern das Gute nahm, auf systematische Geschlossenheit niemals bedacht.

Bei der allgemeinen Erläuterung über den Sinn und Umfang der Sakramente unterscheidet er zwischen Priestertum und Predigtamt: der Unterschied zwischen euch und mir, liebe Kinder, besteht nur darin, daß ich das, was ihr im Herzen tragt, öffentlich lehren darf. Sonst aber ist kein Unterschied — ach, ich bin dem lieben Gott nicht näher durch meinen schwarzen Rock, aber das ist richtig: du, mein Junge, hast es viel leichter selig zu werden, als ich. Der Priester darf nicht geschieden werden vom Volk, denn er ist nichts besonderes für sich. Christus ist der wahre **Pontifex maximus**, der die Brücke geschlagen, auf der wir zu Gott wandern können. Das Predigeramt hat aber doch seinen tiefen Sinn, obschon es ein Gemeindeamt ist; wenn es in eurem Haus brennt, da soll ein jedes löschen; du darfst nicht sagen: das ist meine Sache nicht, dafür ist die Feuerwehr da. Amtlich dazu bestellt ist die Feuerwehr gewiß, die dafür ausgebildet wird; aber den Kübel Wasser auf die Flamme gießen soll jedes. Wie jeder dazu da ist, den anderen aus dem Wasser zu ziehen, der drunten zappelt, und doch hat ein Schwimmmeister dazu noch die besondere Pflicht. Der Offizier ist beim Schwimmen für die Soldaten verantwortlich. Von der Frömmigkeit heißt es: wenn die Leute von sich sagen, nachdem sie am Sonntag in der Kirche waren, sie seien „gestern fromm gewesen", so erklären sie, daß sie es heute nicht mehr sind — oder daß sie es nie gewesen; denn die Frömmigkeit ist kein Paletot, den

man anzieht, wenn's kalt ist und wieder auszieht, wenn's warm wird. Er wirft die Frage auf: warum bedarf die christliche Religion überhaupt der Symbole — sie hat ja das Wort in der Bibel? Und wie wußte er uns den Wert der sinnenfälligen Zeichen zu kommentieren! Er stellt sich vor einen Jungen: du feierst doch deinen Geburtstag, nicht wahr? Nun sieh, denke dir, dein Geburtstag sei da und deine Eltern würden zu dir sagen am Morgen: wir freuen uns, lieber Sohn, daß du auf der Welt herumläufst, wir gratulieren dir dazu. Punktum. Wärst du damit zufrieden? Nein. Warum nicht? — Du sagst, es müsse „auch ein Segenswunsch dabei sein"; gut, das ist schön von dir, ich werde das deinem Vater sagen und damit sollst du dann das nächste Mal abgespeist werden! Nein, warum ist das nicht genug, warum wollen wir auch noch 'was geschenkt bekommen? Weil wir daran erkennen, daß die Eltern halbwegs mit uns zufrieden sind. Wir Menschen brauchen die sichtbaren Zeichen. Als ihr vorhin durch die Kirche kamt, habt ihr den Altar noch geschmückt gesehen — es war Hochzeit. Bedarf's dazu der Blumen? Kann man nicht auch ohne Blumenschmuck feiern? Und die Braut könnte auch ein Kleid von Kattun tragen statt weißer Seide mit langer Schleppe, es ginge auch ohne Schleier und ohne seine Paradeuniform; und wozu reichen sie sich die Ringe? Bedarf es dessen, um sich lieb zu haben und einander treu zu sein? Gewiß nicht. Aber wir können und mögen diese äußeren Zeichen alle doch nicht missen, weil wir Menschen eben nicht aus lauter Geist und Innerlichkeit zusammengesetzt sind, sondern wir wollen greifen und fühlen, schmecken und sehen. Ein andermal illustrierte er denselben Gedanken mit einer Schenkungsurkunde: ein Rittergut, das mir

verehrt wird, kann mir der gütige Spender unmöglich ins Zimmer schleppen; so gibt er mir eine Urkunde und sagt: da hast du dein Rittergut. „Das Rittergut in Ostpreußen ist für dich unsichtbar — aber das sichtbare Zeichen verbürgt es dir." Das war freilich eine arge lutherische Ketzerei; doch es half ihm seinen Gedanken den jugendlichen Hörern zu vermitteln, das war ihm mehr. Den Segen der Taufe setzte Frommel in den Glauben an ein himmlisches Vaterhaus; er verglich ihn gern der Mutterliebe: ein Kind zweifelt zweimal am Verstand seines Vaters, ehe es einmal irre wird am Herzen seiner Mutter; und dem Patengeschenk: „Ich habe mal ein Kind hier getauft, dem hat eine Patin vorn ins Steckkissen hinein tausend Taler in Papiergeld geschoben. Man hat dem Kinde das Geld verwahrt und gedacht, es würde die unscheinbaren Papiere zerreißen, weil es das noch nicht verstand. Als das Kind erwachsen war, da hat man's ihm gegeben: das ist dir damals geschenkt worden. So schenkt uns Gott in der Taufe sein Himmelreich, aber wir werden uns der Gabe erst später bewußt. Der deutsche Kronprinz hat als junges Kind auch nichts von sich gewußt, aber er war doch der Erbe des Thrones."

Von der Bibel hörte ich ihn sagen: „Die Klassiker, so herrlich und groß sie sind — sie sind Blumen, aber kein Brot; sie können den Geist erheben, nicht aber das Herz trösten. Gottes Wort aber, tausende von Jahren schon alt, hat bis diese Stunde an Schönheit und Kraft nichts eingebüßt. Man hat in den Pyramiden Ägyptens in den Königsgräbern Weizen in kleinen Säcken gefunden, die man den Toten mitgegeben. Diese Weizenkörner wieder in die Erde gesenkt, sind aufgegangen. So ist's mit den Schriftworten." (Frommel wußte nicht, daß die Wissenschaft die Richtigkeit dieses

von der Apologetik gern gebrauchten Bildes durch ihre Experimente umgestoßen hat: Jahrtausende alte Weizenkörner haben keine Triebkraft mehr, sie sind für die Landwirtschaft völlig wertlos.) Einen Tag ohne einen frommen Spruch zu beginnen, das sei, wie wenn ein Soldat ohne Säbel und Gewehr in die Schlacht laufen wolle. Wie herzlich aber rief er uns zum schlichten Gottvertrauen auf: „Laßt die trüben Gedanken — wie wirds nur noch werden mit mir in der Schule und hernach; ich kann euch nur sagen, mir ist's schwer genug geworden in der Schule, und ich habe manchmal mehr Tränen in dem Weisheitsstall geweint als recht war; und ist schließlich doch noch etwas Rechtes aus mir geworden, obwohl mir die Lehrer es mehr als einmal auf den Kopf zugesagt haben, daß aus mir mein Lebtage nichts würde. Wenn ihr treu seid, so wird Gott euch helfen. Besonders aber seid daheim dankbar für alles, was ihr im Elternhause habt. Ihr könnt mir keine größere Freude machen, als wenn man's euch zu Hause anmerkt, daß ihr jetzt anders seid als früher, daß ihr euch erfasset und im freien Gehorsam der Liebe steht."

Bedenklich erscheint mir in Frommels Anschauungsmaterial die Geschichte von Themistokles, der auf der Flucht vor seinen Volksgenossen in den Palast des Königs Admetus in Cilicien gerät, den Sohn des ihm feindlichen Herrschers ergreift und so dem Vater entgegentritt, um des Kindes willen um Gnade flehend — hier ist der kirchlichen Sühnetheologie in ihrer schroffsten Form um einer spannenden Geschichte willen eine Konzession gemacht, die Frommel in seinen Gedanken dogmatisch in den reiferen Jahren nicht mehr vollzog. Pädagogisch gefährlich nenne ich ferner eine Anekdote aus dem Leben Lavaters, die er gelegentlich beim

Kapitel vom Beten losließ: Der Züricher Physiognomiker hatte einen strengen Vater, der dem Jungen nichts durchließ. Johann Caspar merkt nach einem Schulextemporale, daß er in der lateinischen Arbeit einen schlimmen Bock geschossen. Er bittet Gott, ihm den Fehler eigenhändig in seinem Heft zu korrigieren, damit ihn der Vater nicht prügele. In derselben Stunde überlegt sich der Hefte korrigierende Lehrer, ob er dem sonst die besten Arbeiten liefernden Jungen den Lapsus anstreichen solle; er denkt an den rigorosen Vater und verbessert die Stelle. Hier ist ein interessanter Fall von Gedankenübertragung ins rein religiöse Gebiet projiziert worden; die Sache hat zudem für das Selbständigkeitsgefühl der Schüler ihrer Leistung gegenüber ihr Zweischneidiges. Nicht verschweigen aber mag ich in diesem Zusammenhang einen reizenden Zug aus dem Leben des alten Kaisers Wilhelm, den Frommel uns einmal erzählt hat. Die Tochter eines Offiziers, der die Eltern gestorben, will das Lehrerinnenexamen machen, um für ihre Geschwister sorgen zu können. Als sie sich zum Examen meldet, hört sie, daß sie um drei Tage zu jung ist. Sie hätte ein ganzes Jahr warten müssen; in ihrem Kummer schreibt sie an den Kaiser, nachdem weder das Provinzialschulkollegium noch der Minister ihr haben helfen können. Ein Kabinetsbefehl des alten Herrn hat dann den Termin des Examens um etliche Tage verschoben, sodaß sie geprüft werden konnte. Der Kaiser, der seinem Hofprediger in Gastein die lustige Geschichte erzählte, setzte hinzu: „Älter konnt' ich das Mädel doch beim besten Willen nicht machen — keiner von den Herren wollte heran, da hab ich ihnen denn das Heft etwas verschieben müssen.“ Frommel schloß: „Sie hat treu gearbeitet und auf Gott vertraut; der hat ihr den guten Ge-

danken ins Herz gegeben, der nicht jedem gekommen wäre." Das war gesund.

Kamen Sonntage, deren kirchliche Evangelien oder Episteln Frommel besonders ans Herz gewachsen waren, so unterbrach er den Faden des Katechismus und legte die Stunde für Himmelfahrt oder Reformation, Erntedankfest oder für den barmherzigen Samariter an. Der geistige Gewinn war ihm alles, die Form nichts. In Verbindung mit dem Himmelfahrtsfest sprach er vom Leiden, von allerlei Passion des Lebens, und sagte: „Wenn der Kaiser jemanden ehren will, so gibt er ihm ein Kreuz, einen Orden. Erst ist es ganz klein, vierter Güte; ein bißchen größer bedeutet schon mehr Ehre, dann kommt die zweite Klasse, dann der Stern auf die Brust gepackt — steigt die Ehre, so geht das Kreuz bis an den Hals, und schließlich legt er's einem über den ganzen Menschen, das ist das Großkreuz. Je größer bei dem irdischen König das Kreuz wird, desto fröhlicher werden die Empfänger. Seht, so macht's Gott gerade auch. Vom Schulkreuz zum Manneskreuz, bis zum Großkreuz."

Der Kindertaufe wollte er im Gegensatz zu der ursprünglichen christlichen Taufe der Erwachsenen eine selbstständige Bedeutung nicht zuerkennen — „die Kindertaufe hat nur Sinn und ist nur denkbar unter der Voraussetzung der nachfolgenden christlichen Erziehung." Aber er pries den Kinderglauben, das erste noch ungetäuschte Vertrauen, das zu jedem auf den Arm geht, und zitierte mit besonderer Vorliebe aus Lortzings Zar und Zimmermann die Arie „O selig, ein Kind noch zu sein", wie Rückerts Gedicht, das er mit seiner ausdrucksvollen Stimme unvergeßlich zu sprechen wußte —

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Laß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum! —

Scharf bekämpfte er den Wahn, daß mit der Taufe irgendwelche magische Wirkungen verbunden seien. Er erzählte uns von dem Kinde eines reichen Juden in Italien, dessen Amme katholisch war; während der Abwesenheit der Eltern ist sie mit dem Kinde in den Dom geeilt, ein Priester war vorher verständigt, der die Taufe heimlich vollzog. Das „katholische" Kind ist den Eltern fortgenommen worden und auf Nimmerwiedersehen in einem ausländischen Kloster verschwunden. Als die Jesuiten vor 200 Jahren nach Japan kamen, haben sie vielfach, als Ärzte verkleidet, die Kinder in den Häusern heimlich getauft — man lese, was Warneck und Trede über dies ganze traurige Kapitel an Quellenbelegen bieten. „Solch getauftes Kind", sagt Frommel, „das nun in den römischen Kirchenlisten als Christenmensch stand, blieb nachher ein biederer japanischer Heide; die Taufe hat diesen Kindern garnichts genützt."

* *
*

Wir kommen zum ersten Hauptstück, den zehn Geboten. Frommel stand hier weder scharf auf der Anschauung Luthers, der im Sinne des Paulus das Gesetz einen Erzieher für Christus nennt, noch verfocht er blindlings die Auffassung des ihm vom Rheine her ans Herz

gewachsenen Heidelberger (reformierten) Katechismus, der die Erfüllung der Gebote unter den Begriff der Dankbarkeit für Gottes Wohltaten zusammenfaßt. Frommel verknüpfte beides, er nahm sie sowohl als göttliche Erziehungsmittel wie als Ausdruck kindlichen Wohlverhaltens der Menschen gegen Gott. Glauben und Wissen schließen sich gegenseitig aus, erklärte er; „was ich weiß, das brauche ich nicht zu glauben.“ Argument: Du warst noch nicht in England, glaubst daher deinem Onkel, der dir glaubwürdig von drüben erzählt; warst du selber dort, so sagst du: ja, das weiß ich. So beruhe die ganze Weltgeschichte auf Glauben; so weit sie überhaupt vorhanden, ruht sie auf der Überlieferung der Urkunden. Wo sie sich als nicht stichhaltig erweisen, wie bei Tell und Winkelried, da fällt auch der Glaube dahin. Ja, vom Morgen bis zum Abend, so bewies er uns schlagend, muß jeder Mensch täglich vieles glauben. „Wir glauben an die Kraft der Sonne, ohne diese Wirkung, die wir spüren, in ihre Bestandteile zerlegen zu können. Wer sich aber deswegen in den Keller verkriechen wollte, weil sein Wissen nicht zureicht, wäre ein Tor. Sagt drum einer: ich glaube an garnichts, so — glaubt ihm das einfach nicht!“ Er griff in die Reisetasche. „Ich fuhr einmal den Rhein hinunter auf einem Dampfer. Da kam ein Herr, der in mir den Pastor witterte, auf mich zu und sagte: Hören Sie mal, ich glaube an garnichts.. So, sagte ich, das glaube ich Ihnen nicht. Wieso, rief der Mann, Sie hören doch: ich glaube an garnichts!? Na, sagte ich denn, Sie glauben doch, daß Sie der Sohn Ihrer Eltern sind? — Ja, natürlich! — So, wer verbürgt Ihnen denn das? — O, mein Herr, ich habe meinen Taufschein! rief er. Ach was, entgegnete ich, Taufschein — das macht man heutzutage spie-

lend nach mit Unterschrift und Siegel — — nein, das müssen Sie eben glauben; Sie sind also doch nicht ganz so ungläubig, wie Sie sich gebärden. Pfarrer haben bei uns in Deutschland jahrelang amtiert, mit lauter gefälschten Zeugnissen u. s. w. Sie haben es eben bis heute geglaubt, daß der Schein echt ist und daß Sie der und der seien — Sie könnten aber ebensogut ein angenommenes Kind sein. Ich habe einmal einen Konfirmanden gehabt hier am Rhein, dem ich am Konfirmationstage sagen mußte: Liebes Kind, ich muß dir mitteilen, daß du nicht der Sohn deiner Eltern bist. Deine Pflegeltern haben dich, ein armes ausgesetztes Kind, auf der Straße gefunden und sich deiner angenommen. Von heute an aber darfst du ihren Namen nicht mehr führen, sondern mußt dir einen eigenen suchen. Man wird auch ferner für dich sorgen; aber du darfst nicht mit den anderen legitimen Kindern dieser Familie erben. Das Kind hat vierzehn Jahre irrtümlich geglaubt, es sei der Sohn dieser Eltern. — Ach, sagte der Herr, daran hab ich noch niemals gedacht. — Nun, so denken Sie darüber nach. — Übrigens, hören Sie mal! Sie haben da eben eine Flasche Wein getrunken, hat er Ihnen geschmeckt? — O, ein herrlicher Wein! — Aber wer hat Ihnen denn gesagt, daß dieser Wein nicht vergiftet war? Zum Exempel: Feinde, die sich mit dem Kellner zusammengetan, um Sie zu vergiften, oder Verwandte, die Sie beerben wollen —? — Ach, warum nicht gar; der Kellner ist doch ein ordentlicher zuverlässiger Mensch! — Ja, Verehrtester, sagte ich, wenn Sie an diesen Kellner — glauben wollen und Ihre Sicherheit auf seine Ehrlichkeit stellen, den Sie doch garnicht kennen, dann lassen Sie mich noch lieber an den lebendigen Gott glauben, der diesen herrlichen Rhein



mitsamt Ihrem famosen Wein geschaffen hat!“ Welche meisterhafte „Abfuhr“, und welch' Unterricht über das Glauben! Es war das 400 jährige Geburtsfest von Christoph Columbus gewesen; „seht, Jungen“, rief Frommel, „er mußte es glauben, daß über dem Meere eine neue Welt läge, denn er hatte sie noch nicht gesehen. Aber er vertraute darauf und hat alles an diesen seinen Glauben gesetzt. An ein Land glauben, das wir nicht gesehen, über dem Strom der Zeit, vertrauen auf Kräfte und Güter, die man mit den Sinnen nicht fassen kann.“ Wollte er anschaulich machen, daß der Glaube ein persönliches Vertrauensverhältnis sei zwischen einem Ich und einem Du, also keine hohle Annahme, so fragte er wohl: was ist mehr, zu sagen: es steht ein Schloß im Lustgarten, oder — mein Schloß? Drum sei der Buchstabe M der seligste von allen, der die Gabe, die sonst für mich tot bliebe, lebendig macht, indem er sie sich aneignet. Ein andermal griff er einen Jungen bei den Schultern: „Sag mal, lieber Karl, hast du einen Freund?“ — „Nein.“ Frommel betroffen ihn anblickend: „Was? Du hast keinen Freund? Du mußt dir einen anschaffen, denn einen Freund muß jeder haben. Und bis du einen rechten gefunden hast, will ich einmal dein Freund sein. Ist's dir recht? Also: ich verlasse mich auf dich und du vertraust auf mich; wenn ich einmal in der Tinte sitze, so wirst du mir helfen, und wenn du in irgend eine Sackgasse gerätst, so will ich dir auch heraushelfen. Siehst du, das heißt: an jemanden glauben oder hangen.“ Er meinte es wirklich so, wenn er sich auf unseren Konfirmationsscheinen unterschrieb: „Dein treuer Freund und Lehrer.“ Sein Freundsein war das Geheimnis seines Lehrerseins.—Im Gegensatz zum Heidentum, wo „timor facit Deos“, faßte Frommel die kindliche Ehr-

furcht als den Grundzug aller wahren Religion; „ein rechtes Kind fürchtet viel mehr, die Liebe der Eltern zu verlieren als ihre Strafe zu erfahren.“ In diesem kindlichen Vertrauen sind alle Gebote von selbst erfüllt. Aufrichtigkeit war ihm die Grundtugend des Menschen. „Man macht dumme Sachen im Leben, natürlich; aber wenn man sich nicht schämt, einen dummen Streich zu machen, dann muß man auch dabei sein ihn einzugestehen. Nichts Elenderes als ein verlogener Mensch; jedem anderen kann man helfen — einem Lügner nicht; wer einen anlügt, ist fertig; da ist ein Sumpf, in dem kann man nicht bauen.“

Beim Verbot der Zauberei warnte er verständig vor dem Spiritismus: es gibt ein übernatürliches Gebiet, das nicht zu leugnen ist, eine geistige Welt, in die man sich hinein begeben kann, um dort allerlei zu erleben. Die Bibel würde diese Experimente nicht so angelegentlich verbieten, wenn überhaupt garnichts daran wäre. „Deshalb gibt es eine Möglichkeit, wir können das nicht leugnen, daß man mit den abgeschiedenen Geistern sich in Verkehr setzen kann; oder sollte die Welt der abgeschiedenen Geister von den lebendigen Menschen so getrennt sein, daß keine Brücke herüber und hinüber führt?“ Er verwies auf die alttestamentliche Geschichte von der Hexe zu Endor (1. Samuelis 28. Kap.), die dem König Saul den Geist des Propheten Samuel heraufzitiert — ein jüdisches Seitenstück zu den Orakeln der Griechen —, bei der es sich denn doch um Bedeutsameres handelte als um die kindischen Narrheiten unserer „Psychographen“, die die Intelligenz ihrer Medien selbst niemals zu überbieten vermögen durch eigenen Geist, durch eine die Menschen weiter führende Kunde aus dem Jenseits, und sagte: Hier ist eine reale Welt, in deren dunkles Gebiet wir uns indessen

nicht hineinwagen sollen. Kein Arzt leugnet, daß es eine Nachtseite der Natur gibt; aber wir sollen klar und schlicht unseren Weg über diese Erde nehmen und uns auf die Mittel der Sympathie und des Hypnotismus und Spiritismus nicht einlassen. Wer da hineingreift mit kecker Hand, der wird an seinem Herzen Schaden leiden. Lebe du im hellen Sonnenlicht, das dich belebt und wärmt, und lasse die törichten Käfer am Sommerabend gegen die Lampe fliegen und sich die Flügel verbrennen. Wenn auf den Wunsch des reichen Mannes Lazarus spiritistisch den fünf Brüdern auf Erden erschienen wäre, so würden die Herren am anderen Morgen ungemütlich beim Kaffee gesessen und einander erzählt haben: ach, ich habe diese Nacht einen ganz gräßlichen Traum gehabt. Und sie hätten darauf geraten, daß sie am Abend zu viel Gänseleberpastete gegessen — das hätte auf den Magen gedrückt, so sei ihnen im Traum der Hungerleider, der Lazarus aufgetaucht. So vermittelte er zwischen seinem Bibelglauben und seinem natürlichen Empfinden.

Beim ersten Gebot besprach er geistvoll die Entstehung der verschiedenen Zweige der Mythologie; vom olympischen Zeus bemerkt er launig: „Das war ein ganz leichtsinniger Kamerad" und von der Walhall der Germanen: „Unsere deutschen Vorfahren dachten sie sich wie eine große Bierhalle, wo es vor allem furchtbar viel zu trinken gäbe . . ." Er rief zur inneren Freiheit auf, die aus der Gebundenheit an Gott erwächst und brauchte von der Unfreiheit gegenüber den vergänglichen Gütern das Bild: man kann ein Kanarienvögelchen an einen seidenen Faden legen oder einen gewaltigen Lämmergeier an eine eiserne Kette — gebunden sind sie beide. Im zweiten Gebot

faßt er den Namen Gottes als Offenbarung seiner Persönlichkeit, als identisch mit seinem Wesen; was man meinem Namen antut, das hat man mir selbst getan, und wendet sich scharf gegen die Verquickung von Politik und Christentum: „Man trägt neuerdings wieder das Evangelium in Gebiete hinein, die ihrer Natur nach garnichts damit zu tun haben. Da sagt Jesus: schlichtet euer Erbe allein und laßt mich aus mit euren weltlichen Händeln; ich habe Größeres, Ewiges den Menschen zu sagen!"

Es kam die letzte Stunde vor den großen Sommerferien. Frommel benutzte sie jedes Jahr, um uns einige goldene Reiseregeln mit auf den Weg zu geben. Man könne sich dumm reisen, wie der Mann aus Schwaben, der nach sechsjährigem Aufenthalt aus Indien heimgekehrt auf die Frage der Seinen, wie es denn da draußen sei, die klassische Antwort gab: „Ha, dort ist's grade wie hier, nur ganz anders. —" Das sei, wie wenn man sich dumm lese, um dann aus zwölf Töpfen einen Aufsatzbrei zusammen zu rühren. Die Augen auf in der Natur, und aus der Bibel die Naturpsalmen studieren, 19 und 104 — „studiert das große Buch der Natur, diese illustrierte Riesenbibel im grünen Prachteinband des Waldes, die keine Menschenhand umspannen kann; die zwölf Monate darin die kleinen Propheten, die vier Jahreszeiten die großen, jeder Baum ein Kapitel und jeder Stern ein Vers. Schaut in allem Vergänglichen ein Gleichnis des Ewigen und laßt jeden Sonnenauf- und -untergang zu euch sprechen." In seiner Jugend habe er eine Unmenge Gedichte auf die Natur „verbrochen", die er zum Glück der Menschheit einmal in der Eisenbahn verloren habe; „aber man muß den Sprudel doch herauslassen! Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, sagt der Psalm, das

muß man sich doch mit anhören! Macht euch eure Gedanken zu den Dingen! Solch ein Sonnenaufgang z. B. ist der Sieg der Wahrheit: vorher alles im Nebel, dann der blutrote Streif, violett, und mit einem Male bricht die Sonne durch, alle Berghäupter in Morgenglanz badend. So gehts aus Irrtum zur Erkenntnis, langsam aber siegend." Das sei doch etwas anderes, als wenn man die ganze Schönheit verschlafe oder da oben seinen Theekessel etabliere und statt etwas zu sehen im roten Bädeker studiere. Wer nicht mit einer Welt des Geistes in die Welt der Natur trete, dem bleibe diese tot und stumm. In der lärmenden Großstadt sei wenig Zeit, still über sich selbst nachzudenken; „setzt man sich aber in den Ferien still an einen Bach im Waldesgrün und schaut da sinnend hinab — so fließt und eilt dein Leben von dannen, was trägt der Strom deines Lebens, der rastlos dem Meere der Ewigkeit entgegen treibt? Das ist tiefster Reisegewinn; man „erholt" sich aus aller Zerstreuung und sammelt sich zur Einheit zurück; man begreift und ergreift sich selbst, um konzentriert vorwärts zu kommen. So kommen nachher im Beruf die rechten Männer an die rechte Stelle, statt der vielen verfehlten Berufe." Mit der nachdenklichen Frage: Wenn die Sommerfrische nur das Gehäuse eures äußeren Menschen etwas mit frischem Rot auflackiert, das Uhrwerk drinnen aber nicht gereinigt wird und erneuert, die Feder nicht nachgesehen, so daß die Uhr nicht geht oder falsch zeigt — was nützt dann die ganze fünfwöchentliche Reparatur? entließ uns der ausbündige Menschenkenner.

* *
*

Das dritte Gebot gab ihm willkommene Gelegenheit sich über den Segen des Sonntags auszusprechen. Er fragt einen Jungen: Du, wozu ist der Sonntag da? und als der fromm antwortet: „um das Wort Gottes zu hören," da sagt er verärgert: „Nein, erst kommt was andres! Am Sonntag schläft man vor allem ordentlich aus, hörst du! Der Mensch soll wissen, daß er kein Droschkengaul ist, der alle Tage ins Geschirr muß, er hat seinen Ruhetag. Dann kommt auch in der Freude des Feiertags zum Gottesdienst der Gemeinde, mit dem alten sinnigen Vers:

Ruhe nun, mein Weltgeschäfte,
Heute hab ich sonst zu tun;
Denn ich brauche alle Kräfte,
Um in meinem Gott zu ruhn.

Soll man am Sonntag seine Schulsachen machen? Nein! Auf euren Sonntag müßt ihr geizig sein; den Schulsack am Sonnabend Abend in die Ecke: da bleibst du liegen bis Montag." Hier setzte es gewöhnlich einen scharfen Hieb auf die Schulbarbarei, den Kindern über den Sonntag die Aufgaben zu verdoppeln. „Wenn ich Provinzialschulrat wäre! Da verbieten sie, zum Bäcker und zum Schlächter zu laufen am Sonntag; aber euch buckeln sie alles auf. Wie bei den Ferienarbeiten. Und der Professor wandert über die Berge. Das ist nicht recht." Wenn er das vierte Gebot besprach, verfehlte er nie, ein gutes Wort für die in ihrem Ruf bedenklich gefährdete Stiefmutter einzulegen; er wies auf seine eigene Stiefmutter hin, um zu zeigen, wie ideal eine solche zweite Mutter sein könne. „Meint ihr Herren denn, daß es immer so außerordentlich angenehm wäre, euch lieb zu haben?" Das war der rechte Stachel zur Selbstbesinnung. Er gab zu, daß es Lagen geben könne, wo ein



Kind den Eltern die Achtung versagen müsse, nachdem die Liebe zu ihnen gestorben sei; aber er plaidierte auch in diesen Fällen dafür, daß ihnen Ehrung gebühre, da ein Rest von Naturgefühl ihnen gegenüber niemals erlöschen könne. „Ehren müssen die Soldaten den Kaiser, die Liebe aber kann man nicht kommandieren, sie ist ein freies Geschenk." Mehr als einmal erzählte er bei diesem Gebot von jenem Herzog, nach dessen Tode sich ein Streit um die Nachfolge erhob. Der Vormund sollte unter den drei gleichaltrigen Söhnen entscheiden. Da habe er jedem der drei einen Bogen gegeben mit der Weisung: wer des Vaters Herz treffe — der alte Herzog war auf einen Sessel niedergelassen worden —, der sei der Erwählte. Der Erste traf den Vater in den Kopf, der Zweite in den Arm; der Jüngste jedoch zerbrach den Bogen mitsamt dem Pfeil und erklärte: nach meines Vaters Herzen schieße ich nicht. Er hatte in Wahrheit seines Vaters Herz getroffen; der Eltern Segen baut den Kindern das Haus. Beim fünften Gebot wurde zuerst der Wert resp. Unwert des Lebens besprochen; Frommel rief zu einem freudigen Lebensoptimismus auf, der das eigene Leben wert hält und der darum auch das Leben des andern schützt, statt es zu schädigen. Er rief in die Schar hinein: „Wer von euch ist denn heftig?" Nur ein Junge steht auf. Der alte Herr legt ihm die Hand auf die Schulter: „Du — ach, ich auch; komm, wir wollen zusammenhalten gegen diese ganze sanftmütige Gesellschaft, der nie das Blut in den Kopf steigt und die niemals aus dem Häuschen ist, wie wir zwei, wenn uns jemand ärgert." In der Feindesliebe Jesu, die für die eigenen Mörder um Vergebung bittet und ihnen so wahrhaft das Leben läßt, sieht er das Gebot erfüllt.

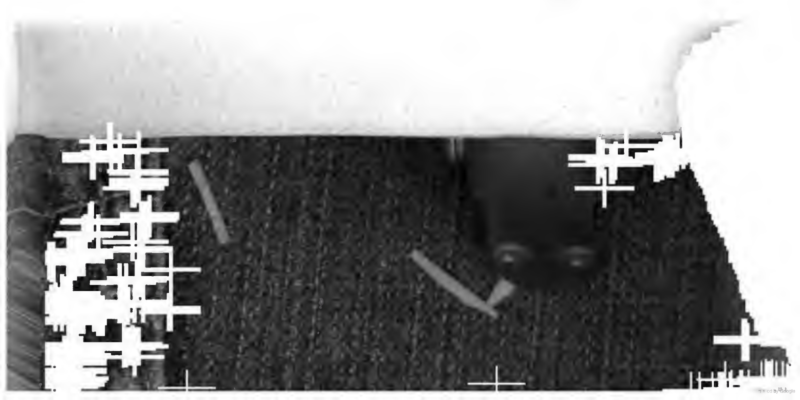
Das siebente Gebot vom Eigentum brachte im Jahre des großen Spielerprozesses in Hannover die Rede auf das Spiel, vor dem Frommel an der Hand jammervoller Erlebnisse aus seiner Militärseelsorge mit dramatischer Eindringlichkeit warnte, wie vor dem leichtfertigen Borgen. Wehmütig-komisch klang dabei sein halber Protest gegen das Rauchen, dem er bekanntlich selbst ausgiebig fröhnte. „Als wir Studenten in Leipzig waren, da rauchte der Professor im Kolleg, so daß man den Rauch mit einer Papierschere durchschneiden konnte, seine lange Pfeife, und wir rauchten natürlich auch. Aber es ist besser, wenn ihr nicht raucht, es ist jedenfalls ein Laster weniger auf der Welt — und namentlich in der Jugend ist es doch sehr gefährlich. Ich rauche ja leider selbst, aber ich möchte nicht, daß ihr es tut; ich wäre sehr froh, wenn ich mir's abgewöhnen könnte.“ Na, das wurde ihm ausnahmsweise nicht recht geglaubt. Einmal gab es bei der Erläuterung des achten Gebots eine lebhafte Debatte über die Berechtigung oder Nichtberechtigung der sogenannten Notlüge. Auf Frommels Frage: „Ist denn die Notlüge erlaubt?“ hatte der Sohn eines bekannten Berliner Chirurgen frisch geantwortet: „Zuweilen“, und auf die weitere Frage, wie er sich das denke, hinzugesetzt: „Bei Kranken“; wenn man glaube, daß der Kranke die Wahrheit nicht ertragen könne, müsse man etwas erfinden zwischen Wahrheit und Lüge, oder ihm die Unwahrheit sagen. Weitere Umfragen ergaben, daß die ganze jugendliche Schar so dachte. Ihr könnt euch denken, führte dem gegenüber der Jugendlehrer aus, daß mir dieser Fall hunderte von Malen vorgekommen ist in meinem langen Amtsleben. Fragt zunächst der Kranke nicht, so ist es meist eine Roheit, ihm auf den Kopf

zuzusagen, daß er sterben werde. Wenn er aber fragt, so habe ich wohl schon gesagt: ja, glauben Sie denn überhaupt, daß Sie unsterblich sind? Sie und ich sind sterblich, und ich kann noch vor Ihnen sterben. Da Sie aber jetzt krank sind, so haben Sie allerdings mehr Chancen als ich im Augenblick, früher zu sterben. Ich hoffe nur, daß Sie so viel Leben in sich haben, um vor dem Tode nicht zu erschrecken. Anders dürfen auch die Doktoren nicht sprechen. Ich bin überzeugt: viele Menschen würden sich doch noch zusammen nehmen und z. B. für ihre Angehörigen noch sorgen, wenn sie wüßten, daß sie dem Tode gegenüber keinen Freibrief haben. Wie viele sind dadurch direkt ins Elend geraten, weil sie um ihr Erbe gekommen sind; man hatte dem Kranken nicht zu sagen den Mut gehabt, daß es schlecht mit ihm stehe. Ich habe meinem Arzt gesagt, wenn er mir nicht sagen wolle, wie es mit mir stehe, dann wolle ich ihn nicht haben. Und da hat er erklärt: Sie können bei Ihrem Leiden plötzlich sterben, können aber auch ein alter Mann werden. „So hab ich denn seit vielen Jahren alles fertig gemacht zum Sterben, nun nehme ich jeden Tag als ein Geschenk aus Gottes Hand hin. Und so ist's doch das allerbeste, statt daß man sich törichten Hoffnungen hingibt, wie es besonders die Schwindsüchtigen tun, die bis zuletzt glauben, es stehe vortrefflich mit ihnen." Das Ergebnis war also: Wahrsein in Liebe, wie es der Apostel Paulus bereits den Ephesern empfohlen (4, 15), bei dem jeder „Fall" individuell zu behandeln sei und der Ton die Musik mache.

Die Gedanken sind zollfrei, antwortete ihm beim letzten der zehn Gebote ein echter Berliner; nein, hieß es zurück, durchaus nicht — das Herz ist vielmehr die Zentrale; in

der Gedankenwelt liegen die ersten und letzten Entscheidungen für unser Tun. Das Handeln ist nur die äußere Konsequenz. „Man kann den Vögeln nicht wehren, daß sie einem um den Kopf herumfliegen; aber daß sie einem ihr Nest in die Haare setzen, das kann man sich verbitten: so ist's mit den argen Gedanken"; er fügte diesem Worte Luthers die sinnige Geschichte hinzu: einen Mönch fragte einst ein Kaiser, ob er nicht viel Langeweile habe. „O nein", antwortete er, „ich habe sehr viel zu tun: ich habe jeden Tag zwei Falken zu zähmen, zwei Sperber zu hüten, zwei Hasen in acht zu nehmen, einen Lindwurm zu bewachen und einen Löwen zu bändigen." Und als der Kaiser verwundert fragte, wie denn das zugehe, da erklärte es ihm der Einsiedler dahin: „Die Falken sind meine Augen, der Lindwurm meine Zunge, die Sperber meine Hände, die Hasen meine Füße und der Löwe ist mein Leib; damit habe ich den ganzen Tag vollauf zu tun."

Wenn er den ersten der drei christlichen Glaubensartikel von der Schöpfung besprach, versäumte er nie, nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß die Bibel kein naturgeschichtliches Handbuch sei; sie biete durchaus Heilsgeschichte — des zum Zeichen umfasse ihr Schöpfungsbericht von den tausend Blättern nur ein einziges. „Sie wehrt die Naturforschung durchaus nicht, sie läßt ihr vielmehr freien Spielraum; sie hält, völlig religiös orientiert, nur das eine fest, daß die Welt einen Anfang genommen hat — also kein Urstoff, der auf den Bildner gewartet hätte, sondern alles, was da ist, aus einem göttlichen Schöpferwillen hervorgegangen." Er erklärte sich damit gegen den Pantheismus, der Gott mit der Welt identisch setzt, wie gegen die Ewigkeit der Materie; auch den jüdisch-



gnostischen Weltschöpfer, den Demiurgen, lehnte er ab. Beim Sechstagewerk war er zu Konzessionen bereit: „Ob das Tausende und Abertausende von Jahren umspannt, ist in der Bibel nicht gesagt, es kann das Sechstagewerk sehr wohl Millionen von Jahren umfassen, da ja noch nicht Tage, wie wir sie jetzt kennen, vorhanden waren, sondern Lichtperioden angesetzt werden. Es ging von einer Periode, will der Verfasser sagen, zur anderen; die Welt ist nicht mit einem Schlage entstanden, Gott ließ sie sich nach und nach entwickeln. Dasselbe sagt doch die Naturwissenschaft auch." Das Tier hat kein Bewußtsein seiner selbst, sondern nur ein Gattungsvermögen, der Mensch allein lernt sich als Individualität erfassen. Die Kinder reden zuerst in der dritten Person von sich, bis sie den Karl und sich selbst identifizieren. „Der Philosoph Fichte in Berlin hat ein großes Diner gegeben, als sein Sohn zum ersten Mal „ich" gesagt hatte — das war der Sieg des Selbstbewußtseins über die animalische Stufe im Kinde." Sinnig pflegte er zu der Stelle (I. Mose 1, 31): „Und Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war s e h r g u t" anzumerken: „N i c h t v o l l k o m m e n ; der Mensch sollte lernen und sich entwickeln. Darum gibt ihm Gott die Arbeit, zuerst für seinen Korpus, den Garten zu bebauen, die Entfaltung des Wachstums zu beobachten und zu fördern — die dem Menschen adäquateste Tätigkeit, zu der denn auch je und je große Männer, wie ein gewisser Cicero, wieder zurückgekehrt sind, um sich zu erholen von all der Kultur, die sie umgab." Mit Peter Rosegger und Wilhelm Bölsche teilte er die Abneigung gegen die großen Städte: Unsere großen Städte, meinte er, sind etwas so Unnatürliches; ihr werdet sehen — keine zwanzig Jahre und alle

gebildeten Menschen ziehen aus den Riesenstädten fort aufs Land und pflanzen Kohl. . .

Im Weltgeschehen nahm unser Katechet einen Dualismus an: Gott habe sich zu gunsten der Entwickelung des Menschen eines Teiles seiner absoluten Freiheit begeben, die er an den Menschen abgetreten habe. Inkraft dieser Freiheit könne der Mensch sich nun mit Gottes Willen in Einklang setzen, aber er könne auch diesem göttlichen Willen entgegen wirken und sich unter die Tyrannei der dämonischen Kräfte begeben, die gleichfalls im Kosmos wirksam seien. „Verderben kann Gott den Menschen, aber ändern nicht, falls der Mensch nicht selber will. Darum ist die bedingte Freiheit des menschlichen Willens ein ebenso großes wie gefährliches Geschenk.“ Diesen etwas ramponierten Gottesbegriff, bei dem die Liebe Gottes zum Kosmos seine eigene Allmacht beschränkt, gab Frommel der Gedanke an das tausendfache Elend ein, das er mit seinem Gottesbegriff für unvereinbar hielt — allerdings auf Kosten sowohl des alten wie des neuen Testaments; man beachte nur ohne Vorbehalt Stellen der Bibel wie Amos 3, 6 und Matth. 10, 29—30, um den philosophischen Einschlag des Ketzers zu erkennen. So konnte er auch erklären: „Wir leben in einer Welt, in der verschiedene Mächte lebendig sind — Naturmächte, Menschenmächte, Mächte der Finsternis und Gottesmächte. Es geschieht sehr vieles auf der Welt gegen Gottes Willen, Dinge, die Gott absolut nicht will. Wenn ein übermüdeter Bahnwärter die Weichen bei der Eisenbahn falsch stellt und beim Zusammenrennen der Züge viele Menschen umkommen, so ist das ganz gewiß nicht Gottes Wille.“ Aber trotzdem — ich empfinde das als eine glückliche Inkonsequenz seines Ge-

dankenganges — nahm Frommel an, daß Gott schließlich doch alles seinen Ideen dienstbar zu machen wisse; „und diesem Geheimnis seiner Weltregierung nach zu gehen und daran zu studieren, das wird noch im Himmel unsere seligste Aufgabe sein.“ Es ist interessant, an diesem Beispiel zu beobachten, wie der religionsphilosophische Gedanke, mit klugen Augen die wirkliche Welt betrachtend, sich eine Weile lustig tummelt, bis er, auf eine Schwierigkeit stoßend, ohn' Besinnen in eine rein religiöse Empfindung umschlägt und sich in die Geborgenheit einer jenseitigen Mystik flüchtet, die aller Logik unerreichbar ist. War er auch blind und ungerecht gegen die Entwickelungsgedanken Darwins und seiner Jünger in Deutschland; ja konnte er sich in der temperamentvollen Ablehnung der sogenannten Affentheorie auch wohl einmal zu einem billigen Späßchen hinreißen lassen: so war doch die Grundstimmung seiner Betrachtungen über den ersten Glaubensartikel eine das religiöse Empfinden seiner Hörer durchaus heilsam anregende und fördernde. Es war lückenhaft gedacht, wenn Frommel die Alternative stellte: entweder vom Affen oder aus Gottes Hand; denn nach christlicher Glaubensüberzeugung ist der gesamte Kosmos aus Gottes Hand als Schöpfung hervorgegangen, also doch wohl auch die langgeschwänzten Komiker und Cyniker mit den menschenähnlichen Gesichtern in unseren zoologischen Gärten oder in den Urwäldern Asiens und Amerikas. Aber er wußte mit Hilfe des physikalischen Gesetzes, daß die Berührungsstelle zweier Lichtstrahlen ein dunkler Punkt sei, so illustrativ von dem Problem zu reden, das aus dem Aufeinanderwirken von menschlicher Willensfreiheit und göttlicher Allwissenheit und Allmacht für unser Denken entspringt, daß die gemein-

same Wanderung in das dunkle Land der Rätsel, die das Dasein des Menschen, sein Werden und Sein umstellen, doch durchaus sich verlohnte. Sie ergab als Resultat, was sich etwa in den alten Prophetenspruch (Micha 6, 8) fassen läßt: „Es ist dir gesagt, o Mensch, was recht ist und was Gott von dir fordert — nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig wandeln vor deinem Gott.“

Nach der gebräuchlichen altkirchlichen Dreiteilung sprach er von Jesu prophetischem, hohepriesterlichem und königlichem Amt. Der Inhalt der Lehre Jesu sei er selbst gewesen, als „der Weg, die Wahrheit, das Leben“; deshalb habe er auch nicht als Lehrer zu seinen Schülern geredet, sondern als ein Meister zu Jüngern. „Denkt an die Schüler Rafaels oder Michelangelos. Der Heiland hat die zwölf Jünger nicht um einen grünen Tisch gesetzt mit Tintefaß, Feder und Papier und ihnen Vortrag gehalten — nein, er hat mit ihnen gelebt, sie mitgenommen, unterwegs mit ihnen geredet, sie auf die Hochzeit mitgebracht oder in den Sturm mitgenommen, an das Totenbett des Mägdleins und an die Bahre des Jünglings in Nain: und so haben sie ihn kennen gelernt. Er hatte keine Schablone, bei ihm ging's nicht nach Klassen noch Heften, sondern sie haben in sein Herz schauen dürfen, wie es ihnen das Herz des Vaters offenbarte als die ewige Weisheit.“ In der Bergrede zeigt Jesus, wie er das Gesetz des alten Bundes nicht auflöst, sondern erfüllt, „wie sich eine Rosenknospe dadurch erfüllt, daß sie zur vollen Rose wird.“ Den Differenzen innerhalb der Evangelien gegenüber trieb Frommel gelegentlich Harmonisierungskünste, die sich diesseits der historisch-kritischen Linie bewegten. Es war auch hier weniger eine wissenschaftliche Position, die ihn dazu bewog, als ein



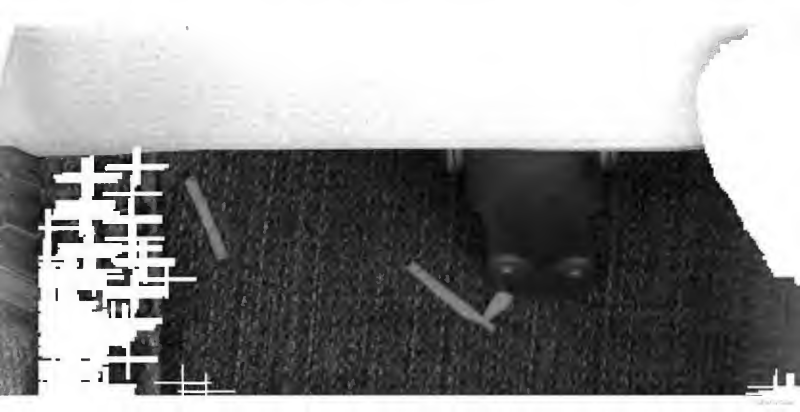
ästhetisches Behagen an dem Gedanken, hier sei eine innere Einheit, die über der künstlerischen Vielheit der Evangelien schwebe. „Alle vier Evangelien", so konnte man den Poeten sagen hören, „geben zusammen das Bild des Herrn; die Evangelisten sind wie vier Maler, deren jeder von einer anderen Seite her den Menschen porträtiert hat, der eine en face, der andere halb, der dritte ¾ Profil — aber es ist doch immer derselbe Kopf, nur von verschiedenen Seiten aufgefaßt. So reflektiert sich sein Bild in diesen vier Gemälden." Er wirft die Frage auf, die eine Doktorfrage ist: „Warum ist uns nicht ein einziges Evangelium gegeben? Wäre es nicht besser gewesen, wenn sie zusammen gesessen wären und hätten sich verständigt darüber, ob der Heiland das so oder anders gesagt habe oder ob er damals da oder dort gewesen sei, bis alles aufs feinste geklappt hätte? Nein, denn gerade in der Verschiedenartigkeit der Evangelien beruht ihre Wahrhaftigkeit — das eine ist ein Kunstwerk, das andere wäre ein Machwerk geworden, etwas Mechanisches statt des Lebendigen."

Interessant war es, wie sich Emil Frommel mit der Feuerbestattung abfand, wenn er von der Auferstehung und dem zukünftigen Leben mit seinen Konfirmanden sprach. Er war hier konziliant, sein Standpunkt war, ähnlich dem seines Münchener Freundes W. H. Riehl, ein ästhetischer: „Es ist einerlei, wie man unseren Leib im Tode behandelt, ob man ihn draußen auf dem Kirchhof zur Ruhe bringt oder ihn verbrennt. Das ist lediglich eine Geschmackssache. Wem es also angenehm ist, in dem Ofen zu Gotha zu schmoren, dem muß man das lassen. Ich bleibe bei der schönen alten Sitte und sage: wir wissen wohl, daß die edelsten Menschen verbrannt worden sind —



viele der ersten Christen, Huß u. s. w., und wie viele Märtyrer wurden von den wilden Tieren gefressen, andere sind im Meere umgekommen. Was aber von uns fortleben wird, das ist nicht dieser Leib, der verwesen und vergehen muß — so oder anders —, sondern unser geistiges Wesen, der Kern unserer Persönlichkeit, die unabhängig ist von dem Modus, wie man unseren Leib als Leichnam behandelt. *Also vom religiösen Gedanken aus ist nichts gegen die Leichenverbrennung zu sagen, und unsere Kirchenbehörden haben kein Recht, den Geistlichen zu verbieten, in solchen Fällen die Hinterbliebenen als Pfarrer zu trösten und über dem Toten zu beten.* Aber ästhetisch finde ich „Gotha" nicht. Der Mensch legt hier selbst die Hand an die Hülle seines Toten, um sie mit Gewalt zu zerstören. Wenn die Natur das in der Erde tut, gut, da können wir nichts dazu tun; aber wir wollen unsere Lieben nicht selber verbrennen. Das Weizenkorn wird in den mütterlichen Schoß der Erde eingesenkt, um dort sich umzuwandeln, ein Saatkorn, aus dem ein neuer Frühling und Herbst wächst und wird. Schließlich aber ist das die Hauptsache: was wir lieben, ist geblieben, bleibt in Ewigkeit."

Welche Macht der Volkserzähler in ihm war, gerade auch im Verkehr mit der Jugend, erlebte ich beim Kapitel vom *Gewissen* (dritter Artikel des Glaubens, von der Wirkung des heiligen Geistes). Frommel hatte schon dies und das vom Gewissen gesagt, das er den Anknüpfungspunkt Gottes im Menschen nannte. Da fiel ihm eine Geschichte ein, ein persönliches Erlebnis aus seiner rheinischen Gemeinde. Nun erst war er ganz in seinem Element, jen-



seits aller sprachlichen Erwägungen und auch der biblischen Erläuterungen! Er erzählte: Vor Jahrzehnten machte sich eine Witwe mit ihrem Jungen auf, um nach ihrem Heimatort zurückzuwandern. Unterwegs wird sie totkrank und stirbt in einer Scheune, wo ein milder Mensch sie aufgenommen. Sie hatte nichts zu eigen, außer ihrer Bibel, die sie in einem Bündelchen bei sich trug. Sterbend ruft sie ihr Kind: Junge, ich kann dir nichts mitgeben für dein Leben als diese Bibel; aber ich will dir noch eins sagen: kommt die Versuchung über dich und du merkst, daß du sie nicht überwinden kannst — dann lauf fort, so weit dich die Füße tragen, daß du es nicht mehr siehst! Sie starb; unter den Dorfarmen hat man sie begraben. Der arme Junge wandert von ihrem Grabe weg weiter. Am ersten Abend kommt er an eine Mühle und bittet um Nachtquartier. Der Müller will den ärmlichen Jungen nicht aufnehmen, „wer weiß, welch Gesindel das ist" — barfüßig, nur mit dem Bündelchen; aber die Müllerin bat ihren Mann: laß ihn doch da bleiben. Sie machte ihn satt, dann brachte ihn der Müller in die Oberstube und wies ihm eine Kammer an zum schlafen. In der Nacht wacht der Junge auf von einem Ticken über sich; er denkt zuerst, es sei ein Holzwurm oder sonst etwas. Aber wie der Mond hereinfällt, sieht er eine schwere goldene Uhr über seinem Kopfe hängen. Ach, denkt er, wenn du die Uhr hättest, da könntest du dir helfen. Aber nein, sagt er schnell, dann wärst du ein Dieb — du nimmst sie nicht. Damit schläft er wieder ein. Nach einer Stunde ist er wieder wach durch das Ticken. Ach — wenn du die Uhr verkauftest, der Müller hat gewiß noch andere Uhren, sonst hätte er die nicht hierher gehängt; niemand merkt es, nimm sie doch — er richtet sich auf im

Bette und sieht die Uhr an. Aber noch einmal überwindet er sich — nein, ein Dieb will ich nicht werden an dem Müller! Nach zwei Stunden hat ihn die Uhr abermals geweckt; er sieht sie begehrlich an: ach, wenn ich sie verkaufte, dann hätte ich zu essen und könnt' mich warm kleiden . . . Und warum hat sie auch der Müller gerade hier aufgehängt — es kann doch dein Glück sein . . . Er stand auf und nahm die Uhr herunter. Wie er sie aber in der Hand hatte, fiel ihm wie ein Blitz das Wort seiner sterbenden Mutter ein: wenn du fühlst, daß du nicht widerstehen kannst, dann lauf, so weit dich deine Füße tragen; er hing zitternd vor Erregung die Uhr wieder an den Nagel, band das Leintuch, darauf er gelegen, mit einer Schleife ans Fenster und ließ sich in der kalten Winternacht vom zweiten Stock hinunter. Seine Bibel hatte er bei sich; und nun, hast du nicht gesehen — über den gefrorenen Mühlenteich hinüber, fort, fort . . . Als am anderen Morgen der Junge nicht herunter kam, ging der Müller in die Kammer, fand das Bett leer und sah das Leintuch als Strick am Fensterkreuz. „Siehst du, was für einen Vogel wir uns eingefangen haben . . .“ Da fiel ihm die goldene Uhr ein; „die hat der Bengel natürlich mitgenommen!“ Aber sie hing ruhig da; auch sonst fehlte nichts. Der Bauer machte sich Gedanken über den Jungen, dessen Benehmen ihm rätselhaft war; endlich band er seine Hunde los und ging von einem Knecht begleitet den Spuren im Schnee nach. Mitten im Wald fand er den Ausreißer, halb erstarrt, kaum noch atmend. Sie trugen ihn nach der Mühle, rieben ihn mit Schnee und brachten ihn endlich glücklich wieder zu sich. Als er sich erholt, sagte der Bauer: nun sag einmal, warum hast du das getan? Ach, stotterte der Junge, ich hatte solche Angst,

fast wäre ich zum Diebe an euch geworden wegen der Uhr da. Und er erzählte von dem letzten Wort seiner seligen Mutter. Die Müllersleute waren bewegt, und nachdem sie sich miteinander besprochen, sagte der Mann: weißt du was, du bleibst bei uns, ich werde dir helfen. Er ließ ihm Unterricht geben und sorgte für ihn, und an seinem Einsegnungstage schenkte er ihm die goldene Uhr und sagte: weil du dich damals überwunden hast und das Andenken an deine Mutter bewahrt. Und nun höre: wir zwei sind alte Leute, unsere Kinder haben wir verloren, bleib bei uns, und wenn du dich ordentlich hältst, so kannst du dereinst der Müller werden. „Ich habe", so schloß Frommel, „diesen Müller gekannt. Die Sache war 35 Jahre her mit der Uhr; aber er hielt die alte Uhr in Ehren und hat mir ihre Geschichte selbst erzählt" — wir aber wußten nun, was es mit dem Gewissen auf sich habe; denn so simpel diese Kalendergeschichte sein mag: wie der alte Herr sie uns erzählte, brannte sie sich unauslöschlich in die Seele. Wahrsein, der inneren Stimme zum Guten folgen, den Lockungen des eigenen niederen Ich zum Trotz, das ist der Weg zum Glück. Welche Gottes Geist treibt, die sind Gottes Kinder.

Zu dem 13. Kapitel des ersten Korintherbriefes, dem Lobgesang von der Liebe, den er so gern anstimmte, fiel einmal bei der Besprechung der Stelle: „Die Liebe treibt nicht Mutwillen, sie blähet sich nicht" die Bemerkung: „Wer einen Witz reißt, Jungens, über einen, der nicht in der Lage ist, ihn zu erwidern, der fehlt gegen die Liebe; das ist unedel, jemanden vor den anderen bloßzustellen. Ich erinnere mich noch sehr wohl eines Jungen in unserem Gymnasium, der hieß Wolf; er war ein bißchen beschränkt.

Und da sagte einer der Lehrer, sonst kämen die Wölfe in Schafskleidern, hier aber käme das Schaf in Wolfskleidern — dem armen Kerl liefen die hellen Tränen herunter, er konnte sich ja nicht wehren. Das darf man doch nicht tun. Und wenn daheim Muttern einmal ihr Latein ein bißchen ausgeht und sie in der Weltgeschichte ein paar Zahlen durcheinander rührt, dann sie nicht gleich mit der Sekundanerweisheit anfahren: das ist falsch, so muß es heißen — sondern die Liebe kann auch schweigen, wo sie's besser weiß."

*   *
*

Der Abschluß des Unterrichts, die Betrachtungen über das heilige Abendmahl, brachte die feierlichsten und schönsten Stunden. Wir fühlten, daß die einzigartige Zeit des Zusammenseins mit dem verehrten Manne ihrem Ende entgegeneilte. Und Frommel wurde es ebenso schwer, sich von den ihm lieb gewordenen Gesichtern wieder loszureißen. In seiner biblischen Anschauungsweise stellte er das Abendmahl als neutestamentliches Bundesmahl dem jüdischen Passahmahl gegenüber. Der scheidende Meister, der mit seinen Jüngern über seinen Tod hinaus verbunden bleiben will, reicht ihnen in der Stiftung des Mahles ein Unterpfand seiner Gemeinschaft dar. Das Abendmahl ist das Testament seiner Liebe. Brot und Wein, die Symbole desselben, sind das edelste und einfachste; sie machen einen langen Leidensweg durch, bis sie zur belebenden Nahrung des Menschen reifen. So sind sie Natursymbole für Jesu Lebensgang; er ist das wahre Brot, der rechte Weinstock. Bei der Besprechung der Abendmahls-

lehren der verschiedenen Kirchen anerkannte er frei, daß das vielumstrittene Wörtchen „ist“ weder im aramäischen Idiom Jesu existiert noch in den ältesten griechischen Handschriften sich findet. Er selbst entschied sich, die römische Anschauung als magisch und die Zwinglische als rationalisierend ablehnend, für eine Mischung aus Calvin und Luther. Aber die Materie war schwierig; wie half er sich? „In, mit und unter“ den äußeren Zeichen die innere Gabe: wie soll das sein? Da greift er in die Tasche und fördert einen Zwanzigmarkschein ans Licht, er hält ihn einem Jungen hin: geh' und steck das Stück Papier dort in den eisernen Ofen. Der Angeredete stutzt — „na, bitte, es ist doch Papier“, ruft Frommel, „du siehst ja, daß es Papier ist!“ „Ja, aber es sind doch zwanzig Mark.“ ... „Siehst du wohl: „in, mit und unter“ diesem Papierschein würdest du 20 Mark in den Ofen gesteckt haben. So empfangen wir wirklich Brot und Wein im Abendmahl, aber zugleich das Leben unseres erhöhten Herrn, der zu uns kommt und dem wir nahen — darum sursum corda, die Herzen hinauf!“

Allein so redlich er sich bemühte um die lehrhafte Deutlichkeit des Sakraments — höher stand ihm die rechte Bereitung des Herzens, die Aufrichtigkeit und Demut der Seele. „Hätte man die Jünger am Gründonnerstag gefragt, was ihnen zu teil geworden sei, sie hätten's nicht zu sagen gewußt; sie wußten nur: es ist eine unendlich feierliche und wehmütige Stunde, schmerzlich und selig in einem — aber ob das „wird“ oder „bedeutet“ oder „ist“, ob „mit und unter“ oder anderswie: davon wußten sie nichts, davon war keine Rede an jenem Abend. Folglich ist es auch so traurig und verkehrt, über das Abendmahl sich zu streiten und herumzuzanken in den Kirchen, es ist dem Glauben

anheimgegeben. Jesus hat nicht gesagt: selig sind, die reiner Lehre sind, sondern selig, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." Um zum heiligen Abendmahl vorzubereiten, sprach Frommel noch einmal mit seinen Konfirmanden die zehn Gebote durch, in ihrem Lichte die Kinder in die Armut des Herzens hineinführend und die Bitte um Vergebung bei ihnen weckend. Dabei holte er regelmäßig ein Versäumnis nach, das keins war: er warnte seine Konfirmanden vor den Sünden gegen das sechste Gebot, das er bei der ersten Besprechung der Gebote mit Absicht überging, um ihm so im Lichte der Beichtvermahnung den tieferen Eindruck auf die jugendlichen Gemüter zu sichern. Man spürte seinen Worten, die der sonst so Frohberedte wie aus einem tiefen Schacht heraufholte, die Zartheit der Empfindung ab. „Es wird mir nicht leicht, darüber zu euch zu reden. Denn das ist der Punkt, an dem unsere Jugend wohl am meisten krankt; die Statistik beweist das besonders für unsere sogenannten gebildeten Stände ganz erschreckend. Die Kranken- und Irrenhäuser reden hiervon eine furchtbare Sprache. — Alles zweideutige, schlüpfrige und frivole Wesen, ob es nun schlechte Bücher und Bilder oder Theatervorstellungen oder Freunde sind, die euch die Seele vergiften, das meidet. Es gibt Dinge, über die soll für ein aufrichtiges und keusches Gemüt der Schleier gedeckt bleiben. Wer den Tempel Gottes verdirbt, den wird Gott verderben, und wer an seinem Leibe sündigt, der zerstört die innersten zartesten Nerven seines Lebens. Darum haltet euch rein gegen euch selbst, rein im Umgang mit anderen Jungen, rein im Umgang mit Mädchen. Diese Sünde geht verheerend durch unser Geschlecht hindurch — darum sieht man so viele dahinwelkende

jugendliche Menschen, die den Todeskeim in sich tragen, daher so viel Verzweiflung und Selbstmord: man verachtet sich, aus diesem Ekel heraus wirft man das Leben fort.“ Er verwies auf seine Mutter, die den angehenden Studenten vor dem Wein, den Weibern und den Würfeln gewarnt und erzählte, wie an einem Gymnasium Berlins die ganze Prima der Abiturienten bis auf einzelne Ausnahmen die Nacht draußen bei schlechten Mädchen zugebracht habe. „Ihr müßt beim anderen Geschlecht immer an eure Mutter denken und an die Ehrerbietung gegen sie, dann werden euch reine Gedanken erfüllen, und ihr werdet das Auge frei aufheben können vor jedermann.“

*   *
*

Über die Einsegnungsfeiern am Palmsonntag und in der Karwoche war bereits im ersten Kapitel mit einem flüchtigen Wort die Rede. Stets sorgte Frommel für herrlichen Blumenschmuck und für einen trefflichen Chorgesang, den zumeist sein Freund Theodor Krause (Kirchenchor der Nikolaikirche) stellte; wie er aber in dieser abendlichen Feierstunde zu seinen Kindern noch einmal sprach, mit ihnen sang, knieend mit ihnen und für sie betete und sie dann einsegnete: das bleibt ein Heiligtum des Herzens. Den Konfirmationsreden legte er leichtbehältliche Bibelworte zu Grunde, eine Psalmstelle, ein Wort Jesu, einen Briefvers. Die Anwendung war schlicht und innig; der ganze Akt fern von jeder dogmatischen Gewissensschraube — poesieverklärt und priesterlich. Bei der letzten Berliner Einsegnung rief er den Knaben zu: „Eure Empfindung, euer Gefühl, eure Phantasie, eure natürlichen Gaben, diese „Psyche“, wie ihr

sie kennt aus eurem Lernen, dies wogende, wallende Meer in uns, diese Verbindung mit der natürlichen und tierischen Welt, sie gilt's hinaufzuziehen in den Geist, daß der Geist die Oberhand habe, daß er euer Empfinden durchleuchte, euer Reden und euer Tun und Lassen. Meine lieben Kinder! Wie viele bleiben bloß seelische Menschen; eure Seele werde durchleuchtet! Ihr wißt, wie ich mich freue, wenn ihr für die Dinge dieser Zeit und Welt ein offenes Auge habt; für alle Herrlichkeit draußen im Vorhof der Natur, für die Schöpfungen des Geistes; kein Gebiet soll euch fremd bleiben. Ihr sollt es alles haben; „alles ist euer", aber durchleuchtet vom Geiste Gottes. Traget ein heilig Urteil in euch für das, was edel und gut und was unrecht und gemein, für das, was aus der Finsternis stammt und was aus dem Licht geboren ist!

Was dich auf Erden lieb anspricht,
Nimm erst sein Maß am Himmelslicht!
Löscht es dabei nur irgend aus,
So tu' es eilig aus dem Haus!
Wenn's aber sich am Licht bewährt
Und nur noch schöner sich verklärt —
Dann halt' es lieb, dann halt' es wert.

Freude, liebe Kinder, wie gönne ich sie euch von Herzen, und wie habe ich's euch so oft gesagt, daß ich euch bedaure, daß ihr eigentlich so wenig fröhliche Menschen seid. Wie anders, wenn ich an meine Jugend zurückdenke, wie sonnig diese jungen Jahre gewesen! Ich sehe so viele Kinder und Jünglinge hingehen, ach so greisenhaft und gedrückt oder gar schon verbittert, und was wünschte ich euch mehr, als daß ihr ein fröhliches, jugendliches Herz in der Brust durchtrüget durch diese Zeit und Welt! Jede Freude

aber, die euch nicht für den folgenden Tag und seine Aufgabe stärkt, die euch nicht gürtet für die Arbeit, hat euch geschadet. Auch jeder Umgang, der euch nicht weiter bringt, bringt euch zurück. Prüft den Gesellen, der mit euch wandert, ob's einer ist, der euch ein Engel wird, der euch ins Heiligtum führt, oder ein Teufel, der euch in den Abgrund reißt! Das lege ich euch auf euer Herz und auf euer Gewissen! Ist aber die Seele mit ihren Kräften durchleuchtet und geheiligt, in Harmonie mit dem heiligen Geiste, dann wird jeder Tag, was er euch auch bringen mag, ein Tag Gottes; golden wird er heraufsteigen aus der Tiefe der Tage Gottes, ihr werdet schöpfen mit goldenem Eimer und ihr werdet es erfahren: „Wie der Tag, soll auch deine Kraft sein."

Den Mädchen gab er die goldene Lebensregel mit: „Das Kind, das beten kann unter euch, das des Morgens seine Seele eintaucht in diesen Jungbrunn göttlichen Lebens, hat Kraft für den ganzen Tag. Darum wie Daniel sein Fenster offen hatte und hinausschaute nach Jerusalem dreimal des Tages und die Heimatluft einsog in sein Herz, so müßt auch ihr tun. Dann werdet ihr es da unten aushalten können und den Adel eurer Seele bewahren, von dem es in dem alten Liede heißt:

Hochgebor'ne, Auserkor'ne,
Stand'sgemäß man leben muß!
Wenn ihr Christi Braut wollt werden,
Werft den Kindern dieser Erden
Ihren eitlen Tand zu Fuß!

Da steht man über den Dingen und ist ein Pilger in dieser Zeit, hat das Auge offen für alles Köstliche und Schöne, nimmt den Strauß, weil er am Wege blüht, und

steckt ihn an die Brust, aber man hält sich nicht auf, man will weiter. Kinder, laßt euch füllen mit der Liebe! In unserer Zeit meinen die Leute, es komme nur auf vieles Wissen an, und man pfropft die Kinder von früh auf mit Wissen voll, und bleibt doch oftmals das Herz so leer dabei; und je voller der Kopf, desto öder wird oft das Herz. Ach, glaubt es eurem alten Seelsorger: was euch in der Welt allein ein wahres Andenken sichern kann, das ist nicht das Wissen, nicht was der Mensch geleistet hat auf irgend einem Gebiet, sondern was er g e w e s e n ist in seinem Innersten. Und ihr zumal, ihr lieben jungen Mädchen, glaubt's nur: ein Tröpflein Liebe ist mehr wert als ein ganzes Meer voll Wissen; was euch glücklich macht jetzt, und wenn ihr dann später euer eigen Haus gründet, das ist nicht das und jenes, sondern das ist die selbstverleugnende Liebe, die sich hingeben kann und nicht an sich denkt."

X.

Auf der Kanzel und am Altar.

„In großen Orgeln finden sich jene beiden Register: die **vox humana** und **voix céleste** — Menschenstimme und Himmelsstimme. Beide Stimmen müssen in einem Zeugen und Prediger des Wortes klingen. Es gilt doch den Menschen menschlich nahe zu kommen, um dann auch ihr Ohr für die Himmelsstimme zu öffnen.“ Mit diesem Wort seiner Berliner Abschiedspredigt hat Emil Frommel sein Wesen als Prediger charakterisiert. Das ganze Füllhorn seiner Geistesgaben, sagte sein Feldpropst von ihm, ist in seinen Predigten vor uns ausgeschüttet: seine gemütvolle Art, sein aufgeschlossener Blick für alles Große und Schöne, sein feiner Humor, seine reiche Phantasie. Er war ein Redner von Gottes Gnaden, der nicht mühevoll, wie aus dem Ziehbrunnen, das Wasser des Lebens aus der Tiefe hob, sondern es strömte ihm zu, wie ein lebender Quell. Er hat so viel geredet und gepredigt, wie kaum ein anderer unter den Geistlichen der Gegenwart, und doch hat er sich nicht ausgepredigt. Was in seinen Predigten wirkte, war wie in allem der Zauber seiner Persönlichkeit; nicht so sehr, was er sagte, sondern wie er's sagte; er verstand es wie kein anderer, das Evangelium seinen Hörern in ihrer

Denkweise und Sprache nahe zu bringen. Er durfte alles und — allen sagen; denn seine Art hatte, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben, nie etwas Verletzendes; sein künstlerisches, ihm angeborenes Maßhalten bewahrte ihn vor Taktlosigkeit in oft recht schwierigen Lagen; wir haben oft an ihm bewundert nicht so sehr das, was er gesagt, sondern ebenso das, was er nicht gesagt hat. Dabei berührte die Abwesenheit jedes falschen Pathos, jedes Kanzeltons wohltuend. Nimmt man dazu seine bilderreiche, glänzende Diktion, sein staunenswertes Gedächtnis, das ihn des Memorierens fast ganz überhob, die volkstümliche Art seiner Rede, mit der er Geschichten und Geschichtchen lebensvoll, oft packend und tief beweglich, wohl auch mit köstlichem Humor, so daß man versucht war zu lächeln, in seine Predigten zu verflechten wußte: so ist es kein Wunder, daß die Garnisonkirche, obwohl die größte Kirche Berlins, die Menge der Zuhörer oft nicht fassen konnte.

Wir werden uns von der Berliner Kanzeltätigkeit dieses Predigers den lebhaftesten Eindruck verschaffen, wenn wir ihn durch das Kirchenjahr hindurch begleiten, an der Hand nicht sowohl seiner gedruckten Predigten, als derer, die er seiner Berliner Gemeinde in den Jahren 1887 bis 1896 gehalten hat, wie sie in meinem Stenogramm ungedruckt vor mir liegen.

Adventszeit und Weihnacht. Er geht vom Evangelium des Einzuges Jesu in Jerusalem aus (I. Adv.) und disponiert: Dein König kommt: ohne Land und ohne Thron; ohne Szepter, ohne Kron; ohne Purpur, ohne Pracht — doch ein König aller Macht! Oder er deutet die Stimmen aller vier Advente, sie wollen sagen: Der Herr ist gekommen — danke ihm; er kommt wieder — fürchte dich nicht; er kommt

täglich — stoße dich nicht an seiner Niedrigkeit; er kommt zu Weihnacht — empfange ihn mit Freuden! Gern sprach er auch über die kriegerische Epistel des ersten Advent (Römerbrief 13, 11—14), die er seinen Soldaten dahin ausdeutete: Pauli Morgenreveille ertöne — die Nacht ist am Vergehen, der Tag will herbeikommen; und er gebe die Tagesparole aus — leget an die Waffen des Lichts! Als freien Text bot er in seiner letzten Adventszeit, die er auf Erden erlebt, Römer 8, 31—39, um von der Macht der Weihnacht zu reden: ein Trutzlied gegen alle Feinde und ein ewiger Dankpsalm. „Du sorgst dich um das Kommende? Maria hat nicht gesorgt in ihrem Stall von Bethlehem: der ihr das Kindlein in den Schoß gelegt und ihm den Engelchor bestellt, der hat Mittel und Wege, auch seine Maria zu versorgen. Da müssen die Männer aus dem Morgenlande kommen und ihr das Reisegeld bringen nach Ägyptenland. Wunderbar hat er sein Kind geführt bis zum Ende —: wie sollte er dir mit ihm nicht alles schenken?“ Ganz auf der Höhe der Weihnachtsfreude sah ihn jedoch allemal der vierte Advent, wir wissen es: sein Ordinationssonntag. Jedes Jahr bat er sich von den Amtsbrüdern diesen „toten“ Sonntag aus, den ihm jeder gern überließ, und stets predigte er über die Epistel, Philipper 4, 4—7. Die letzte Predigt über diesen seinen Lieblingstext (1895) schloß er mit den persönlichen Worten: „Ihr wißt, warum ich diesen vierten Advent mir nicht nehmen lasse. Es ist ein Sonntag, an dem sonst die Leute nicht in die Kirche kommen, weil sie so viel zu tun haben für das Fest, auf daß es um den Weihnachtsabend licht sei bei ihnen im Hause. Aber ihr wißt, die ihr mich nun kennt diese 25 Jahre, wie ich vor 45 Jahren an diesem Sonntag eingesegnet

worden bin zu meinem heiligen Amte. Über ein Menschenalter hin hat mich Gott getragen und ertragen. Ob ich erfüllt, was man mir damals wünschte, das weiß mein Gott allein. Aber das will ich jedem heute sagen: gereut hat's mich niemals, in seine Hand eingeschlagen zu haben und sein Bannerträger geworden zu sein von der kleinen Dorfkirche bis zum Kaiserschlosse hier! Seine Freude, seine Liebe und seinen Frieden habe ich den Menschen ins Herz legen wollen als das beste, was ein Mensch dem Menschen geben kann, aus der Ewigkeit reden für die Zeit, um zur Ewigkeit zu rufen. Das ist eine selige Aufgabe, die einen freut auch angesichts des Todes. So hat mich mein Gott auch gehalten in den schweren Tagen der Krankheit, die nahe zum Tode führte; ich weiß es: eine Freude gibt es, die auch im Tode nicht stirbt, einen Frieden, der der beste Anker ist auch in Todesfluten und eine linde Liebe, die aus euren Herzen heraus mich umrauscht und ich konnte aus meinem Herzen heraus euch nur grüßen. — Maria und Joseph rüsten sich zur Wanderschaft, und die Engel stimmen ihre Harfen." Er disponiert: der vierte Advent läutet die Weihnachtsglocke: der Herr ist nahe; darum freuet euch allewege, seid lind gegen jedermann, sorget nicht, sondern betet, feiert im Frieden! Mit Wärme gedenkt er der jungen Soldaten im ersten Jahre: „Euch Kameraden, die ihr zum ersten Mal fern von den Euren feiert, wird's wunderbar zu Mute sein ohne den heimatlichen Glockenklang und ohne die Heimatlieder. Aber Weihnacht läßt sich überall feiern, auch ins vereinsamte Herz zieht die stille selige Freude ein, wenn es seine Heimat am Herzen Gottes gefunden. Weihnacht wurde zunächst auf Bethlehems Flur gefeiert, nicht im Tempel und nicht in einem Hause, sondern unter dem

weiten Himmelsgewölbe. So feire du auch in deiner Kaserne oder in stiller Mitternacht auf Posten — höre die Weihnachtsglocken läuten und laß den Heimatston aus der Ewigkeit an dein Herz dringen: Siehe, ich verkündige dir große Freude!“ Von der „Lindigkeit“ sagt er: „Unsere natürliche Herbigkeit weiche der Lindigkeit. Das ist mehr als die Rührseligkeit in manchen Familien am heiligen Abend, wo man in den Abgrund, der klafft, etliche Blumen hinunter wirft, die ihn nicht füllen, und eine Spinnewebenbrücke darüber zieht. Berlin ist eine wohltätige Stadt, aber unser Geben muß noch viel persönlicher werden. Die Liebe legt die Seele in die Gabe.“ „Häng deine Sorgen an den Christbaum und laß sie dir vergolden. Nimm die Steine, die dir das Leben zwischen die Füße wirft, und leg dich fröhlich darauf schlafen, wie Jakob tat — und du wirst den Himmel offen sehen und Gottes Engel auf- und niedersteigen.“ Die Stelle vom Frieden Gottes, höher als alle Vernunft, deutet er: „Es gibt einen Frieden, der ist wie das Gewand jener homerischen Fürstin Penelope, das sie am Tage wob und in der Nacht selber wieder auftrennte. Der Friede der Weihnacht ist über alle Vernunft. Köstlich ist die Vernunft, die die Höhen und Tiefen ergründet. Aber eines gibt es, das noch über sie hinausgeht: das ist der Strom des Friedens, der aus Gottes Herzen rauscht. Die Wasserlilie wird wohl bewegt von Wind und Wogen, aber mit ihrer Wurzel ruht sie still im Meeresgrunde.“

Das Weihnachtsfest löste bei Frommel eine Fülle sinniger Gedanken und Bilder aus. Er predigt von der dreifachen Festfeier: dem Gloria der himmlischen Heerscharen, dem Hallelujah der Hirten, dem stillen Amen der

Maria; oder er betrachtet den Engel auf Bethlehems Flur als den Weihnachtsprediger und spricht von seiner Kanzel, von seiner Zuhörerschaft, von der Feststunde und der Festpredigt. Im Jahre 1891 schrieb er mir nach Basel, unmittelbar nach Weihnachten: „Mein Geliebter, diesmal hab ich ein bischen sozial gepredigt für meine Soldaten, an die ich hier gebunden bin — Weihnachten schlägt die Brücke — vom Himmel zur Erde, von Mensch zu Mensch und Volk zu Volk, von der Zeit zur Ewigkeit. Verstanden?“ Einer Weihnachtspredigt legte er den Prolog des Johannisevangeliums zu grunde und zergliederte den Vers:

Ich lag in tiefer Todesnacht,
Du wurdest meine Sonne,
Die Sonne, die mir zugebracht
Licht, Leben, Freud' und Wonne.
O Sonne, die das werte Licht
Des Glaubens in mir zugericht't —
Wie schön sind deine Strahlen!

um die Weihnachtsbeichte, das Bekenntnis, die Weihnachtsfreude und den Dank des Festes zu entwickeln. Schön ist der Eingang: „Unser Volk weiß in seinen Sagen und Mären von Felsen und Steinklüften zu sagen, darin verborgene Schätze, Kristall und Edelgestein, Gold und Perlen ruhen. Aber niemand findet den Eingang, der nicht die blaue Blume findet, die in der Verborgenheit wächst. Und wenn der Wanderer alles gesehen und zu sich genommen, was er fassen kann, dann tönt ihm die Geisterstimme entgegen: Vergiß das Beste nicht! Die meisten suchen dann noch mehr des leuchtenden Goldes zu fassen, meinend, das

sei das Beste; läßt der Gast aber die blaue Blume liegen, so schließt sich hinter ihm der Berg, das Gold wandelt sich in wertlos Gestein und nimmer findet er den Eingang wieder.“ Unsere Feste führen uns in solche Berge mit Schätzen; der Glaube ist die blaue Blume. In einer anderen Weihnachtspredigt heißt es: „Augustus schätzt die Menschen ein, der Größere dient dem Kleineren — dreihundert Jahre nachher und des bethlehemitischen Kindleins Zeichen steht auf des Augustus römischem Kapitol als Siegesbanner. Darum stoße dich nie am Göttlichen, auch wenn du es auf Heu und Stroh und in schlichten Windeln findest, und vergaffe dich nicht in die glänzende Schale, womit armselige Weisheit heutzutage Geschäfte macht. Die andächtigen Zuhörer der Weihnachtspredigt rekrutieren sich nicht aus den besseren Ständen noch aus der Gesellschaft, auch nicht aus der Gelehrtenrepublik der Pharisäer und Schriftgelehrten. Ein obskures Publikum in der Menschen Augen — eine heilige Gemeinde sehnsüchtiger schlichter Menschen in Gottes und aller Engel Augen. Selbstgerechte Pharisäer und spitzfindige Schriftgelehrte und heillose Sadduzäer haben je und je die Weihnacht verschlafen und keinen offenen Himmel geschaut noch einen Engelchor gehört.“ — Der zweite Festtag, der im Kalender „Stephanus“ heißt, wird dem ersten christlichen Märtyrer gewidmet; Stephanus, der erste Blutzeuge, ein Nachbild seines Meisters: denn das Weihnachtslicht durchleuchtet sein Leben und sein Sterben. „Was hilft es, vom Licht des Christbaums flüchtig angeleuchtet zu sein und in alten lieben Erinnerungen zu kramen, wenn nicht das Licht der Weihnacht in deine Seele hineinleuchtet und dich zu einer wahren

‚Durchlaucht' macht?" Die bescheidene Stellung des Stephanus als Diakon in Jerusalem entlockt ihm die Bemerkung: „Wie jener Kapitän Englands, in sternloser Nacht mit seinem Schiff ratlos herumirrend, mit seinem Vermögen aus Dank für den Mondenstrahl, der ihm für einen Augenblick die rettende Küste zeigte, einen Leuchtturm bauen ließ, so sind die Christen kein elektrisch Licht in der Welt, aber Leuchttürme für die Schiffbrüchigen auf dem Meer des Lebens. Es gilt die Menschen herauszulieben aus dieser Endlichkeit an das Vaterherz der ewigen Liebe."

Der Epiphaniastag (6. Januar) war kirchlich für unseren Süddeutschen ein wehmütiger Tag: er konnte sich nicht darein finden, daß er in der Liste der kirchlichen Festtage gestrichen worden — „war ein Tag es wert, nicht unter das Scharfrichterbeil der Abschaffung der Feiertage zu fallen, so war's dieser! Es ließe sich viel darüber sagen — aber es gehört mit zu alledem, was unser heutiges Geschlecht zu einem nüchternen, seufzenden, seine Ketten schüttelnden macht", sagte er unwillig. Desto freudiger begrüßte er jedes Jahr die Einladung des Berliner Elisabethkrankenhauses, in der traulichen Kapelle am Abend des Epiphaniastages zu predigen. Vor mir liegt die Predigt von 1892. Die alte Festgeschichte, Matth. 2, ist aufgeschlagen; Frommel zieht die Gedanken heraus: du hörst von einem Stern — folgst du ihm? bist du selbst solch ein Stern? du hörst von den Weisen, die zur Krippe kommen — bist du einer von ihnen? Du hörst das Weinen über die erschlagenen Kinder — wie reimst du das mit der Liebe Gottes? Du schaust das Jesuskind auf der Flucht, endend mit dem armseligen Nazareth — wie reimst du das mit den großen Gedanken Gottes? Der zweite Sonntag nach Epiphanias

brachte mit dem Evangelium von der Hochzeit in Kana gewöhnlich eine Schwalbenpredigt über das Haus. Im Jahre 1895 fragt er: worin liegt die Offenbarung der Herrlichkeit Jesu auf der Hochzeit? und antwortet: in der liebevollen Annahme der Einladung, in der hoheitlichen Abwehr jedes Eingriffs, in der hilfsbereiten Macht, die der Verlegenheit steuert, in dem königlichen Tun, womit er noch heute das Niedere ins Höhere verklärt. Der Gegensatz zum Täufer wird scharf herausgearbeitet: kein Klosterleben noch Sauersehen, sondern mitten hinein ins volle Leben! Dann heißt es prinzipiell: „Jesus hat die Hochzeitleute nicht getraut, aber er war als Gast bei ihnen. So ist es recht. Den Ehebund schließt nicht Gott, sondern die Menschen schließen ihn. Aber Gott will ihn segnen." Den Menschenkenner zeigt die Notiz: „Bei der Hochzeit in Kana fehlte kein Jünger Jesu, als er den Wein gab; wie er jedoch am Kreuze verschmachtend hing, da haben sie ihn alle verlassen." Mose wandelt als sein erstes Wunder Wasser in Blut — der neue Bund gibt den Wein an Stelle des Wassers; Elia verschließt den Himmel, daß er kein Wasser spendet — Jesus gibt die Labung und er bringt die Fülle. Anmutig ist der Schluß: „Zum Ordensfest drüben im Schloß, das jetzt gefeiert wird, kommt mancher sein ganzes Leben nicht; Gott will dein Herz und Leben schmücken mit bleibendem Schmuck, den du nicht wieder abgeben mußt, mit Krone und Stern des wahren inneren Adels."

Den Sonntag Septuagesimae mit seinem Gleichnis von den Arbeitern im Weinberge faßt er als einen Ruf an die Müßiggänger: kommt in den Weinberg, und an die Arbeiter: bringt euch nicht um den Lohn! Im Eingang sagt er: In der Stadtkirche zu Wittenberg ist ein Bild, das

die Illustration zu diesem Gleichnis darstellt, von Lucas Cranachs Meisterhand gemalt. Melanchthon im Weinberg aus einem Brunnen Wasser schöpfend, mit dem die Arbeiter die Weinstöcke pflegen sollen, Luther mit der Hacke den Boden rodend; Bugenhagen, der Mann der Kirchenverfassung, Pfähle einschlagend; Cruciger die Mauern um den Weinberg bauend. Die aber, welche draußen stehen, müßig zuschauend, laden sie ein, herein zu kommen. Geschickt ist seine Einleitung zur Predigt über die Epistel, 1. Corinther 9, 24—27: „Noch ist Deutschland, namentlich der Norden, durchbebt von dem Schicksal des deutschen Schiffes, das vor wenigen Tagen die Anker gelichtet, um nach der neuen Welt zu fahren, und dann plötzlich auf offener See in die Tiefe sank, von dem anderen Schiffe angerannt und durchbohrt. Wenige, die sich gerettet, Hunderte, die in der Tiefe liegen — sie haben ihre Heimat nicht wieder gesehen noch das erhoffte Land. An derselben Stelle versank vor etwa zehn Jahren ein anderes Schiff, das Jahre lang in Westindien gewesen war, nun kam es mit vollen Segeln und reich an Ladung nach Hause; die Leute an der englischen Küste begrüßten schon die Mannschaft — da war es in Nacht gehüllt, furchtbar tobte der Sturm, die Segel, die nicht mehr eingezogen werden konnten, senkten sich, das Schiff legte sich auf die Seite und versank in der Meerestiefe — — unendlich viel wehmütiger als jenes Unglück ist doch dieser Untergang." So wandelt sich ihm das Tagesereignis zum Gleichnis einer geistigen Wahrheit, und er predigt von dem Wettlauf um die Krone des ewigen Lebens, den er eine freie, eine ernste und eine selige Sache nennt. „Nichts Freieres", ruft er, „als das Evangelium. Kein Mensch muß; am Strick wird

niemand hereingeführt. Die Arbeiter werden gedingt, aber nicht kommandiert in den Weinberg. Ob sie gehen wollen, das liegt völlig bei ihnen. Jeder Zwang in religiösen Dingen ist verwerflich." — Erst wenn man etwas besitzt, brechen die Diebe ein und wollens holen. Zu armseligen Leuten gehen sie nicht, aber die Geldschränke der Reichen bohren sie an; die Piraten jagen nicht den Fischerbooten nach, aber den reichen Kauffahrteischiffen. „Jeden Morgen beginnt der Kampf von neuem; Gideon hat die Überzähligen, die er nicht brauchen konnte, nach Hause geschickt und nur die Freien und Marschfähigen behalten. Christen sind wie der Mond: nehmen sie nicht zu, so nehmen sie ab." Ein Genrebildchen aus Berlin W. flicht er ein: „Wenn ich manchmal sehe, wie die Leute beim schlimmsten Wetter stundenlang hier vor dem Opernhause stehen, nur um sich für den einen Abend und seinen flüchtigen Genuß den Eintritt zu sichern — sie entbehren und nehmen das Ungewohnte willig auf sich: kann man das tun um des Vergänglichen willen, wieviel mehr sollten wir ringen nach dem Unvergänglichen!" Gelegentlich dieses Textes erzählte er wohl auch von dem Ende einer französischen Schauspielerin: „In Paris liegt auf dem Kirchhof der berühmten Leute eine Schauspielerin; sie war eine Jüdin; als sie einmal auf der Straße sang, wurden Vorübergehende auf ihre schöne Stimme aufmerksam und ließen sie ausbilden. Viel Glanz, Blumen und Verehrer umgaben sie, alles war ihr; da wurde sie krank. Das Fieber zehrte an ihr, die schönen Augen wurden matt, an ihrem Bett war keiner ihrer vielen Anbeter zu sehen, nur ein Rabbiner saß da und murmelte die Totengebete. Da richtete sie sich noch einmal auf und rief: „Bringt mir alle meine Kleinodien!" und als man sie ihr



auf die Bettdecke ausgeschüttet, sagte sie verzweifelnd: „O und das alles muß ich da lassen!“ So starb sie. Das ist ein armes Leben — gerannt und gelaufen genug, um sechs Bretter und ein Leichentuch . . .!“

Im Jahre 1890 las alle Welt Henry Drummonds Rede „Das Beste in der Welt.“ Frommel als Zeitprediger machte sich diese Stimmung zu Nutze und begann am Estomihisonntag: „Das Beste in der Welt — das ist der Titel eines Büchleins, das wie kaum ein anderes in unseren Tagen einen wahren Triumphgang durch die Welt gemacht. In abertausend Exemplaren ist es in wenig Wochen von Haus zu Haus und von einer Nation zur anderen gewandert — hat es doch eine Sprache gesprochen, die alle verstehen. Nicht von einem Theologen ist es geschrieben, nicht von einem Philosophen oder Dichter, sondern von einem Naturforscher, der die Höhen und Tiefen der Natur durchwandert, der in Entbehrung und Hingebung jahrelang im dunklen Erdteil gelebt hat, um den Spuren des Freundes, des unvergeßlichen Livingstone, nachzuforschen. Und was hat er gefunden auf all seinen Forscherwegen, als den köstlichsten Edelstein in den Bergesgründen, als die schönste Blume auf allen Auen, als den leuchtendsten Stern an jedem Firmament? Es ist die Liebe, sie ist ihm als das Beste in der Welt erschienen.“ Er gliedert dann: Die Liebe ist das Beste in der Welt, das Schwerste im Gang durch die Welt, das Seligste über der Welt, im Himmel! — Unser Leben ist wie Eisenbahnfahren, wo die Leute zu einem ins Coupé steigen, ein paar Stationen mit uns fahren und sich dann wieder aus den Augen verlieren; wer darum sagt, man müsse ihn erst lange kennen lernen, er habe so eine rauhe Schale, aber darunter stecke

ein vortreffliches warmes Herz, der kommt in unserer raschen Zeit zu kurz. „Die Liebe hat starke Schwingen. Wie freundlich sind wir, wenn ein Vorgesetzter kommt, von dem wir abhängen, oder der uns nützen kann, auch wenn er uns im Schlaf stört, aber wie erbost, wenn's ein armer Kerl ist, der uns anbetteln will — ist das nun Menschenliebe? Du jagst deine Dienstboten fort, weil du den täglichen kleinen Ärger nicht ertragen magst: wohin jagst du sie?"

Den Sonntag Reminiscere benutzte er im Jahre 1890 zu einer energischen Zeitpredigt. Die Wahlen zum Reichstag hatten einen erschreckenden Fortschritt der sozialdemokratischen Partei ans Licht gebracht. Frommel, der sonst keine Politik auf der Kanzel trieb, holte zu einem Schlage aus. Mit Hilfe von Matth. 9, 35—38 predigte er über: Jesu Urteil über sein Volk und seine Zeit, und sprach von dem tiefen Erbarmen, das aus seinen Worten spricht, von der zuversichtlichen Hoffnung, die sie durchziehen, von der ernsten Mahnung, mit der sie schließen. Ergreifend ist der Eingang der Predigt, der das Aktuelle an ihr rechtfertigt: „. . . Heute in acht Tagen gilt es unserem deutschen Volke: Reminiscere, gedenke! Da kämpfte unser alter Heldenkaiser seinen letzten Kampf. An seinen Namen knüpft sich der Glanz unseres Volkes, daß wir sagen mußten: Vaterland, ich muß versinken hier in deiner Herrlichkeit! — Und nun 20 Jahre später: was haben wir erlebt! Unser Volk ist vor die *Wahlurne* getreten. Man mag sonst denken, wie man will, aber so blind kann niemand sein, daß er nicht sieht, wie sich durch unser Volk hindurch ein dunkler trüber Strom zieht. Nicht die Stimmen, aber die Stimmung, nicht die Zahlen aber die Geister, die hinter ihnen stehen, sind



es, die jedes deutsche Herz erbeben machen. Meine Freunde, Gottes Haus ist nicht dazu da, um zu politisieren, auch diese Kanzel soll nicht durch Politik entweiht werden." Aber die Zeichen der Zeit will er deuten. „Hat der Prophet nicht diejenigen stumme Hunde genannt, die ihr Volk nicht mahnten? — Zum Ernst aufzurufen und uns die Augen zu schärfen, dazu sind wir hier." Zahlen beweisen, so sage man; was sie jedoch am wenigsten beweisen, sei Interesse und Liebe. „Als Priester und Levit an jenem unglücklichen Wanderer vorbeikamen, da sahen sie den Halbtoten wohl am Wege liegen — aber sie gingen vorüber. Gewiß werden sie sofort nach Jerusalem berichtet haben, wie gefährlich jener Weg sei, und die Zahl der dort Verunglückten kam in die statistische Tabelle der Verwaltungsbehörde. Damit war aber nichts getan. Der Samariter allein ist der wahre Volksfreund!" Scharf geht er mit der Kirche ins Gericht: „Die Kirche hat viel gefehlt! Wie anders war's in den Tagen der Reformation, wo Gottes Wort jugendfroh ins Volk gedrungen, und welch ein Frühling kam über alle Herzen! Nun ist die Kirche herabgesunken zu einer Staatsanstalt mit Beamten, die Fühlung mit dem Volk hat sie eingebüßt. *Die Kirche ist — etwa nicht mit Recht?! — in den Augen der Leute ein Baum, aus dessen Zweigen die Ruten geschnitten werden, um sie damit zu peitschen, nicht aber ein Labeort, in dessen Schatten man sich dankbar lagert.* Wie viele können denn mit unserem Volk so reden, daß es sie versteht? Wie ist die Bildung unserer Geistlichen dem Volksbewußtsein entfremdet! — Ist's ein Wunder, daß die Religionsstunde schon den Kindern als die langweiligste erscheint — der Spott und die Gleichgiltigkeit

des Lehrerstandes, womit vielfach über die religiösen Stoffe gesprochen wird, wie schaden sie damit den Kindern! Nun folgt eben der Windsaat die Sturmernte!“ Man sage mit Recht, viele Predigten seien nicht geistvoll und anregend genug, aber statt zu schelten, solle der Adel seinen Söhnen nicht wehren, sich dem geistlichen Stande zu widmen, „um durch ihre Stellung und den weiten Horizont Fühlung zu haben nach oben und nach unten, — als ob es eine Schande wäre, wenn jemand vom Adel den Talar trägt!“

In anderen Jahren hielt sich Frommel gern an das Evangelium des Sonntags, Matth. 15, 21—28 und entwickelte an der Geschichte des kananäischen Weibes, wie der Glaube, durch den der Mensch alles in der Welt überwinden kann, ein Held sei: geboren unter dem Kreuz, erzogen und gekrönt von ihm. Der Eingang preist die Mutterliebe: „Vor vielen Jahren trug einst in einem Gebirge Norwegens von der grünen Trift hinweg ein riesiger Lämmergeier ein schlafend Kindlein in seinen Horst. Entsetzt stand die Menge da, das Kind verloren gebend. Da macht sich ein kühner Matrose auf, das Kind zu retten. Er klimmt von Stein zu Stein, von Wurzel zu Wurzel. Aber er gleitet aus und stürzt in den Abgrund. Ein Jäger versucht nach ihm den gefährlichen Aufstieg, kehrt jedoch bald wieder um, da er die Aussichtslosigkeit des Beginnens erkennt. Plötzlich drängt sich ein Weib vor; mühselig klettert sie von einem Vorsprung zum anderen, bis sie nach tausend Ängsten ihr Kindlein im Arm hat und mit ihm zur Erde zurückkehrt. Was keine fremde Kraft und Geschicklichkeit vermochte, der Mutterliebe gelang es.“ Wir wissen nicht, sagt der Prediger, wie diese Frau Kunde von der Wunderkraft des Nazareners erhalten und setzt hinzu: „Manchmal trägt

der Wind den Blütenstaub weit über das Meer auf eine ferne Insel, und man trifft dort eine traute heimatliche Blume, ohne zu wissen, wie sie dorthin gekommen. So weht der Geist, wo er will." Der Sonntag Lätare, der von der Freude spricht inmitten der Passion, gibt ihm den Gedanken an die Hand (2. Cor. 6, 4—8): Das Wiedererwachen der Natur aus dem Todesschlaf des Winters feierten unsere alten Deutschen in dem Frühlingsfest; die Kirche hat daran angeknüpft: aus der Trauer wird die Freude geboren. Paulus schlingt die Gegensätze zusammen und löst das Rätsel unseres Lebens: Der Christen Lebensgang ein Passionsgang Ostern entgegen! „Als die Unbekannten und doch bekannt: der Meister war der große Unbekannte, die Weltgeschichte nahm von dem Zimmermann aus Nazareth keine Notiz, selbst in seinem Volke war er unbekannt, und wer hat ihm von seinen eigenen Jüngern ins Herz gesehen? Und du willst anerkannt und verstanden sein in deinem Besten? Der unbekannte schiffbrüchige Teppichmacher in Rom, der sich auf den Kaiser berufen, hebt das Prätorium aus den Fugen, und auf dem Kapitol glänzt das Kreuz. Tausende segnen den Unbekannten, der ihnen ein Freund geworden. Sagt Gott zu dir: Ich kenne dich, so wiegt das alles Verkanntwerden auf Erden auf." Gern predigte er an diesem Sonntag auch über die Epistel, Römerbrief 5, 1—5: Die Freude mitten im Leid, im Leben Jesu und in unserem eigenen Leben. Vom Segen des Leides gebrauchte er das Bild: Im nordamerikanischen Freiheitskriege fielen Indianer über eine deutsche Kolonistenpflanzung her. Das einzige Kind dieser Leute von sechs Jahren aber ergriff ein Indianer, der Jahre lang bei ihnen gewesen, und lief mit ihm davon. Die Eltern ihm nach; als er das merkte, lief er weiter bis auf

einen Berg hinauf. Dort hielt er still, ließ die Eltern herankommen und gab ihnen das Kind zurück. Sie wollten ihm Vorwürfe machen, er aber zeigte ihnen in der Ferne ihr brennendes Haus, das die Indianer zerstört und sagte: hätte ich's euch bloß gesagt, daß man euch verderben will, so hättet ihr's nicht geglaubt und wäret umgekommen. Damit ihr gerettet würdet, habe ich euer Kind genommen, euer Liebstes — nun wußte ich, daß ihr mir folgen würdet. So tut Gott auch. An Lätare bespricht er auch das Abendmahl: als Gedächtnismahl, als Gnadenmahl, als heiliges Mahl und Pilgermahl. Er fragt nach den Gründen, warum das Abendmahl den Zeitgenossen fremd geworden, und urteilt: „Die Hauptschuld trägt die Kirche; sie hat das Abendmahl dadurch entweiht, daß sie Leute zwingt, zum Abendmahl zu gehen, die gar kein Verständnis dafür haben, und sie hat diese Feier des Friedens und der Liebe mit Schauern umgeben, von denen der Stifter nichts wußte, so daß es vielen mehr ein Gang zum Gericht, denn ein seliger Gang geworden ist. So gilt es, alles beiseit zu lassen was die Menschen dazu getan haben, und die stille Größe der schlichten Gedanken Jesu zu erfassen."

Eine Predigt am Sonntage Judica wirft die Frage auf: wie wird ein Mensch seine Schuld los gegen die erkannte Wahrheit? und beantwortet sie aus der Passionsgeschichte: nicht mit Pilati Wasser, noch mit dem fromm angelegten Blutgeld der Kirchenbehörde in Jerusalem, nicht mit dem Strick des Judas, selbst nicht durch die Tränen des Petrus — sondern durch den Blick und das Blut Jesu Christi! Eine andere kommentiert den 43. Psalm mit der dramatischen Anlage: Das Schweigen Jesu vor seinen Richtern — unter den Schmähungen der Feinde ein Appell an

Gottes Gericht; in der Finsternis leiblicher Leiden eine Bitte um Hilfe aus den Wohnungen Gottes; bei den Anfechtungen der Seele ein tröstlicher Zuspruch: Harre auf Gott. — Aus der Passionszeit ist mir eine ergreifende Predigt im Gedächtnis über Pilatus; Frommel erinnert an Belsazars Mene tekel und charakterisiert den Prokurator nach seinen drei Fragen; der stumpfe Wille fragt: was ist Wahrheit? Die innere Haltlosigkeit: welchen wollt ihr — Barrabas oder Jesus? Das blutende Gewissen: was soll ich denn mit Jesus machen? Jesus sei in seiner Passion wie der Sandelbaum im Morgenlande, der noch die Axt, die ihn zu Tode trifft, mit Balsam umhüllt. In Marias Salbung in Bethanien sah er: eine Priesterin und ihr Opfer, eine Dienerin und ihre Fußwaschung, eine Angeklagte und ihren königlichen Anwalt, eine Prophetin und ihre Weissagung. Unter Frommels Karfreitagspredigten sind mehrere beachtenswert. So die Rede von 1888, die eine Geroksche Anlage harmlos kopierend — wie er auch Dispositionen von Kögel, Ahlfeld und Max Frommel übernahm — die Einleitung trägt: Hoch oben auf einem der höchsten Alpenpässe der Schweiz, wo es von der hohen Gemmi hinuntergeht zum Bade Leuk an schauerlichen Abgründen vorbei, ist ein schmaler Pfad, und wo er am schmalsten, hat man in den Fels hinein Raum gemacht für ein großes leuchtendes Marmorkreuz, auf dem die Worte stehen: Unica spes, unsere einzige Hoffnung. Dies Kreuz haben Eltern ihrem armen Kinde setzen lassen, das in der Blüte der Jugend durch einen Fehltritt des Saumtiers an dieser Stelle zu Tode kam; es fiel in eine bodenlose Tiefe, aus der es nicht einmal als Leiche wieder heraufgebracht werden konnte. Das Kreuz unsere einzige Hoffnung: auf dem Altar das

einzige Gnadenbild, auf unserem Lebenspfad der einzige Wegweiser, auf unserem Grab das einzige Siegeszeichen. Den Preis aber verdient eine wunderbare Karfreitagsrede (vom Jahre 1886), deren Exordium in lautere Poesie getaucht ist: Wer je die Sonne hat sinken sehen, dem ist, wenn er dafür besaitet ist, eine Welt voll Gedanken dabei aufgestiegen — wie wenn die Glocken läuteten, und er hat wohl an seinen eigenen Feierabend dabei gedacht, wie es herrlich wäre, so seine Lebenssonne sinken zu sehen! Thema: Die sinkende Lebenssonne Jesu; sie wirft ihren letzten vergoldenden Strahl in das Schächerherz; sie verhüllt sich einen Augenblick hinter Wolken, sie hebt sich siegreich wieder empor, sie läßt den goldenen Abendschein zurück („Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist"), die stillen Sterne steigen herauf: der Hauptmann, das reuige Volk, die Freunde. —

Sieghaft ist er an Ostern: der weggewälzte Stein in Josefs Garten erscheint ihm als Stein des Anstoßes, als schwerer Sorgenstein, als leuchtender Edelstein. Er gebraucht das militärische Bild: „Ihr wißt, meine Kameraden, daß man in früherer Zeit in Festungen die sogenannte Citadelle hatte, die kleine Festung, die den Schlüssel bot zur Festung. Wer die Citadelle hatte, der hatte die Festung; so richtete sich dahin der ganze Sturmlauf. Wohlan: die Citadelle des christlichen Glaubens ist die Auferstehung Christi von den Toten; sie ist das Herz des Evangeliums. Mit ihr steht und fällt das Christentum." Am Sonntag Cantate legt er den 19. Psalm aus unter dem Gesichtspunkt: Herr Gott, dich loben wir! Ein Gloria in excelsis aus der Schöpfung, ein Heilig, heilig, heilig aus der Schrift, ein Kyrie eleyson aus dem Menschenherzen. Zum

Schöpfungsgedanken erzählt er eine Geschichte: Zu dem berühmten Astronomen Kirchner in Stuttgart kam am Anfange des Jahrhunderts ein bekannter Gottesleugner in dessen physikalisches Kabinet und sah dort einen herrlichen Globus. Er fragt den Kollegen, wer ihm denn diesen Globus gemacht habe. „Ich weiß es nicht", sagt Kirchner. „Sie wissen's nicht? Ja, wie ist er denn hierher gekommen?" — „Ach, er muß wohl so aus Zufall dahin geraten sein", entgegnete Kirchner. — „Sie scherzen. Das ist eine exzellente Arbeit, den muß ein tüchtiger Kerl gemacht haben." „Bewahre", sagte Kirchner — „da sind so kleine Papierstücke angeflogen gekommen, mit Namen darauf, und so muß sich das da so zusammen gewirbelt haben." Schließlich sagte der Atheist zu ihm: „Sie wollen mich wohl zum besten haben?!" Da antwortete ihm Kirchner: „Von diesem armseligen Globus hier, den mir mein Tischler gebaut hat, und den dann gescheite Leute beklebt haben, können Sie nicht denken, daß er durch Zufall hierher gekommen ist — aber von dem großen Globus draußen, der doch wohl das Urbild ist zu diesem hier, von dem meinen Sie, er sei natürlich durch irgend einen Zufall entstanden." Frommel zitiert Kant, Kepler, Newton, Kopernikus, die die Natur erkannten und doch fromm geblieben sind. Himmelfahrt faßt er im Stil des Heliand auf als den Krönungstag Jesu und schildert seinen Reichsantritt: seine Reichsherolde, die Reichsproklamation und den Reichsabschied. Zu Pfingsten legt er Epheser 2, 19—22 aus: Die Tempelweihe des Geistes Gottes in der Gemeinde — des Vorhofs, Heiligen und Allerheiligsten und sagt: „Ein Transparent am Tage ist schwarz und dunkel; erst wenn das Licht dahinter tritt, fängt es an zu leuchten. So muß dir der Geist Gottes die



Schrift illuminieren, damit du weißt, was daran ist." Es folgt der Trinitatissonntag, die Festhälfte des Kirchenjahres abschließend, mit Römer 11, 33—36: Pauli Trinitatispsalm, der dem unerforschlichen und verborgenen Gott gilt, aber auch dem sich selig offenbarenden Gotte. Eine Religion, sagt er hier, die keine Geheimnisse hätte, wäre keine Religion; er zeigt an der Geschichte, der großen und der kleinen, wie viel Geheimnisvolles dabei ist, das wir nicht verstehen, und zitiert den Geographen Ritter: „Was wir von der Erde wissen und kennen ist als ob wir mit einer Stecknadel in einen Globus hinein stechen", um für Natur und Geisteswelt die Notwendigkeit der Offenbarung zu betonen. Aber er hält fest: „Die Dreieinigkeit ist kein Lehrsatz; die Kirche hat übel daran getan, daß sie so auf den Buchstaben drängte und dadurch vielen treuen Menschen den Weg zum Herzen Gottes versperrte." Zum Schluß heißt es: „Die Sonne kannst du nicht ergründen, und je tiefer du hineinschaust, desto mehr wirst du erblinden; aber ihre wonnigen Strahlen auf uns wirken lassen und die herrliche Strahlenbrechung genießen, das können wir. Die Tiefe des Meeres kannst du nicht ergründen; aber dich hinein tauchen und gesund baden darin. So kann dein Herz erfahren, daß du einen Vater über dir, einen Heiland für dich und einen heiligen Geist in dir hast; denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge!"

Im Sommer 1894 hielt Frommel zum Trost für die, die nicht verreisen konnten, zwei originelle Predigten über biblische Badereisen: über die Geschichte des syrischen „Moltke" Naeman (2. Könige 5), über den er schon früher eine Serie von Predigten gehalten hatte, und über die erste Berührung des Kämmerers von Mohrenland mit dem

Christentum (Apostelgesch. 8). Er möchte diese beiden Geschichten jedem vorn in den Bädeker heften, der seiner Erholung nachgeht, damit er nicht bloß an den Körper denke, wenn er am Meere oder im Gebirge sich erholt; die Daheimbleibenden aber sollen wissen, daß es auch Gedankenreisen und Reisegedanken gibt, die sich jeder leisten kann. Bei Naeman spricht er von seiner tiefen Leidensnacht, von dem blinkenden Morgenstern der Hoffnung, dem heißen Mittag der Anfechtung und dem friedevollen Feierabend seiner Heimkehr. In die Reihe dieser Ferienpredigten gehört auch eine Betrachtung über 1. Petri 2, 11—20, die Frommel „ein geistlich Wanderbüchlein“ genannt hat mit den Reiseregeln: ihr seid Fremdlinge in dieser Welt — enthaltet euch von ihrer Lust; ihr seid Gäste in ihrer Herberge — führt einen guten Wandel; ihr seid Pilger durch diese Welt — tragt geduldig das Leid dieser Welt! „Man braucht kein Philosoph zu sein, um zu erkennen, daß man auf dieser Welt nicht daheim ist. Wenn man nach Gastein hinaufkommt, da sieht man vorn im Tal ein Haus, an dem der Spruch geschrieben ist:

Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
Beim Zweiten wird es auch so sein;
Dem Dritten wird es übergeben,
Und der wird auch nicht ewig leben.
Ein Vierter zieht hinein, hinaus —
Nun sag, mein Freund, wem gehört das Haus?“

In den Sommerwochen 1888 und 1890 predigte Frommel über die Geschichte des Elias in der Kapelle des Augustahospitals. Hier, an keine Zeit oder irgend welche Rücksichten gebunden, konnte er sich frei ergehen im Kreise der ihm zumeist persönlich nahestehenden Schwestern. Die-

ſes Dutzend Reden, die in einem geſchriebenen Bande vor mir liegen, der vorn das Wort von Frommels Hand trägt: „Jedes Wort Gottes iſt eine Speiſe, ohne welche wir verſchmachten würden im Wüſtengange durch die Welt“ — birgt eine Fülle der reifſten geiſtlichen Gedanken in ſich. Zu dem Namen Elia d. h. Jehovah iſt meine Stärke, bemerkt er: Das iſt etwas anderes als wenn man ſagt: Gott ſtärkt mich. Das eine iſt eine Stunde der Erquickung, die man feiert, da iſt es licht um uns; aber das geht vorüber. Dagegen bedeutet „Gott iſt meine Stärke“: er iſt das Element, darin ich lebe, ob ich auch ſchwach und ohnmächtig bin und es um mich dunkel iſt; ich bin gleichſam wie in einer Burg gefeſtet. Tröſtet mich Gott, ſo verſiegen die Tränen; iſt Gott mein Troſt, ſo können die Augen voll Tränen ſtehen, und ich bin doch gehoben und geborgen. „Das Beſte ſeines innerſten Lebens“, heißt es in der erſten Predigt, „kann man niemandem ſagen. Was in der Tiefe unſerer Seele vorgeht, das bleibt wie die Waſſer auf dem Meeresgrund unten ſtill verborgen; oben gehen die Wogen und leuchtet der Sonnenſchein und die Sterne funkeln darein.“ Eine dieſer Reden begann Frommel mit einer ſüddeutſchen Erinnerung. „In meiner alten Heimat in Süddeutſchland ſah ich einſt im Monat Juni an einem Hauſe friſche reife Trauben hangen. So ungewöhnlich früh, nicht im Herbſt, ſondern im Juni ſchon? Freilich ſie hingen an einer Wand, auf die die Sonne brannte. Aber das war es nicht allein. Als ich näher hinzutrat, ſah ich, daß drinnen in dem Haus eine Schmiede war. Der Schmied hatte ſeine Eſſe unmittelbar an der Mauer, ſo daß nur die dünne Wand zwiſchen den Reben und der Eſſe war. Von außen die brennende Sonne, von innen die glühende Eſſe — ſo reiften die Trau-

ben schnell.“ So lasse Gott die Menschen durch äußere und innere Gluten ausreifen, wie den Propheten Elia und die Witwe zu Sarepta. „Wer sein kleines Herz unter das große Herz Gottes stellt und den Mut hat, sich als ein Kind Gottes anzusehen, für den sorgt auch der Vater.“ Die Szene aus der Geschichte des Elia 1. Könige 19, 4—18 hat er zum Sylvestertext benutzt, um von der Lebensmüdigkeit zu sprechen, die uns auf unserem Wege überkommt, und von dem Lebensmut, den Gott uns gibt. Zu der Vision Jahves am Horeb führt er aus: „Ein großes herrliches Naturschauspiel. Erst der Sturmwind, der die Bäume und Felsen zerreißt, dann das Erdbeben und die Feuerflammen, als wollte Gott ihm sagen: weißt du, mit wem du es zu tun hast? Himmel und Erde halte ich in meiner Hand; ein Sturmwind, und diese Gebilde und Gefilde sind des Todes, ein Erdbeben und alles sinkt in Staub. Die Feuerflamme fegt darüber hin. Aber sieh: größer als meine Kraft ist meine Gnade; nicht im Feuer, Sturm und Erdbeben kommt der Herr, sondern im stillen sanften Sausen. Mein Elias, geeifert hast du mit Sturmesworten und dem Donner und Feuer der Rede: größer aber als all das wäre die Liebe, mit der du um die Herzen der Menschen ringst und wirbst, die Geduld, wie ich sie mit der Welt trage — willst du es damit nicht versuchen?“

Über das Verhältnis von Frömmigkeit und Bildung hat Emil Frommel gelegentlich einer Festrede bei einem Jünglingsverein sich ganz unmißverständlich geäußert. Er knüpfte an die Danielstellen an, die von der Freundschaft zwischen Daniel und seinen jüdischen Genossen erzählen, und sprach über den „vorbildlichen Jünglingsverein zu Babylon“ (ein kleiner, ein fester,

freier und treuer Bund). Nachdem er auf die religiösen Kräfte nachdrücklich hingewiesen — „willst du jung bleiben, so tauche dich in den Gesundbrunnen der ewigen Gotteswahrheit, das ist der Quell, in dem Mimir sich ewige Gesundheit und Frische trinkt" — fährt er fort: „Die vier Jünglinge mußten in Babylon chaldäisch lernen und wie man sich bei Hofe anständig benimmt, wie man die Gabel hält und daß man sich nicht zuviel aufpackt. Es ist euch jungen Leuten gut, wenn ihr euch unter Menschen bewegen lernt, und wenn man solchen Schliff Babels wegbekommt. Alles ist euer, und was lieblich und löblich, recht und rein ist, dem denket nach! Drum freue ich mich auch, daß die Jünglinge heute blasen lernen; aber ihr müßt keine falschen Töne machen, sondern an das Psalmwort denken: „Machet es gut auf Saitenspiel!" Und lernet Englisch und Französisch und die Buchführung, und was ihr sonst erwerben könnt. Ein frommer Mensch braucht kein grober Flegel zu sein, sondern muß auch im Benehmen ein netter Mensch sein, der die anderen sympathisch berührt. Frömmigkeit und Freiheit und Höflichkeit vertragen sich auf's schönste miteinander. Um den edlen Stein des Glaubens legt die goldene Fassung einer harmonischen Bildung." Das ist herzerfrischend; wo geht von unseren Kanzeln solche Rede?! Beim Jahresfeste des Augustahospitals (1887) legte er einen Vers von Zinzendorf aus, den R. Kögel bei seinen Ordinationen im Domkandidatenstift über den jungen Geistlichen zu sprechen pflegte:

Gib uns, was du verordnet hast,
Was Deine Diener haben sollen,
Wenn sie dir tauglich werden wollen:
Ein Joch, das unserm Halse paßt,



Geduld und Unerschrockenheit,
Das Tun und Ruhn im gleichen Grade
Und Beugung bei der höchsten Gnade
Und dein Verdienst zum Ehrenkleid.
Ein inniglich vergnügtes Herz,
Ein Herz, versöhnt in Deinem Blute;
Das Nötigste vom Heldenmute,
Beim Lieben einen mäß'gen Schmerz.
Ein Auge hell und sonnenklar,
Ein off'nes Ohr für alle Schäden,
Geweihte Lippen recht zu reden,
Gemeinschaft mit der obern Schar.

Meisterhaft wußte Frommel dem 15. Sonntag nach Trinitatis gerecht zu werden mit seinem Evangelium gegen das Sorgen, Matth. 6, 25—34. Hier hatte seine volkstümliche Behandlung religiöser Stoffe Oberwasser. Plastisch teilt er den Abschnitt ein: sorgen dürfen wir nicht, denn es ist Götzendienst; wir wollen es nicht, denn es ist Torheit; wir brauchen's nicht, denn wir sind Gottes Kinder; wir können's nicht, denn wir haben Größeres zu tun! Begierig fragen wir nach der Einleitung — er ist nicht verlegen: Im vergangenen Jahrhundert war es Sitte, wenn ein Ereignis in der Welt oder eine besonders anziehende Gegend den Anlaß boten, ein Schloß oder sonst einen Bau, den man aufführte, nach diesem Anlaß zu benennen. So das Haus in der Oranienburgerstraße, dem die Gemahlin Friedrich Wilhelms I. den Namen gab: mon bijou, mein Kleinod. Aber es gibt ein viel berühmteres Schloß drüben in Potsdam, das der alte Fritz erbaut und dem er den Namen Sans-Souci verliehen hat, Sorgenfrei. Solche Namen hat man ausgeteilt; aber ob die Häuser sie mit Recht getragen, das ist die Frage. Oder ist trotz des Parks und der prächtigen Fontänen, die Sorge

etwa nicht nach — Sans-Souci gedrungen, wo der König seine schweren Jahre und seine letzten Stunden durchkämpfte? Es war doch eben kein „Sorgenfrei". Ein „Sorgenfrei" zu haben, liegt uns allen im Sinn. Sich schinden und plagen, so lange es nötig ist — ja wohl; dann aber ein „Sorgenfrei" im Alter, wenn man den Abschied genommen. Den Christen aber ist ein „Ohne Sorgen" bereitet und erschlossen in unserem Evangelium!" Das Sorgen, im Unterschied von der treuen redlichen Pflichterfüllung, wird für ein Mißtrauensvotum gegen Gott erklärt, der sich das Sorgen, Segnen und Seligmachen vorbehalten habe. „Ich habe in diesen Tagen so manchen gesehen mit dem Stecken in der Hand und mit den aufgerollten Achselklappen, den ich hätte fragen mögen: weißt du jetzt, wo du dein Haupt niederlegen wirst? — Es gibt Menschen, die machen im Herzen beide Klappen auf: die eine Gott, die andere der Welt entgegen; wenn man aber zwei Türen aufmacht, dann gibt's Zug und du erkältest dich." Um diesen Typus von Menschen zu zeichnen, erzählte Frommel, wenn er bei Laune war, von der Kanzel folgende lustige Geschichte: „Ich habe in meiner Heimat einen Mann gekannt, der wurde krank, und als ich ihn fragte: womit tröstest du dich denn? da sagte er: Ach, ich tröst mich mit dem schönen Lied: wer nur den lieben Gott läßt walten. — Und wenn's schwerer wird mit dem Leid, womit tröstest du dich dann? Ach, meinte er, dann denk ich an das Lied: Befiehl du deine Wege. — Ja, wenn es aber ganz schlimm werden sollte? Da sagte er: Herr Pfarrer, ich habe einen alten Onkel in Karlsruhe, der hat mir gesagt, wenn mir's einmal ganz schlimm ergehe, dann solle ich zu ihm kommen . . Also im tiefsten Grunde hat er sich doch des alten

Onkels getröstet, trotz der schönen Lieder . . ." Das war schlagend! Eine Predigt über die Zeit hielt Frommel am 20. Sonntag nach Trinitatis (Epheser 5, 15—21): Habt helle Augen für den Wert und die Zeichen der Zeit, ein festes Herz gegen ihre Strömungen, ein friedevoll Gemüt in ihrem Leid und eine offene Hand für ihre Not! Der Gedanke, welch einzigartiges Kapital die Zeit ist, wird den Hörern eingeschärft — er nennt sie die Spanne zwischen dem Blitz des Lebens und dem Donnerschlag des Todes — und mit dem Hinweis auf die französische Revolution eine durchgreifende soziale Reform gefordert, die die Kluft zwischen den Ständen auszugleichen vermag. Oft und gern hat Frommel am 21. Sonntag nach Trinitatis über die geistliche Waffenrüstung gesprochen, die Paulus (Epheser 6, 10—18) schmiedet: seine Feldpredigt an die Christen als ein Volk in Waffen; der alt böse Feind und die gute Wehr und Waffen. Am 23. nach Trinitatis verwendet er das Evangelium (Matth. 22, 17—22) zu einer Betrachtung über die alte süddeutsche Wappendevise: Furchtlos und treu — furchtlos aller menschlichen Anerkennung, treu aller göttlichen Ordnung gegenüber zu stehen.

Das Reformationsfest war einer seiner hohen Tage im Kirchenjahr. Er sann immer auf etwas Eigentümliches, das er seinen Hörern an diesem Tage darbieten könnte. Im Jahre der drei Kaiser knüpfte er an 2. Cor. 12, 9—10 an, um zu zeigen, wie Pauli Parole: wenn ich schwach bin, so bin ich stark, Ruhm und Losung der evangelischen Kirche sein müsse. Zwei Jahre später formulierte er: drei Thesenschläge an die Kirchentür zu Wittenberg, drei Hammerschläge an dein Herz, evangelische Christenheit: ohne Buße keine Gnade (These 1), ohne Evangelium kein Friede (62), ohne Kreuz

keine Krone (94/95). Wessen haben wir uns in der evang. Kirche zu schämen und wessen nicht? oder: unser evangelisch Ja und protestantisch Nein — in diesem Gedankengang bewegen sich seine Reformationsstimmungen. Im Jahre 1889 betonte er lebhafter, als es sonst bei ihm geschah, daß die Reformation nicht nur eine historische Tat, sondern ebenso eine währende Aufgabe des Einzelnen an sich selbst sei und mahnte: laß dich erneuern durch den Geist Gottes, erneuere dich selbst im Geiste deines Gemütes! Am Totenfest schlägt er Ev. Joh. 14 auf und zeigt den Trost im Scheiden: Jesu Bleiben, das offene Vaterhaus, der freie Weg dorthin und der Heimgang. Er predigte über Psalm 90 und übte die vierfache Lektion ein, zu sprechen in steter Bereitschaft: ich kann sterben, in tiefer Beugung: ich muß sterben, in stiller Ergebung: ich will sterben, in seliger Hoffnung: ich darf sterben. Eine andere Totenfestrede erwächst aus 2. Timoth. 4, 6—8, wo er Paulus als den Priester schildert, der sein Leben als Opfer ansieht, als den Pilger, der seine Hütte abbricht, als Streiter, der den Lauf überschaut, als Überwinder, dem der Kampfpreis winkt.

Aus der Reihe der Sylvesterbetrachtungen seien einige wenige kurz gestreift. Ich beginne mit Frommels letzter Sylvesterpredigt über Psalm 121, aus dem er ein Pilgerbekenntnis, einen Pilgertrost und eine Pilgerhoffnung herausliest. Weihevoll ist der Eingang: „Sage ihnen, daß sie ziehen sollen — so lautet Gottes Befehl an Mose, das gefangene Volk auszuführen. Er entgegnet: wo nicht dein Angesicht mit uns geht, wollen wir nicht ziehen. Und ihm wird die Zusage: Mein Angesicht soll mit euch sein. Hinter ihnen eine Zeit

der Mühsal, Knechtschaft und Tränen, vor ihnen das verheißene Land mit Milch und Honig; aber ziehen wollen sie nur, wenn Gottes Angesicht mit ihnen ist. Sage ihnen, daß sie ziehen sollen, das ist der Befehl, den mir der Herr für euch gegeben hat, die ihr in stiller Mitternacht hinüber gehen wollt in ein neues Jahr. Ziehen müssen wir, ob wir wollen oder nicht; es drängt ein Tag den anderen und ein Jahr nach dem anderen sinkt hinunter, aber wie wir hinübergehen, das entscheidet. Ziehen müssen — ja; aber ziehen dürfen mit dem Angesicht Gottes, das uns leuchtet wie die Feuersäule in der Nacht auf Israels Wanderung." Mit einem Zuge aus dem Leben Ludwig Richters schloß diese Predigt: Ludwig Richter, der unser Volk so köstlich in seinem Innersten belauscht hat in seinen Bildern, übernachtet auf der Rückreise von Italien in einem kleinen Ort. Er fand keine Herberge und mußte mit einer primitiven Hütte vorlieb nehmen, die auf vier Pfählen stand: unter ihm floß der Bach, aber durch die schadhaften Ziegel sah er über seinem Haupte den leuchtenden Mond. So ist unser Leben: unten rauscht der Strom der Zeit, droben leuchtet der Stern der Liebe Gottes. Einige Jahre früher legte Frommel den ehrwürdigen aronischen Segen zu Grunde, 4. Mose 6, 22—27 und wünschte seinen Hörern, daß sie am Jahresschluß heimgingen gesegnet und behütet von der Macht Gottes, getröstet durch die Gnade Jesu Christi, beseligt durch den Frieden des heiligen Geistes. Im Jahre 1889 entnimmt er seinen Text dem 103. Psalm. Diesmal ist die Zeit ein Meer, das Jahr ein Schiff, das in seine Wellen hinabsinkt. „Vor Jahren sank in der Nordsee ein Schiff, das gegen Wind und Wogen glücklich gekämpft

und fast am Ziel, auf einen Fels geworfen, zerschellte. In dem Augenblick aber läutete die Schiffsglocke, von keiner Menschenhand gezogen, vom Sturm hin und her gerissen, den letzten Segensgruß über das Wellengrab des sinkenden Schiffes. Komm", ruft er väterlich, „laß den letzten Gedanken des alten Jahres einen Lobpreis deines Gottes sein", und er disponiert: wir singen das Lied als Leidtragende, aber die von Trost und Vergebung wissen, als müde Kinder, die Gott grüßt und stärkt; als Pilger äußerlich alternd, aber grünend in ewiger Jugend; als Staubgeborene, aber über denen die ewige Barmherzigkeit Gottes waltet! „Ein Bildhauer, der an einem Werk arbeitet, verdeckt die fertigen Stellen mit schlechten Tuchlappen, damit kein Staub darauf kommt; ist aber das Werk fertig, so fallen die Hüllen. So verdeckt Gott, was er an uns gut gemacht, droben wird er den Schleier fortziehen, und wir werden sehen, was er aus uns gemacht hat." Drei Jahre später greift er zu der Engelsfrage an die verstoßene Hagar mit ihrem Ismael: „Wo kommst du her und wo willst du hin?" (1. Mose 16) und gestaltet sie zur Sylvesterfrage. Die Antwort faßt er geschickt so: wir kommen her von Pilgertagen, aus den Tälern des Leids, aus den Tiefen der Sünde, von den Bergen der Güte Gottes; wir wollen hin in die Stille vor Gott, ins neue Jahr, zur ewigen Heimat!

*   *
*

Emil Frommel als Liturgen zu erleben, war erbaulich; am Altar erschien er wie die Person gewordene priesterliche Würde. „Wie er", führt D. Max Richter

in seinem Nachruf aus, „auf der Kanzel goldene Äpfel in silbernen Schalen darbot, so brachte er am Altar wahrhaft weihevoll das Räucherwerk des Gebets dar. Da hat er, dem der Vater den Blick für das Schöne und der Schwiegervater den inneren Sinn für den Dienst an der Hütte Gottes aufgeschlossen hatte, uns die „schönen Gottesdienste des Herrn" mit feinem, liturgischem Verständnis, mit priesterlicher Weihe vorgeführt. Darum überließ er die Liturgie an Feiertagen nie einem anderen, sondern bereitete sie sorgfältig selbst vor. Er war zu Hause in den Gottesdienstordnungen der deutschen evangelischen Kirchen, aber er haßte auch hier jedes Schema. Er liebte besonders seine heimische badische Agende, hatte eine starke Abneigung gegen die preußische und begrüßte mit aufrichtiger Sympathie die neue Agende der Landeskirche; aber Agenda hieß ihm gegenüber allem liturgischen Zwang gar häufig quae **non agenda sunt.** Aber was Frommel, der Liturg, bot, war immer geschmackvoll und schön, ja tief erbaulich, mit künstlerischer Intuition, besonders bei Gelegenheit der Festfeiern zusammengestellt. Die Auswahl der Schriftlesungen, der Lieder, der Chorgesänge, das Zusammenwirken von Liturg, Chor und Gemeinde waren mustergültig. Seine Abendgottesdienste und Abendmahlsfeiern am Karfreitag und Jahresschluß, sein Abschiedsgottesdienst in der Garnisonkirche und die Feier über seinem Sarge werden jedem Teilnehmer unvergeßlich sein. Als des Predigers Mund verstummt war, und keines Menschen Rede über seinem Sarg nach seinem Wunsche sich hören lassen sollte, hat er selbst noch seines priesterlichen Amtes beim Scheiden gewartet." Wir verstehen aber auch den Seufzer von Frommels Amtsnachfolger Goens, wenn er in seiner Geschichte

der Berliner Garnisonkirche sagt: „Der Geistliche, der wohl die tiefsten Segensspuren in der Geschichte der Kirche zurückgelassen hat, hat am wenigsten für die Aufzeichnung der Geschichte getan. Er liebte das „mündliche Verfahren“ in Amtssachen und bewahrte von dem Geschriebenen nur das, was „lieblich und wohllautend“ war. Das „übrige“ verschlang sein großer, korbgeflochtener Papierkorb. So ist von der ganzen amtlichen Korrespondenz nur ein Konvolut Akten etwa von der Dicke eines kleinen Fingers auf mich gekommen, aber die Konzepte seiner schönen „Liturgischen Gottesdienste“ (in deren Ausgestaltung er Meister war), wie die Programme der vielen Kirchenkonzerte, die unter seiner Amtsführung gehalten, die Jahresfeste von Kirchengesangvereinen und dergleichen, das alles hat er als „wetterbeständig“ zusammengelegt.“ —

Die gehaltvollste Abendmahlsrede hielt Frommel am Gründonnerstag 1892, eben vom Schlosse kommend, wo er der kaiserlichen Familie das Abendmahl gereicht hatte. Anknüpfend an 1. Könige 19, 4—8 sagte er das tiefe Wort: Eine morgenländische Fürstin hat ihrem Gastfreund, der sie königlich bewirtet hatte, als Gegengabe nichts gegeben als einen Kelch mit Wein, aber in diesen Wein eine Perle aufgelöst im Werte von Millionen. Er mußte ihr den Preis geben und sagen: Du hast mich übertroffen. In den Kelch des Abendmahls löst der Herr die Perle des Himmelreichs auf, der Versöhnung und der Kraft seines Lebens.

Wie sich Emil Frommel in Taufreden gab, das möge eine Probe zeigen. Bei der Taufe des zweiten Kindes von Anton von Werner (1878) hat er etwa folgendes gesagt: „Ihr kennt jene Geschichte aus dem römischen Altertum, da zu

Cornelia, der Mutter der Gracchen, die Freundin kam, ihr ihre Edelsteine und Juwelen zeigend, und sie aufforderte, auch die ihren zu bringen. Cornelia wartet, nimmt dann ihre beiden Kinder und spricht: „Siehe, diese sind mein Schmuck und Edelstein". Die edle Römerin wußte, was das Beste im Hause war, besser als Gold und vergänglicher Schmuck — ihre Kinder, das Stück ihres eignen Lebens. Und auch ihr, lieben Eltern, wenn man euch nach dem Besten und Schönsten in eurem Hause fragt, auf eure beiden Kinder werdet ihr weisen. Das sind die lebendigen Steine, aus denen ein Haus sich erbaut, sie sind aber auch die Denksteine in unserem Leben — Denksteine göttlicher Gnade und Hilfe, die auch du, liebe Mutter, wieder erfahren. Nicht aus zwei Augen allein sollte der Sonnenschein im Hause euch leuchten, — ein einziges Kind, es bleibt doch immer ein Kind der Sorge und der Angst; noch einmal hat euch Gottes Güte angeschaut aus zwei Kinderaugen. Am heutigen Tage aber soll euer Kind erst wahrhaft euer Schmuck und Edelstein werden, da es nicht bloß euer Kind und Erbe, sondern Gottes Kind und sein Erbe werden soll. Einen Bund will Gott mit dem Kinde schließen, und das Siegel des Bundes soll die heilige Taufe sein. Man schließt wohl in der Welt Bündnisse mit denen, die uns beistehen können; auf starke Bundesgenossen will man sich verlassen. Welch wunderbarer Bund aber hier! Der allmächtige Gott sich verbindend mit dem ohnmächtigen schwachen Kinde, der ewige Gott mit dem Menschenkind, das in seinem Leben wie Gras und wie des Grases Blume! Und doch neigt er sich herab und spricht: „Der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen". Und gewiß: herablassen kann sich nur, der hochsteht, Gnade für Recht ergehen lassen

nur der König. „Der Herr dein Erbarmer" ist es, nicht der Herr dein Richter, der in der Taufe dem Kindlein naht, nichts von ihm fordernd, als daß es einst solcher Barmherzigkeit mit dankbarem Herzen sich freue und ihr zu Ehren wandle. Der Bund soll nicht hinfallen, — der Menschen Bündnisse, sie werden geschlossen und gebrochen. Man zeichnet einen „ewigen Frieden" und wenige Jahre darauf bricht der Krieg aus. Hier soll es nicht so sein. Unverbrüchlich will der Herr den Bund halten, das Recht des Kindes an den Vater im Himmel soll ihm nimmermehr bestritten werden; niemand soll es aus seines Herrn Hand reißen. In die Arme der ewigen Gnade soll euer Kind gebettet, von den Armen der Gnade getragen sein. Gewiß, liebevolle Arme, die es tragen, fehlen ihm auch sonst nicht; der starke Arm seines Kaisers wird es halten und eure Arme in Liebe und Treue es tragen. Um seine Wiege her viel Wünsche und Grüße der Liebe von nah und fern. Und doch: Die Lippen, die sie geredet, sie werden einst verstummen, und die treuen Arme, die dich gehalten, werden ermüden und erschlaffen. Von denen, die dich geleitet am Morgen des Lebens, werden die einen am Mittag, die anderen am Abend dich verlassen haben, und es werden die Stunden kommen, wo du einsam bist und dich einsam fühlen wirst in dieser Welt. Aber „meine Gnade soll nicht von dir weichen". So vieles wirst du wanken und weichen sehen, vieles wird dir im Lauf deines Lebens als unzuläßig sich erweisen: Menschen, auf die du bautest; Pläne, die du dir machtest; Hoffnungen, die dir entgegenleuchteten wie schöne stolze Berge — das alles kann sinken, weichen und wird es tun. „Aber meine Gnade bleibt." Wie sie als lichter Morgenstern unter der aufgehenden Sonne deines Lebens gestanden, so

will sie auch deiner Tage Licht und der Abendstern deines Lebens sein. Über den Wassern der Sündflut stand einst der Bogen in den Wolken, ein leuchtendes Siegel der Treue Gottes, seines Bundes mit der sündigen Erde. Auch über dem Wasser der Taufe, dieser Sündflut für den alten, der Gnadenflut für den neuen Menschen, steht der Friedensbogen göttlicher Treue und Gnade, und ein Bundeszeichen soll diesem Kinde allezeit die heilige Taufe sein. Als sein Kind wollt ihr denn euer Kind jeden Tag seines Lebens anschauen, als ein köstliches Kleinod, das euch aus seiner Hand anvertraut ist, es halten und bewahren."

Auch eine Traurede, aus dem Jahre 1892, sei in ihren Grundzügen hier wiedergegeben: „In unserer alten, gemeinsamen Heimat, lieber Bräutigam, steht zu Heidelberg ein Haus, welches du wohl auch kennst, wo oben an dem Giebel die Worte des 127. Psalm stehen: „Wo der Herr nicht das Haus bauet, arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, wachet der Wächter umsonst"; und als dreimal Krieg und Brand die Stadt in Schutt und Asche legte, blieb dies Haus bis auf den heutigen Tag verschont übrig. Was an seinem Giebel stand, ist ihm gehalten worden. Und doch gilt dies Wort des Psalms nicht dem Hause aus Holz und Stein gebaut, sondern dem Hause, das ihr jetzt bauen wollt, dem Hause, das sich aus lebendigen Steinen erbaut, dem Hause der Ehe, eures Glückes und eurer Liebe. Das ist der Sinn des Ganges in Gottes Haus, den großen Bauherrn der Welt zu bitten, er möge die Hand über eurem Hause halten. Die Kohlen wollt ihr vom Altar nehmen und damit das Feuer auf eurem Herde anzünden. An Gottes Segen ist alles

gelegen. Mit dem Segen eures Gottes verbindet sich der Segen derer, die Gott euch im Leben gegeben und gelassen hat. Ihr lieben Eltern der Braut, am heutigen Tage gedenkt ihr alles dessen, was ihr mit eurem Kinde erlebt vom ersten Augenblick, wo ihr es in den Arm und ans Herz genommen. Das wissen wir Eltern ja, ein Kind ist nicht wie ein ander Besitztum, das nicht mit uns zusammenhängt, sondern ein Stück unseres Herzens, unseres Lebens und Erlebens. Wenn darum ein Kind den Fuß über die Schwelle des Hauses setzt, in dem es getragen war in Liebe und Treue, dann geht ein Stück des Herzens mit. Wenige Jahre sind ins Land gegangen, da stand eure andere Tochter an dieser Stätte. So verarmt das Haus wohl und vereinsamt und doch, arm hat sich noch niemand gegeben. Die Liebe gibt und empfängt auch wieder; es ist die Größe der Elternliebe, daß sie nichts für sich begehrt, sondern immer gibt und immer opfert. Und darum drängt sich am heutigen Tage alle Liebe noch einmal wie in einen Brennpunkt zusammen, wenn ihr euren beiden Kindern die Hand aufs Haupt legt und sprecht: „Der Herr behüte euren Ausgang!“ Und in der Ferne denkt dein lieber Vater hierher und segnet den Eingang der Tochter in euer Haus und Familie. So seid ihr getragen von der Liebe der Euren und der Freunde, die euch hierher geleitet haben, und das ist ein köstlicher Segen am Hochzeitstage. Die einzige Aussteuer, die euch nicht geraubt werden kann, ist doch das, was treue Eltern und Freunde auf Haupt und Herz segnend herabgefleht haben. Aber nun gilt es, daß ihr diesen Segen festhaltet, und darum laßt mich auch einen Spruch über euer Haus schreiben und euch mitgeben, eine heilige Hausregel und einen Haussegen: „Der Gott aller

Liebe und Friedens wird mit euch sein!“ Das ist der Haussegen. Wenn keiner von all den Freunden, die euch hierher geleitet, mehr mit euch gehen kann, wenn alle Hände euch los gelassen, dann wird der große Zeuge dieser Stunde, der Gott aller Liebe und des Friedens mit Euch sein, wenn ihr die heilige Hausregel befolgt: „Freuet euch, werdet vollkommen, tröstet euch, habt einerlei Sinn und seid friedsam!“ Das laßt mich euch in Kürze ans Herz legen.

Am Hochzeitstage zu sagen: „Freuet euch!“ scheint es nicht überflüssig zu sein? Freude ist doch die Signatur, der Stern aller Hochzeit, und freudig soll eins dem anderen das Herz schenken. Wenn man weiß, wie ihr es doch wißt, daß es nicht bloß eigene Wahl, sondern Gottes Rat es war, der den Ring einer Liebe um die Herzen geschlungen, der über die Lande hin Herz zu Herz und Hand zu Hand gefügt, daß ihr mit dem alten Wandsbecker Boten sagen könnt: „Ich war wohl klug, daß ich dich fand, doch ich fand nicht, du gabst ihn mir — gabst sie mir — so segnet keine andere Hand“, dann, lieben Brautleute, hat man Ursache, fröhlich zu sein. Aber die Freude soll nicht nur ein flüchtiger Sonnenstrahl am Hochzeitstage sein, wie bei so vielen, wenn man da später nach der Freude fragt, dann ist sie ausgegangen und verdorrt wie die Lichter und die Blumen des Hochzeitstages. Nein, Freude ist die Kraft und die Tugend in der Ehe. Und es gilt dir, liebe Braut: wer seines Mannes Herz fröhlich machen will und ihn weihen und feien für seinen Beruf, der muß selbst ein freudiges Herz haben. Man kann seinem Mann keinen größeren Dienst tun in der Ehe, als wenn man sein Herz freudevoll und fröhlich macht, wenn man um ihn her ist

wie der liebe, lichte Sonnenschein. Man hat nicht immer Gelegenheit, in großen Dingen zu zeigen, wie lieb man seinen Mann hat, aber tausend kleine Gelegenheiten, das ganze Herz und die ganze Liebe hinein zu legen. Man merkt es jedem Hause an, ob ein freudevoller oder ein Trauergeist darin herrscht, und darum kommt es vornehmlich auf dich an. Der Freude wird alles leicht, sie hat Schwingen und hebt sich über alles Leid. Darum nimm dir die Freude alle Tage aus deinem Gott und Herrn, bei dem Freude die Fülle ist. Du reichst einem Manne die Hand, der des Königs Kleid trägt. Und wenn König und Vaterland ihn rufen, willst du ihn ziehen lassen von deiner Seite; da gilt es, ein starkes Herz in der Brust haben und ihn dann geleiten mit deiner Liebe und Fürbitte. Dazu erbitte dir die Freudigkeit aus der Quelle der ewigen Freude. Und dann: „Werdet vollkommen!“ Die Vollkommenheit ist das Ziel. Da nimmt man sich an der Hand und sagt, wir wollen einer mit dem anderen und an dem anderen arbeiten, daß einer den anderen verkläre und besser mache. Wir sind ja nicht vollkommen, wir haben unsere Fehler und Sünden und Mängel, und die kommen in der Ehe erst recht zu Tage. Da gilt es aber, daß einer dem anderen helfe, einer dem anderen wohl sage, wo es ihm fehlt, aber auch mit linder Hand zudecke. Da gilt es mit nachgebender Liebe einander beurteilen und nicht sagen: das hätte ich nicht von dir geglaubt, sondern: wir haben uns die Hände gereicht und dabei bleibt es, an dir soll mich nichts irre machen, wo du hingehst, da will ich auch hingehen, wo du bleibst, da bleibe ich auch, dein Gott ist mein Gott, dein Volk ist mein Volk! Und es gilt dir insonderheit, lieber

Bräutigam. Die Eltern vertrauen dir ihr Kind an, laß dir dein Weib nicht bloß angetraut sein in dieser Stunde, sondern anvertraut deinem Herzen und Gewissen. So jung du bist, du hast doch im Leben schon manches gesehen und erfahren und aus dem Kampf der Jugend heraus ein gefestet Herz genommen, und darum laß dir dein Weib an das Herz gelegt sein und reich' ihr, wie unsere Vorväter getan zum Zeichen, daß das Weib ebenbürtig sei, an des Mannes Seite zu kämpfen, den Schild des Glaubens, das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, und laß sie ehrlich an deiner Seite kämpfen um die Krone des ewigen Lebens. Wer so seinem Weibe ein Führer und Halt und Freund wird, dem wird sie es danken in der Ewigkeit.

Und dann: „Tröstet euch!“ Wo von Trost die Rede ist, da ist von Leid die Rede, und wo wäre ein Haus in unserer Stadt, das kein Leid hätte. Aber das ist das Köstliche nicht, kein Leid haben in der Ehe, sondern daß man es nicht allein trägt. Und das wißt ihr ja, nichts bindet das Herz so sehr zum Herzen, als gemeinsam getragenes Leid. Fragt alle, die unter uns in einer glücklichen Ehe stehen, wann sie gemerkt, was sie aneinander haben, so werden sie euch nicht auf die sonnigen Tage weisen, sondern auf die, wo sie miteinander getrauert und geweint. Das ist die Probe, ob die Liebe echt ist. Wie euer Ehering mit seinem Golde durchs Feuer gegangen und darin bewährt, so muß die Liebe durch das Feuer der Trübsal gehen und sich darin bewähren. Ein Ehepaar soll sein wie ein Augenpaar, wenn in dem einen Auge die Freude glänzt, soll sie im anderen auch leuchten, und wenn in einem Auge die Träne perlt, soll sie auch im anderen quellen. So laßt

kein Leid in eurem Hause sein, das ihr nicht zusammen tragt, und keine Freude, die ihr nicht teilt, wie Emanuel Geibel singt:

Das ist die rechte Ehe,
Wo Zweie sind gemeint,
Durch alles Wohl und Wehe
Zu pilgern treu vereint,
Der eine Stab des andern
Und liebe Last zugleich,
Gemeinsam Rast und Wandern,
Und Ziel das Himmelreich!

Und zuletzt: „Habt einerlei Sinn und seid friedsam!" Nicht eine tote Uniformität des Denkens ist damit gemeint. Das ist gerade das Köstliche, daß eins das andere ergänze und ausfülle, und daß einer mit der Gabe, die er hat, dem anderen diene. Aber das ist damit gemeint: einerlei Sinn haben, euer Glück nicht draußen zu suchen. Ein Haus, das erst sein Licht von außen bekommen muß, ist schon verloren, sondern inwendig muß es leuchten. Gebt jedem den Eindruck, der zu euch kommt, hier wohnt Liebe und Frieden, und was wir still in Gottes Haus gelobt, wir haben es draußen ehrlich gehalten. Laßt an keinem Tage die Sonne sinken, wo ihr euch nicht ins Auge geschaut und die Hand gereicht, laßt euer Haus eine Hütte Gottes bei den Menschen sein. „Habt einerlei Sinn und seid friedsam!" Was dem einen der Wunsch, das sei dem anderen Gesetz.

Laßt mich schließen. Droben in Gastein habe ich ein doppelt Welken der Bäume gesehen. Bei den einen welkte die Krone, und die Zweige unten blieben frisch und grün; und bei den anderen welkten die Zweige, aber die Krone

blieb frisch und jung. So scheint es mir auch in der Ehe zu sein. Bei den einen stirbt die Krone, das Herz und die Liebe, und was von Liebe im Hause ist, ist toter Schein, der Baum ist tötlich getroffen; bei den anderen welkt manch liebe, traute Hoffnung, da schüttelt der Sturmwind die Zweige, aber die Krone, das Herz, bleibt jung und frisch, von Gottes Tau und Sonnenschein getroffen. So pflanzt auch ihr einen Baum; seine Wurzel: der Glaube an den lebendigen Gott, der eure beiden Herzen zusammengebunden; seine Zweige: die Liebe, die sich in Sturm und Wetter bewährt; und seine Krone: die Hoffnung, die sich der Ewigkeit entgegenstreckt!"

Der Opernsängerin Leisinger, die als Bürgermeisterin in ihre süddeutsche Heimat zog, ruft er bei der Trauung zu: „Du trittst in einen neuen, dir ungewohnten Beruf ein; bisher eine Priesterin der Kunst, die du hoch und edel und rein gefaßt — dies der unverwelkliche Kranz zu den vergänglichen, die dir zum Abschied gegeben wurden —, willst du versprechen, eine andere Priesterin zu werden, nicht vor der Welt, aber im stillen Heim deines Hauses, dort das heilige Feuer zu schüren und Wärme und Licht durch das Haus strahlen zu lassen. Jedes Priestertum ist mit einem Opfer verbunden. Auch in der Ehe gilt es zu opfern; die täglichen kleinen Opfer, die schwerer zu bringen sind wie einmalige große Opfer, gilt es zu geben mit einem freudigen Herzen, das aus der Gnade Gottes jeden Morgen wie aus einem Jungbrunnen schöpft." Unter seinen Konfirmandinnen war ein Mädchen namens Schwalbe; als sie sich verheiratete, hielt ihr Frommel die Traurede — und nahm zum Text ganz naiv die Worte des 84. Psalms: „Der Vogel hat ein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest";

der Text war darum so gefährlich, weil der Bibelkundige in Gedanken sofort die Verszeile vervollständigen konnte — „da sie Junge hecke“ ... Aber die Rede war ausgezeichnet und befolgte Frommels Meinung durchaus, man solle den Brautleuten in der Traurede nichts Überflüssiges sagen, so wenig man ihnen sonst zur Aussteuer unnütze Dinge und wertlose Staubfänger schenken solle, sondern nur brauchbare Stücke.

* *
*

Unter den vielen Künstlern, denen Frommel das letzte Geleit gab, war der Vater unseres Tiermalers Paul Meyerheim, Eduard Meyerheim, der mit 71 Jahren in Berlin starb. Anknüpfend an die autobiographischen Aufzeichnungen des Malers entwarf er folgende Charakteristik: „In den brausenden Kriegswettern um Danzig her baute sich in dem schlichten ehrenfesten Handwerkerhause das Kind seine kleine Welt auf, in die die Welt seiner Vaterstadt mit ihren altehrwürdigen Kunstschöpfungen befruchtend hereinragte. Im Vater zugleich den ersten Meister habend, ihm helfend bei seinen Arbeiten, gemahnt seine Jugend an die der alten Meister, die am Handwerk zur Kunst emporstiegen. Aus dem Hause hat unser Entschlafener jenen schlichten Sinn mitgebracht, der allem Exzentrischen abhold das Wahre und Echte suchte und pflegte, jene Selbstbeschränkung, die doch allewege den Meister bezeichnet, den Ernst der Arbeit und die Treue, die sich nicht zufrieden gibt, bis sie es so gut gemacht, als sie kann, dann aber auch kindlich sich der Arbeit freut und sie sich nicht selbst wieder durch eigene Kritik zerstört.“ Von seiner Kunst sagte er: „Selbst ein

Kind aus dem Volke, hat der Meister ein Auge gehabt für unser Volk und hat es in seinem Besten aufgesucht, in seinem Hause. Da hat er, der sonst mit Gefühlen und Empfindungen zurückhaltende Mann, seine ganze Seele gegeben und hat geredet. In seiner Freude wie im Leid hat er es begleitet, beim Kirchgang am Sonntag wie in den sauren Werktag, beim Festgetümmel und auf dem Marktplatz, aber auch in der stillen kleinen Hausfreude hat er es zu finden gewußt. Wo man sich heller Kinderaugen und eines treuen alten Mütterchens freut, wo Liebe und Friede ein Erbgut sind unter den Hausgenossen, da wird man den Meister verstehen. Er einte die Familienglieder, vom Großmütterchen spannte er den goldenen Bogen zum Enkelkinde." Frommel nennt das eine Predigt an das Geschlecht unserer Tage; „heute, wo so viele ihr Glück draußen suchen, über ihr Schicksal grollend, wo der Riß zwischen Reich und Arm sich unübersteiglich dehnt, da sind die Bilder Eduard Meyerheims, die nicht bloß in die Galerien gekommen, sondern die ihren Weg auch in die Wohnung des schlichten Mannes gefunden, eine laute Predigt: kehret ein ins Heiligtum des Hauses, suchet in liebender Pflege des heimatlichen Glückes, was ihr draußen nicht findet."

Beim Begräbnis des Physikers Kirchhoff (Januar 1888) hörten wir ihn über den Gelehrten sagen: „Bei so viel Wissen und Können welch ein schlichter einfacher Sinn, ein demütiges Herz in der Brust tragend, und ein demütiges Herz ist ein reines Herz. Das wahre Wissen beugt den Menschen und läßt ihn seine Schranken erkennen. Wir stehen am Meeresstrand und hören das unendliche Meer wogen und rauschen — ein Schauer überkommt uns, wie inmitten einer großartigen Alpenwelt. Gott so groß

und der Mensch so klein! — Zu seinem reinen Herzen gehörte auch jene Lauterkeit der Gesinnung, die die Sache selbst in erster Linie im Auge hat, die sich alles dessen entschlägt, was nur Schein ist und auf den Schein berechnet, die aber das gefundene Echte klar und rein darstellt, die die Wahrheit auch im leuchtenden Gewande gibt. — Er war ein Meister des Unterrichts; aber nicht bloß vom Katheder herab lehrend, er öffnete Herz und Haus jedem jungen aufstrebenden Talente, reichte ihm die Hand zum Weiterkommen, den guten Willen anerkennend und den Mut anfachend. Darum waren seine Schüler, die ihn bewunderten, zugleich die Jünger, die ihn verehrten. Bei viel Weichheit des Gemüts viel eiserne Energie, die den leiblichen Schmerz überwand und nur die eine Besorgnis hatte, den anderen zur Last zu werden. Aus seinen lichten blauen Augen aber leuchtete der klare Himmel eines Kindergemüts. So untersuchte er nicht bloß den Sonnenstrahl, um ihn für die Wissenschaft zu verwerten, sondern er ließ ihn auch licht und warm aus Herz und Augen leuchten, damit er andere erquicke."

Am Sarge des Literarhistorikers Karl Werder hielt Frommel im Jahre 1894 in der Garnisonkirche in Gegenwart des Schülers des Entschlafenen, Wilhelms II., und einer glänzenden Trauerversammlung die Gedenkrede. „Hätte dieses 86 jährige Leben uns nicht ein Vermächtnis zu hinterlassen? Geboren im Jahre 1806, hat diese fast 90 jährige Pilgerschaft Tiefe und Höhe des nationalen, Flut und Ebbe des geistigen Lebens, Auf- und Niedergang durchwandert mit offenem Auge und Sinn wie wenige. Mit ihm geht ein Stück einer reichen Vergangenheit zu Grabe.

Was er der deutschen Jugend gewesen, der er den Sinn und die Tiefe der Geistesschöpfungen unserer großen Dichter begeistert erschloß, welch idealen Anstoß für ihr Leben und Denken sie von ihm empfangen, wie er in seinem Wirken für die Entwickelung der dramatischen Kunst das ideale Banner hochgehalten und in einer Zeit der Verflachung und Versumpfung, der Verwirrung der sittlichen Begriffe daran festgehalten hat, daß nur das sittlich Wahre auch das künstlerisch Schöne sei — das alles soll ihm unvergessen bleiben. „Dein Alter sei wie deine Jugend." So haben wir ihn unter uns bis in die letzten Tage wandeln sehen, sein Auge nicht dunkel geworden und sein Geist nicht zerfallen. Was die Jugend köstlich macht, das ist doch der freudige Lebensmut, das Aufgetansein von Herz und Auge für die Welt über uns und um uns — dies stillbefriedigte Aufbauen einer Welt in uns, die nicht äußeren Glanzes und Stellung bedarf, um glücklich zu sein. Die Jugend begrüßt den Tag, wenn er kommt, und beweint ihn nicht, wenn er geht; sie lebt nicht von Verdienst und Anerkennung, sondern aus der milden Hand Gottes. Freude ist das Element der Jugend und das Leid nur der Schatten, sie lacht unter Tränen. Was aber das Alter unschön und häßlich macht, das ist Verbitterung, Klage und Anklage, das Loben der Vergangenheit und das Schelten der Gegenwart, jener Pessimismus, wie er Alte und Junge wie ein lähmendes Gift durchfrißt. Unser entschlafener Freund hat sich jene Jugend im Alter bewahrt; das lag eben an jenem demütigen und bescheidenen Sinn, der des Äußeren nicht bedurfte, um innerlich glücklich zu sein, wie er es einmal in einem Verse ausgesprochen:

„Klein sei dein Los,
Eng deine Schranke,
Nur dein Sinn sei groß
Und weit dein Gedanke.“

In reicher Erinnerung der Vergangenheit stehend, hat er doch das offene Auge und Herz für die Gegenwart, für die Menschen sowohl als für die sie bewegenden Kräfte, bewahrt. Wie der Baum im Alter seine Jahresringe weitet, so soll es auch mit dem Lebensbaum des Menschen sein. Das ist's, was uns frisch und jung erhält. — Noch ein anderes tritt hinzu, unser Alter der Jugend gleich zu machen, und das ist der Jungbrunnen der Liebe im Herzen. Die Liebe kennt nur den Frühling. So hat auch unser Entschlafener es einmal ausgesprochen:

„Gnade unser Hochgewinnst,
Unser Tagwerk ernste Feier,
Unser Wort der Hauch der Leier
Und die Liebe unser Dienst.“

Pietätvolle Treue und unbedingte Hingabe, Opferfreudigkeit bezeichnen sein inneres Wesen. Mit dem königlichen Hause verband ihn mehr als der äußere Dienst, wahre, aufrichtige Freundschaft. Lehrer, Berater und Freund zugleich, so hat er unter fünf preußischen Königen in unwandelbarer Treue gestanden, des Vertrauens sich erfreuend und nie es mißbrauchend. Das sagen die rührenden Worte aus dem Munde und die Kränze aus der Hand seiner königlichen Schüler und Schülerinnen. Aber auch über den Kreis der Seinen hinaus hat er, der kein Haus, noch Weib, noch Kind besaß, der Einsame, doch kein vereinsamtes Leben geführt. Um ihn her eine Familie, der

er in Wort, in Rat und Tat Liebes getan. So bleibt die Liebe denn der geheimnisvolle Jungbrunnen des Lebens und als leuchtende Wahrheit Emanunel Geibels Wort:

„Es blüht, es ist ein Lenz tief innen,
Ein Geistes-Lenz für immerdar.
Du fühlst in dir die Ströme rinnen
Der ew'gen Jugend wunderbar.
Die Flammen, die in dir frohlocken,
Sind stärker als die Aschenflocken,
Mit denen Alter droht und Zeit.
Es leert umsonst der Tod den Köcher,
So trinkst du aus der Liebe Becher
Den süßen Wein: Unsterblichkeit!"

„Dein Alter sei wie deine Jugend", so hoffnungsfreudig, wie es ihr eigen ist. Aus dem verborgenen Quell des Glaubens und der Hoffnung strömt die Jugendkraft in das Alter. Wohl weiß ich es, daß hier ein Heiligtum ist, das mit keuscher Hand berührt sein will. Die Wurzeln, die man bloßlegt, verdorren am sengenden Strahl des Sonnenlichts. Aber soviel darf ich sagen, er war ein Mensch der Hoffnung, die auf dem unerschütterlichen Glauben an die Realität einer geistigen ewigen Welt, an ein Land der Vollendung und Verklärung, ruhte. Das hat er in jenem Werke, das nicht bloß eine Arbeit seines ganzen Lebens, sondern auch Ausdruck und Inhalt desselben war, in seinem „Columbus", niedergelegt. Der Glaube an ein Land jenseits des Weltmeeres, um dessentwillen es sich verlohnte, sich in Ketten schlagen zu lassen, was ist er anders, als ein Symbol und Urbild aller Christenhoffnung? Das hat er mit dem Worte ausgesprochen:

„Wir sind nicht für die Qual geschaffen!
Umgürtet mit den Siegerwaffen
Des Herrn, stehn wir zu seinem Ruhm
In rauher Erde Heiligtum,
Den reinen Priesterdienst zu üben,
Des Ew'gen schaffend uns zu freuen,
Das Leid als Weihrauch ihm zu streun
Und nie gestört zu sein im Lieben."

Wie ein goldner Abendsonnenschein wurde ihm sein eigen Werk an seinem letzten Geburtstag vorgeführt. Dann sank die Sonne seines Lebens still und sanft, gemahnend an jenen Meister der Tonkunst, der durchschauert über seinem eigenen Werk bei den Worten: „Es werde Licht", leise den Todesengel nahen sah. Möge auch unser Heimgegangener, schauend, was seine Seele geglaubt, mit dem seligen Rufe: „Land, Land," die Ufer der ewigen Welt begrüßt haben."

* *
*

Die fruchtbare Tätigkeit Emil Frommels als Prediger und Liturg offenbart sich endlich auch in den gedruckt vorliegenden Sammlungen und Einzelausgaben seiner Reden. Mit einem ganz schlichten Predigtheftchen von 1856, aus der Feder des Karlsruher Diakonus, dessen Ertrag er der bedürftigen Familie eines entlassenen Sträflings bestimmt, begann Frommel seine geistliche Schriftstellerei. Es folgten die bereits erwähnten beiden Predigtbände, die die zehn Gebote und das Vaterunser auslegen. Dem Gebet des Herrn (zuerst 1860 erschienen), hat der Verfasser von der dritten Auflage an einen Anhang beigegeben, der die leitenden Gedanken seiner Vaterunserpredigten vom Jahre 1882

in Berlin skizziert. Nichts kann interessanter sein, als diese beiden Auslegungen mit einander zu vergleichen. „Der Alte ist milder“; und doch, bei aller Weite des Blickes und der reichen Lebenserfahrung, die ihn abgeklärt, ist die Verwandtschaft trotz der 25 Jahre, die dazwischen liegen, frappant. Bedeutend ist homiletisch aus dem Anhang die Exegese der dritten Bitte, die er auffaßt als einen Lichtblick in Gottes Herz, ein Grabgeläut für unseren Eigenwillen, einen festen Wall gegen allen bösen Willen, einen kühlen Schatten in allem Leid, als ein selig Scheidezeichen und eine gute Grabschrift. Die fünfte Bitte ist (am Reformationsfest) ein Schuldbrief — denn ihre Geburtsstätte ist das erwachte Gewissen; ein Freibrief — denn ihre Krone ist die freie Gnade Gottes in Christo; ein Mahnbrief zur Heiligung des Lebens. Die sechste Bitte deutet er am 2. Advent dahin aus: Schau in dich — sieh die Schlünde und Abgründe; schau über dich — zur sicheren Hand und bergenden Hütte; schau um dich — auf manche Warnungstafel auf dem Wege, dich mahnend zur Treue und Erbarmen. Zum Totenfest nimmt er die letzte Bitte als ein Gottesurteil, eine Gottesfrage, einen Gottesweg, Gottestrost und Gottesgruß; der Schluß des Vaterunsers aber wird zum Psalm am Jahresschluß: Die Armen sagen: Dein ist das Reich, die Schwachen: Dein ist die Kraft, die Gebeugten: Dein die Herrlichkeit, die Pilger in der Zeit: Du bist von Ewigkeit zu Ewigkeit, die Bittenden: Dein ist das Amen.

Eine gut getroffene Auswahl seiner pointierten Wupperfelder Predigten vereinigte der längst vergriffene Band Aus Fest- und Fastenzeit, Berlin 1872.

Die einzelnen gedruckten Reden Frommels zu mustern, ist nicht möglich; sie würden, zusammengestellt, eine Reihe stattlicher Bände füllen. Zwei Serien seiner Sommerpredigten, die er für die Schiffsgottesdienste des Kaisers geschrieben, hat Feldprobst D. Richter in seinem „Predigtbuch für S. M. Schiffe" (1898) vereinigt; besonders vier Auslegungen von Psalmen sind ihm wohlgelungen.

Das wertvollste Predigtbuch aber, das uns Emil Frommel hinterlassen hat, ist seine Auslegung des Evangeliums St. Lucä. R. Kögel verband sich mit Pank, Dryander und Frommel zur Herausgabe eines homiletischen Werkes über die vier Evangelien; Frommel fiel dabei das dritte Evangelium zu, das seiner künstlerischen Eigenart am meisten entsprach. Er predigte, im Zwange der übernommenen Pflicht, noch häufiger denn sonst über Lucasabschnitte und suchte den für seine Soldatengemeinde nicht geeigneten Abschnitten in Bibelstunden in der Woche beizukommen. Ich habe dem geliebten Lehrer bei dieser Arbeit erheblich helfen können mit meinen Stenogrammen, die sein lebendiges Wort treu festhielten und deren Übertragung ihm, der so wenig in den letzten Jahren von seinen Reden schriftlich fixierte, ohne erhebliche Mühe die druckfertige plastische Form ermöglichten. Wie oft hat er mir mit rührenden Worten schriftlich und mündlich dafür gedankt! Daß die finanzielle Entschädigung zu meinen mit den Jahren recht umfangreichen Arbeiten für den alten Herrn in gar keinem Verhältnis stand, gehört zu der „geschäftlichen Unmöglichkeit" Frommels und hat mich niemals ernstlich angefochten, so manche Verlegenheit das ja auch

mit sich brachte. Die Freude, ihm nahe zu sein, und der geistige Gewinn des Verkehrs mit ihm wogen solche Nöte bei weitem auf. *)

Frommels Lukaswerk ist ein Torso geblieben; der Tod hat ihm die Feder aus der Hand genommen. Aber die von ihm vollendeten Abschnitte sind von bleibendem Wert für die deutsche Predigtliteratur. Er widmete das Buch der Berliner theologischen Fakultät, deren Ehrendoktor er war, „als ein geringes Zeichen des Dankes und der Verehrung“, so sehr ihm das auch die frommen Rabulisten verdacht haben. Im Vorwort erklärt er: „Nur nach längeren Zwischenräumen konnte ich etwa vor dem nämlichen Hörerkreis predigen. Nichtgehaltene Predigten drucken zu lassen, ist aber nicht ratsam und hat etwas mißliches. Ich versuchte, das Bild des ‚Menschensohnes voll Lieb' und Macht' vor die Augen zu malen und seine Gestalt vor allem in den Vordergrund treten zu lassen. Der streng geschlossene Gang eines Markus-Evangeliums, die peinliche, historische Genauigkeit eines Matthäus, sowie der kühne Flug eines Johannes-Evangeliums finden sich bei unserem Evangelisten nicht. Dafür aber bietet er eine freie, große und menschliche Basis und manchen tiefcharakteristischen Zug im Leben

*) Wenn jedoch ein Leser des Frommelgedenkwerkes der Familie etwa in die Versuchung kommen sollte, Herrn Otto Frommel sein schönes Märchen von dem „schweren Gelde“ zu glauben, mit dem Emil Frommel seinem Stenographen die Lukasmanuskripte „abgekauft“ habe, die zudem noch ungenügend gewesen seien — so darf er bei mir die Briefe des alten Frommel einsehen, die zu schön sind, um sie preiszugeben, und er wird sich über die Rechnung und Gegenrechnung nicht wenig verwundern, die da aufzumachen wäre! Nein, wir verkehrten miteinander, „erhaben über Geld und jus.“

des Herrn, der den anderen Evangelisten fehlt. Kurz, je mehr hinein in dies Evangelium und in das Bild Christi, desto reicher und voller, desto bedeutsamer und, wenn ich so sagen darf: desto interessanter wurden mir seine einzelnen Züge, wie denn bei einem Portrait gerade die kleinen Züge es sind, die das Bild ähnlich machen. Ob ich dem allen gerecht geworden, mögen die Leser entscheiden. Ich muß mich des römischen Sprüchworts getrösten: ‚in magnis voluisse sat est'. Auch meiner Gemeinde biete ich diese Predigten als ein Zeichen treuen Verbundenseins, trotz ihrer Zerstreuung durch die Lande hin. Ist doch die Gemeinschaft am Evangelium die einzige, die Zeit und Raum überdauert."

Von zartestem Duft ist der Abschnitt über die Psalmsängerinnen auf dem Gebirge (Kap. 1) und reich und fesselnd die Auslegung der Weihnachtsgeschichte, die eine liebliche Kinderpredigt zum Abschluß bringt. Am Sonntag nach Weihnachten spricht er über den alten Simon, der mit seinem Leben das Geheimnis einer bleibenden Jugend löst, mit dem Kindlein auf dem Arm das Geheimnis eines seligen Todes, mit seiner Weissagung das Rätsel der Weltgeschichte. Die Bußpredigt des Täufers (Kap. 3) zerreißt den Schleier falschen Trostes, zeigt die blitzende Axt des Gerichts, legt die Beichte auf die Lippen und weist auf den Stärkeren, der mit Feuer taufen wird. Selbständig gedacht sind Frommels feinsinnige Ausführungen über Jesu Stammbaum, über die Versuchungen und über die Krankenheilungen Jesu, die sich mit den Dämonen des Neuen Testamentes theologisch und psychologisch abzufinden versuchen. Der Fischzug des Petrus (Kap. 5) ist der erste hohe Feiertag im Leben Petri; ein Sabbathtag, ein



Werktag, ein Bußtag und ein Ordinationstag. Hier steht das schöne Bild: „Es gibt eine Stelle im Atlantischen Ozean, in der Nähe der Azoren, wo kraft der wunderbaren Klarheit des Wassers die Sonnenstrahlen es so durchdringen, daß alle Gegenstände, auch die allergewöhnlichsten, in Juwelen verwandelt zu sein scheinen, blitzend im strahlenden Licht. So verklärt das Evangelium jeden rechten Beruf.“ Ein andermal erinnert er an das S. T. auf den Helmen der römischen Krieger, „**Semper talis**“, solle der Christ sich stets auf der Höhe seiner Stellung finden lassen und wie der Meister den Reuigen zum Frieden, den Harten zum Erbarmen und den Engen zur Freiheit verhelfen; oder er rühmt die Ordenssterne auf der Brust des Hauptmanns von Kapernaum: edle Menschlichkeit, tiefe Demut, kühner Glaube. Die Erweckung des Jünglings zu Nain mahnt ihn an das Bild von Spangenberg in der Berliner Nationalgalerie, der Zug des Todes, dem das Evangelium den Zug des Lebens entgegenstellt. Das Gleichnis vom vierfachen Acker führt er unter dem Nachtwächterruf seiner Heimat ein: Vierfach ist das Ackerfeld; Mensch, wie ist dein Herz bestellt? und fragt nach dem Wegacker, dem Felsacker, dem Dornacker und nach dem guten Land; und als man vor zehn Jahren sich heftig stritt über Glaube und Bekenntnis, sprach Frommel (im Anschluß an Kap. 8, 41—56) davon, wie Gott den schüchtern sich verbergenden Glauben zum Bekennen führt, den laut bekennenden aber hineinführt in die Tiefe des Herzensglaubens. Am Erntedankfest weist er seinen Hörern nach, daß sie genug, zu viel und zu wenig empfangen hätten, und am Totenfest gibt er die Parole aus (nach Kap. 9, 56 bis 60): Nicht Totengräber, sondern Lebensträger! Sehr

wichtig erscheint mir Frommels grundsätzliche Stellungnahme zu der sozialen Frage. Zu Kap. 12 schreibt er: „Jesus ist zu etwas anderem in die Welt gekommen, als um Erbstreitigkeiten zu schlichten, Fragen der Politik zu lösen und soziale Zustände zu ändern. Es ist keine Verherrlichung des Evangeliums, wenn man meint, es sei dazu in der Welt, um politische oder soziale Fragen zu lösen. Das ist etwas, das außerhalb seines Zentrums liegt auf der weiten Oberfläche. Das Evangelium will nicht eine Erneuerung der Weltordnung durch eine Reformation der Verhältnisse herbeiführen, sondern es will die Menschen erneuern; nicht das Übel vom Menschen, sondern den Menschen vom Übel lösen. Es will von oben her Kräfte des ewigen Lebens in diese zerfallende, sterbende und verderbende Welt hineinwirken lassen. Nur wer wahrhaft selbst lebt, wird auch andere leben lassen."

Zu dem Gleichnis vom reichen Toren (Kap. 12) heißt es einleitend: „Es gibt ein köstliches Bild eines deutschen Meisters, eine stille Predigt ohne Wort, zu unserm Gleichnis. Im luftigen Gemache sitzt der reiche Tor im behaglichen Sessel, das Antlitz so voll Lebenslust und Lebensübermut, als wollte er die ganze Welt herausfordern, und mit so sebstzufriedenem Behagen, als könnte an ihn sich niemand herantrauen, seine Ruhe zu stören. Auf dem Tisch quellende Trauben und Früchte und perlender Wein. Zu seiner Seite steht in untertäniger Stellung ein Baumeister, der ihm die Risse und Pläne zu neuen, großen Gebäuden zeigt, in zwei großen, steinernen Tafeln ausgeführt, die der Reiche mit Wohlgefallen anschaut. Seine Handbewegung zeigt, daß ihm der Plan gefällt und die Mittel zur Ausführung auch nicht fehlen. Aber unter dem reich-

gewebten Tischtuche hebt sich eine Knochenhand empor, und ein Totenschädel mit erloschenen Augen schaut den Reichen an, und die Knochenhand deutet auf eine Uhr, die die zwölfte Stunde zeigt. Es ist unser Gleichnis die farbenreiche Illustration zu dem Worte: Niemand lebt davon, daß er viele Güter hat, und zeigt, was es sei um einen Menschen, der nur reich an Gut, aber nicht reich in Gott ist.“ An Pfingsten aber fragt er mit Kap. 12, 49—56: Bist du auch mit Geist und Feuer getauft: leuchtet dir dies Feuer? wärmt dich seine Flamme? verzehrt dich seine Glut? Ich verweise in diesem zweiten Bande des Werkes — zu dessen äußerer Fertigstellung man nach Frommels Tode aus Kögels Nachlaß ergänzende Manuskripte herangezogen hat — auf die meisterhaften Predigten Frommels über die Gleichnisse des 15. und 16. Kapitels, auf die Osterpredigt über die geöffnete Grabespforte (als eine Ehrenpforte, eine Friedens- und eine Lebenspforte) und auf seine entzückende Homilie über die Geschichte von den beiden Emmausjüngern, an der er am zweiten Ostertage niemals vorbeigegangen ist.

Ich bin der Überzeugung, daß der exegetische Riesentorso des Lukas den Namen Emil Frommels dauernder, als seine gesammelten Reden es vermögen, und mit goldenem Griffel in die deutsche Predigtliteratur eingetragen hat. Das universalistische Evangelium des weiten Horizontes, das mitten durch Samarien hindurch hinaufzieht gen Jerusalem, und der malerischen Plastik hat in unserem Humanisten und Künstler seinen ebenbürtigen Bearbeiter gefunden.

XI.

Frommel als Wanderredner.

Es war in Basel, am letzten Junitag 1891. Eine Reihe christlicher Vereine und Gesellschaften feierte, wie alljährlich, an mehreren aufeinander folgenden Tagen ihr Jahresfest. In der schmucklos nüchternen Leonhardskirche war die Bibelgesellschaft versammelt. Drei Redner standen auf dem Programm, als letzter Emil Frommel. Der erste Geistliche sprach zu einer nur mäßig großen Zuhörerschaft; während der Ansprache des zweiten fing die Kirche an sich zu füllen, und als Frommel auf der Kanzel erschien, da wogte es in dem geräumigen Gotteshaus von Menschen; viele mußten umkehren. Die Türen wurden geöffnet, um den Draußenstehenden wenigstens einen Teil der Rede zu vermitteln. Wie gebannt hingen sie an seinen Lippen; sie waren zum Teil weite Strecken mit der Eisenbahn gefahren, um Frommel doch einmal in ihrem Leben zu hören. Eine Baseler Zeitung aber schrieb am nächsten Tag: „Es möchte wohl verlorene Mühe sein, die Ansprache des Herrn Frommel auch nur abgeblaßt wiederzugeben. Der einfache und doch so ergreifende Vortrag, die lebendigen Bilder, die er vor den Augen der Zuhörer vorüber ziehen ließ, das alles unter dem Eindruck seiner ehrwürdigen Gestalt, die einem schon vorher das Herz nahm, bis seine Worte die Fesselung

vollendeten: das muß man gesehen und gehört haben, geschrieben ist es nicht dasselbe." Es war der Zauber seiner Persönlichkeit, der alle und überall in ihren Bann zog. Der Künstler in ihm und der Volksmann feierten bei diesen Wanderfahrten jedesmal Triumphe. Er trug Feierstimmung in sich und teilte sie seinen Hörern mit. Die religiösen Gedanken, die er aussprach, waren ohne dogmatischen Beigeschmack, ihre Anwendung aufs Leben so faßlich und glücklich, daß sich ihnen niemand entziehen mochte. Max Reichard sagt: „Ich sehe uns alle noch, die wir solches miterlebt haben, wie wir, ob alt oder jung, mit dem Bleistift in der Hand uns seine Bilder und Geschichten notierten, und wie sind sie emsig weiter getragen worden in die Nähe und in die Ferne durch die, die ihn gehört."

Eine einzig dastehende Virtuosität besaß Frommel darin, als Wanderredner mit kühnem Wurf seine Rede in die Situation der Stadt, in der er sprach, oder in die Besonderheiten seines Hörerkreises scharf hinein zu stellen; durch diese liebenswürdigen und fast immer geistreichen Anspielungen auf die Lokalgeschichte oder auf individuelle Momente hatte es der Redner von vorn herein gewonnen. Ich will diese Kunst an einer Reihe buntgewählter Beispiele illustrieren. Als Frommel am 15. Januar 1895 in der Berliner Schloßkapelle die Predigt zur Eröffnung des Landtages halten mußte, da las er als Textwort Jeremia 28, Vers 7: „Suchet der Stadt Bestes, darin ich euch habe führen lassen, und betet für sie zum Herrn; denn wenn es ihr wohl geht, dann geht es auch euch wohl." Seine kluge Rede leitete er mit den Worten ein: „Die Institutionen machen es allein nicht, sondern die P e r s o n e n , die sie mit Geist und Kraft

tragen und erfüllen. Wer sind aber die Männer, die die Signatur tragen, daß sie das Beste ihres Volkes suchen und ein Herz für dasselbe haben? Laßt es mich mit dem Wort eines Mannes sagen, der von allem Hohen und Edlen, das Menschenherz und Brust bewegt, seinem Volke einst gesungen, den Fürsten den leuchtenden Edelstein in ihrer Krone, die Treue des Volkes, im Liede geschliffen, in schwerer Zeit das Banner der Freiheit, Ehre und Größe des Vaterlandes getragen, dessen Charakter so rein wie seine Lieder ist." Er zitiert Uhlands Spruch:

An seiner Väter Taten
Mit Liebe sich erbau'n,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertrau'n;
In solchem Angedenken
Des Volkes Heil erneu'n,
Um seine Schmach sich kränken,
Sich seiner Ehre freu'n;
Sein eignes Ich vergessen
Bei aller Lust und Schmerz —
Das heißt man, wohlermessen:
Für unser Volk ein Herz

und disponiert: der hat ein Herz für unser Volk, der seines Volkes Vergangenheit in pietätsvoller Treue bewahrt, seines Volkes Gegenwart mit klaren Augen erschaut, und selbstlos für seines Volkes Zukunft arbeitet und hofft. Mit allen Gruppen sucht er die Verständigung, wenn er sagt: „Es gilt schonen und pflegen, was in unserem Volk von angestammtem Recht, von ererbter Zucht und Sitte noch vorhanden ist. Nichts kann ein Volk weniger ertragen, als wenn man seine Vergangenheit zerstört und es zum Versuchsfeld grauer Theorien macht. Wir sollen keine Fabrikarbeit am Volke

tun, sondern Gärtnerarbeit, die den Baum wohl beschneidet, aber in seiner Eigenart beläßt;" die Aufgabe der Volksvertreter aber faßt er in das ergreifende Bild: „Im Norden unseres Vaterlandes, wo die Nordsee um die Dünen braust und das Land überfluten will, gibt es ein Amt der Deichgrafen. Bei Tag und Nacht und vornehmlich beim Sturme machen sie sich auf, um die Risse und Lücken, die die Flut reißt, zu verstopfen, und oftmals hat schon einer, wenn er nichts mehr zur Hand hatte, mit seinem Leibe sich in den Riß gelegt, bis Hilfe kam. Es bedarf des Einsatzes der ganzen Person und des Stehens in dem Riß." Dem Kaiser spricht er in der Predigt , die er ihm im selben Jahre an seinem Geburtstag (in der Schloßkapelle) gehalten, seine Wünsche in der eindrucksvollen Geschichte aus: „Ein junger Fürst ließ am Tage seines Regierungsantritts auf dem Dache seines Schlosses eine Glocke anbringen, deren Seil herab in sein Arbeitszimmer hing. Die wollte er läuten, wenn er sich mit seinem Volke glücklich fühlte. Er wollte es schon im ersten Jahre tun, da brach der Krieg ins Land — darnach kam Aufruhr, Seuche und Hungersnot. Nie konnte er läuten. Zuletzt fiel er in schwere Krankheit und Todesnot. Er hörte, daß das Volk draußen auf dem Schloßhofe für seine Genesung bete. Da zog er mit müder, fiebernder Hand die Glocke — er war mit solchem Volke glücklich."

In Nürnberg, wo er im Jahre 1891 einen beachtenswerten Vortrag über „Bedeutung und Hebung christlich-deutscher Sitte in Haus und Volk" hielt, schlägt er einen heiteren Ton an: „In einer Stadt wie Nürnberg", so führt er sich ein, „wo jedes alte Haus und jede alte Straße Zeugen deutscher christlicher Sitte, jeder Stein ein redender Denkstein des Sinnes der Väter, einen Vortrag über

christliche Sitte zu halten, schien mir verlockend. Verband sich doch einst mit dem Namen Nürnberg für ein deutsches Gemüt alles, was unser Volk vom besten in Wort und Lied, in Farbe und Bild, in Erz und Stein besitzt; wer Deutschland in seiner Art, Herz und Gemüt in einem suchen und finden wollte — der dachte an Nürnberg. Unsere Kinder gedenken an die süßen Leckerbissen, an denen sie sich den Magen verderben, des Spielzeugs, womit sie sich die Zeit vertreiben; unsere ebenso lernbegierige als lernmüde Jugend denkt mit Wehmut an den Nürnberger Trichter; unsere Lehrlinge und Gesellen an die Zunftstuben und Meistersinger; unsere Maler an Albrecht Dürer und unsere Bildhauer an Peter Vischer und Adam Krafft; unsere zaghaften Poeten trösteten sich Hans Sachsens und unsere Juristen des Versleins: Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn zuvor."

Mit begeisterter Seele hing Emil Frommel an zwei kirchlichen Vereinserscheinungen: an den Kirchengesangstagen und an den Jahresversammlungen des Gustav Adolf-Vereins. Die Pflege des Gesanges, hier besonders des Chorgesanges, durfte seiner Förderung unter allen Umständen sicher sein. Sein ganzes Denken und Fühlen war ja mit der Musik, der heiligen und der profanen, aufs innigste verwoben. Nach einer Predigt in der Berliner Marienkirche, der er einen überraschenden Text zu Grunde gelegt hatte, fragte ich ihn, wie er darauf gekommen sei, gerade dieses Psalmwort zu wählen. Er antwortete: „Ja, weißt du, mir ging ein Tonsatz von Palestrina durch den Sinn über das Wort — ich konnt' es aber in der Bibel nicht finden und habe mit der Konkordanz eine halbe Stunde suchen müssen, bis ich's hatte." So

vermittelte ihm die musica sacra seine besten Gedanken; er hing darum an manchen Worten, besonders des alten Testaments, so fest, weil sie in den Oratorien von Händel, Bach und Mendelssohn sich ihm musikalisch eingeprägt hatten, und er hat gestanden, er müsse, wenn er sie zitiere, an sich halten, daß er sie nicht singe statt spreche. Was er aber als Liturg in seiner Gemeinde praktizierte, das faßte er, einem inneren Bedürfnis folgend, gern auch gedankenmäßig zusammen und bot es einer verständnisvollen Festversammlung in kunstvoller Rede dar. Ein wahres Kabinetstück in dieser Hinsicht ist eine Predigt vom September 1883 in der Katharinenkirche zu Frankfurt am Main. Im Anschluß an Psalm 98 zeigt der Festredner, wie Wunder Lieder wecken und Lieder Wunder wirken. „Schon jedes tiefere weltliche Lied muß seinen Text aus einer geheimnisvollen Tiefe schöpfen, aus einer Welt der Schönheit, aus Wundern der Seele — es rauschen des Gesanges Wellen aus einem unentdeckten Quell. Was so sonnen- und wasserklar vor Auge und Ohr liegt, vermag nicht begeisternd zu wirken; was uns ergreift im Liede, das ist die dahinter liegende Welt der Gedanken. Wer will bestimmen, aus welchen Mächten eine Symphonie strömt, welche Welt von Gedanken sie anschlägt?" So greifen die Naturlieder in die Schöpfungswunder, und auch die Liebeslieder singen von seligen Wundern. Die Rede zeigt den engen Zusammenhang zwischen der heiligen Geschichte und einer heiligen Welt der Töne bis zur Gegenwart und weist auf Gemeindegesang und Kunstgesang als auf das Echo des Menschen, das die göttliche Stimme zurückgibt. Nun die Wirkung des Liedes: „Mit geheimnisvollem Weben ist ein Lied umgeben. Wer möchte sagen, was

irgend ein Lied ausgerichtet an Herzen, in denen alles zu schlummern schien. Wir sind in der Stadt Goethes. Den umnachteten Faust läßt der Dichter durch den Osterglockenklang und den Sang der Osterlieder vorm letzten dunklen Schritte bewahrt werden und unter den Tönen des dies irae läßt er die Schuldbeladenen zusammenbrechen. Er selber aber schreibt in alten Tagen, als er die Weihnachtslieder hört: „Der Türmer hat sein Lied geblasen: Gelobet seist du, Jesu Christ. Ich habe diese Zeit im Jahre sehr gerne und die Lieder, die man darin singt." Rechte Lieder sind eine Streitmacht, eine Trostmacht, eine Friedensmacht. „Schaut euer Gesangbuch an", ruft er, „wie an der Bibel, so haben an ihm alle Geschlechter, Alter, Stände, Jahrhunderte gearbeitet. Hier ist nicht Fürst noch Schuster, nicht Mann noch Weib, sondern eine große Gemeinde! Unsere Lieder stammen aus allen Kirchen und Denominationen. Die altchristliche und römische Kirche, die lutherische und reformierte, sie alle singen in einem Chor. Dazu hörst du die Klänge des Liedes auf der Gasse, die schönen Weisen unserer Volkslieder, hereingenommen und zusammenklingend mit dem Kunstgesang. So schlingen die Lieder das Band um getrennte Brüder."

Nach seiner konfessionellen Seite konnte man Frommel keine größere Freude machen, als wenn man ihn bat, für den Gustav Adolf-Verein zu sprechen. Vor mir liegt ein gutes Dutzend gedruckter und geschriebener Predigten von ihm aus den verschiedensten Städten Deutschlands, die dem Liebeswerk an den unter katholischer Bevölkerung zerstreut lebenden Protestanten dienen. Aber wie viele Gustav Adolfpredigten mag Emil Frommel in den fünfundvierzig Amtsjahren überhaupt gehalten haben — und wie viele tausend

Mark dadurch den bedürftigen Diasporagemeinden in Österreich und am Rhein zugewendet! Brachte er es mit dem Zauberstab seiner Rede doch dahin, daß nach einer einzigen Festpredigt vierhundert Taler als Kollekte sich vorfanden! Was Frommel als Kollektant vermochte, davon hat er uns bei seinem Besuch in Basel öffentlich folgendes erzählt: „Ich war einmal auf einem Missionsfest, tief in Westfalen, in Bünde. Weit liegen die Ortschaften voneinander, aber die Bauern fahren in großen Wagen; denn diese Bauern sind reiche Herren, die vierspännig kommen, die Wagen mit Maien und Birken bedeckt, man kann so traulich darunter sitzen. Und sie nehmen auf der Straße mit, wen sie antreffen, jeder muß mit. Das ging auch damals so, bis — fünfzehntausend Menschen beisammen waren. In drei Kirchen haben wir gepredigt, und nachher noch in einem großen Raum. Und wißt ihr, wieviel die Kollekte betrug? 97 000 Mark! Alles nur von den Bauern. Da war nicht nur Gold und Silbergeld drin, sondern auch Schmuck von ihrem Hals, schöne Bernsteinketten, wie sie dort die Frauen und Mädchen tragen, silberne Spangen, die sie als Kopfschmuck haben, und Armspangen der Bauernmädchen. Die wurden frisch gegeben und hineingelegt. Das alles wurde tale quale zusammengepackt und in einem großen Sack für die Rheinische Missionsgesellschaft nach Barmen gebracht." Beim Sortieren dieses Geldes fielen Frommel nacheinander die fünf Taler in die Hände, über deren Inschriften er so oft und erfolgreich geredet hat: der Preußische mit dem „Gott mit uns", der Österreicher mit „Viribus unitis", der Braunschweiger: „Nunquam retrorsum", der Hannoveraner „Nec aspera terrent", und endlich „Gott segne Sachsen!" Zumeist diente ihm bei solchen Anlässen der

biblische Text nur als herkömmlicher Ausgangspunkt; was er sagen will, hat mit diesem Motto nicht viel zu tun, steht auch vorher bereits fest, und kommt in der Predigt rein dekorativ zur Verwendung. Umso origineller aber ist die ganze Anlage. Luthers Wort in Worms „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen", bezeichnet des Vereins gutes Recht, dringende Aufgabe und selige Zuversicht (Duisburg 1865); elf Jahre später verwebt er in Erfurt das Gedächtnis Luthers mit dem des schwedischen Retters des deutschen Protestantismus, der hier nach dem Siege über Pappenheim an der Spitze seines finnischen Kürassierregiments einritt. Echt protestantisch klingen die geweihten Worte: „Wir sind keine fertigen Leute. Langsam steigt der Bau aus der Tiefe, soll es anders kein loser Bau sein — wir erbauen uns nicht durch äußeres Kommando und Zwang, sondern durch den heiligen Geist, der uns in alle Wahrheit leitet und die Glaubenssätze zu Glaubensschätzen uns macht. Aber dann brechen wir auch als erbaute Bauleute hervor. Wir bauen den Brüdern die Kirchen, daß sie mit uns erbaut werden; nun helfen wir, die Erquickten, den Verschmachtenden. Darum willkommen jede Hand, und wär's eine Kinderhand, die nach dem Plane des großen Bauherrn mitbauen will an der Gottesstadt unter Hammerschlag und Meißelhieb — aber keine Hand, und wär's eine Männerfaust, die nur Petri Schwert gegen Petri Stuhl zückt, kein Fuß, der nur wider Rom und nicht gen Zion ziehen will." Was ihm gerade diesen Verein so besonders lieb machte, das war seine kirchenpolitische Weite, die allen Richtungen Licht und Luft in seiner Mitte gönnte: „Wollten wir aus unserer Sache eine Parteisache machen, sie hätte den Tod im Leibe. Auf dem Grund des Glaubens müssen wir

uns in der Liebe achten, in der Liebe tragen lernen. Das ist ein Segen unseres Vereins, daß er keine Landesgrenze und Kirchengrenze kennt, daß er sein Zelt über alle spannt. Er ist kein Papst, wohl aber ein rechter Pontifex, der die Brücke schlägt zwischen Süd und Nord, über das Weltmeer hinüber und auch von einem Herzen zum anderen unter uns.“ An den Festen wenigstens sich wieder finden aus den Privatinteressen, um den „Kantönligeist“ los zu werden — „ich bin auf so manchem Feste gewesen, da hat's mich doch mitten im hohen Sommer gefroren, da lagerte eine werktägliche Eiseskälte, das war kein Sonnentag“; sogleich aber setzt sich ihm die Mahnung um ins Bild: „Ich komme von den Gasteiner Bergen. Dort braust hoch und voll der Wasserstrahl herab, wenn von den Tauern der Schnee schmilzt; aber inmitten des Falles, aus einem Felsen, sprudelt eine der warmen Quellen — man merkt sie nicht vor all dem Wasser — aber wenn im Herbst und Winter die Bäche sich zurückziehen und sparsam fließen, da dampft sie mächtig und warm in den Winter hinein. Ach, wenn auch der Strom der Jugendkraft und Schaffenslust dahin geht, behaltet doch die warme Quelle, behaltet die Liebe.“ Rom gegenüber mahnt er auf der Hut zu sein: „Täuschen wir uns nicht. Rom ist nie größer gewesen als im Unglück; je gebundener die Personen, desto entbundener die Prinzipien.“ Selbst das Martyrtum der deutschen Bischöfe — man schrieb das Jahr 1876 — kann ihm nicht imponieren: „Was sie an Entbehrung und Mangel tragen, das haben tausendfach unsere evangelischen Pfarrer mit Weib und Kind erfahren, nur mit dem Unterschied, daß jene ihre Leiden an die große Glocke hängen und wir geschwiegen haben.“ Ein „echter Frommel“ aber ist der Schluß, der zur

Kollekte sanft überleitet: „Dort drüben liegt Eisenach; da hat der kleine Luther einst vor den Toren sich das Brot ersungen. Auch unserem jungen Verein hat manche Frau Cotta die Hand aufgetan. Hier in Erfurt mußte der junge Mönch hören: cum sacco per civitatem, mit dem Sack durch die Stadt — so klopfen auch wir an. So tue du denn Herz und Hand auf. Laß dir einen Rat geben: kommt dir z. B. ein Mansfelder Taler in die Hand, halt ihn fest und sage: du gehörst dem Gustav Adolf-Verein; du kommst aus Luthers Bergwerk her — daher kam uns das Gold des Evangeliums — darum das Silber her für die Brüder!" Wer hätte dieser zwingenden Logik der Liebe widerstehen können? Und wen hätte der zarte Dank des Festpredigers in der Blumenstadt nicht gerührt: „Die Stadt, die uns geladen, die Festung hat sich in einen Blumengarten verwandelt, dessen Pracht und Fülle uns entzückt. So müßte jede Gemeinde Festung und Blumengarten zugleich sein. Aber auch wir sind gekommen; jeder Verein bringt eine Blume zur Ausstellung. Aber es sind zumeist welke Blumen, die da warten auf einen milden Tau. Da und dort ein kleiner Sprößling aus dürrem Erdreich, Passionsblumen, Eisblumen aus Norden, halbverdorrte Blumen aus Süden, aus „über Land und Meer" ein Blumenstrauß. Aber sind wir nicht selber eine Wunderblume aus Gottes Garten? Unter so viel Frost und kaltem Winter, neben so viel stachlichten Disteln und Dornen des Streits und Zankes dennoch trotz Sturm und Schnee emporgetrieben aus dem mütterlichen Schoß unserer Kirche in allen Landen, ein Friedenskind — — so ist das doch die schönste Blume, die Erfurt sah: die Victoria regia der Liebe, die da gesiegt hat!"

Bei dem fünfzigjährigen Jubiläum des Gustav Adolf-Vereins in Lützen (September 1882) durfte natürlich Emil Frommel nicht fehlen. Nachdem sein Freund Gerok am Vormittag die Festpredigt gehalten, von der Frommel später begeistert sagte: „Da stand er auf freiem Felde auf der hohen Kanzel, in seinem seidenen Talar und dem goldenen Prälatenkreuz, dem wehenden Silberglanz um die Schläfe, eine wahre Prophetengestalt, und hielt jene feierliche, unvergeßliche Predigt vor der lautlosen, vieltausendköpfigen Menge" — sprach Frommel am Abend das Schlußwort. Er war auf der Höhe der Feststimmung. Der Schwedenstein wird ihm zur Memnonssäule, die ihm singt

Von der Helden Tod,
Von der Brüder Not,
Von der Liebe Morgenrot,
Vom starken Herrn und Gott.

Vom Schwedenstein weist er hinüber auf den Napoleonsstein, „wo der Korse saß, der Mann mit der ehernen Stirn und eisernen Faust und der Schlacht zuschaute" und mahnt, die errungene Geistesfreiheit dankbar zu nützen. „Ich habe jüngst hoch oben in Steiermark eine ehrwürdige Bibel gesehen, über dreihundert Jahre alt, zerfetzt, verbrannt, sah sie aus wie heute früh die Schwedenfahne. Sie war in mancher Schlucht vergraben gewesen vor den nachspürenden Dragonern — aber gerettet. Mit ihren Scharten und Wunden war sie ein lebendiges Zeugnis der Drangsale der vergangenen Tage. Jetzt haben wir Gottes Wort frei — aber bei wie vielen liegt's tot und bestäubt, vielleicht beim Unwetter hervorgeholt und wieder auf den Sims gelegt, wenn

Blitz und Donner vorüber sind.“ Gerok hatte recht, wenn er dem Freunde hernach das ehrenvolle Albumblatt stiftete:

. . Auch dir, dem treuen Kampfgenossen,
Am heißen Tag der Lütz'ner Schlacht,
Der dort das Beste „abgeschossen“,
Freund Frommel sei mein Gruß gebracht!
Du, der als schon der Tag sich neigte,
Den Sieg entschied im Abendlicht
Und allen Hörern packend zeigte,
Wie man dem Volk zum Herzen spricht.

Noch dreimal hat er in den folgenden Jahren auf Gustav Adolf-Festen „den Vogel abgeschossen“. In der Johanniskirche zu Düsseldorf (1886) umfängt ihn die Poesie des Rheines und nimmt ihn auf ihre Schwingen. „Wir sind am Rhein“, jubelt er, „mit diesem einzigen Worte steht in einem deutschen Herzen alles auf, was von Hohem und Herrlichem drin sich regt. Gedenkt unser Volk des Rheins, dann flammt das Auge, das Herz gedenkt der Dränger von Jugend auf, die Hand fährt zum Schwert, zur Wacht am Rhein. Wir eilen seine Ufer entlang und schauen seine rebenumkränzten Hügel, darauf sein Feuerwein wächst, die Trauernden zu laben. Wir schauen empor zu seinen verlassenen Kaiserstätten, zu seinen verfallenen Burgen, und sie reden von deutschen Reiches einstiger Herrlichkeit und Pracht; wir schauen zu seinen Domen, die in den Wellen sich spiegeln und hören ihr tiefes Geläute. Was sagen uns des Rheines Wellen, seine Reben, seine Burgen, seine Dome?“ Und er disponiert, Künstler und Prediger in einem: „Des Rheines vielumkämpfte Wogen rauschen: Wachet! Seine grünen Reben mahnen: Wachset! Seine zerfallenen Burgen treibet: Bauet, seine hohen Dome läuten: Betet. Wieder geht es scharf über den Ultramontanismus her — dem red-

lichen Manne war aller jesuitische Schein in der Seele zuwider; er klagt: „Nicht umsonst tönen nach der Sage am schönen Rhein die süßen berückenden Lieder der Lorelei, die Schiffer und Kahn verschlungen. Es haben die welschen Gesänge der ‚großen Nation‘ einst unser Volk betört und undeutsche Deutsche gemacht. die innerlich Geknechteten auch äußerlich geknechtet — die römischen Lieder werden dasselbe tun und unevangelische Evangelische machen, die schließlich ein Raub Roms werden. Es führen viele Wege nach Rom, einer nur in den Himmel.“ An dem Portal einer schlesischen Kirche hat er tiefe Einschnitte in die Quadersteine gesehen; „sie rühren daher, daß die junge Mannschaft, ehe sie hinab zog in die Schlacht, dort ihre Schwerter wetzte — im Heiligtum sollen auch unsere Waffen geweiht und gefeit werden, im Heiligtum weht aber der Geist der Wahrheit und der Liebe.“ Immer neu sprudeln ihm die Bilder: er will aussprechen, daß jede Festfeier die Feiernden auch ins eigene Herz und Gewissen führt und sagt: „Ich war jüngst zu Augsburg. Dort ist jenes Gäßlein, durch welches Luther fliehend dem Legaten entkam. ‚Da hinab‘ ist sein Name, weil ein Bürger ihm mit diesem Wort die Rettung wies. ‚Da hinab‘: durch diese Gasse der Demütigung muß jeder Festzug, will er anders zur Festhöhe gelangen.“ Sinnend gedenkt er der Kirchengeschichte, die sich am Rhein abgespielt: „Geht nicht längs des Rheines durch die verweltlichte Kirche des Mittelalters jener stille Zug der Gottesfreunde von Basel an bis hinauf nach Köln, redet nicht ein Tauler gewaltig in seiner „Deutschen Theologie“? Ist nicht hier aus der Nähe jenes wundersame Büchlein aus der Klosterzelle geflogen, „von der Nachfolge Christi“? Sind hier nicht die Reformatoren vor der Reformation aufgestanden,

wie ein Johann Wessel? Haben nicht einst auf den Scheiterhaufen zu Köln die Zeugen evangelischer Wahrheit die Krone aufs Haupt empfangen? Sang nicht hier im nahen Felsental Joachim Neander seine unvergeßlichen Lieder? Und hat nicht der Herr hier am Rhein, inmitten der römischen Macht und des gewaltigen Festungsvierecks von Köln, Mainz, Trier und Paderborn sich je und je eine Gemeinde erhalten, protestierend gegen alle Anmaßung des römischen Bischofs?" Er bittet die Bibel Luthers sich in ihrem unerschöpflichen Reichtum zu erhalten durch fleißigen Gebrauch — „bei einer Hausweihe in Steiermark wunderte sich der Senior, daß in dem neuen Haus eine alte Stiege geblieben sei. Der junge Hausherr nahm den Senior die Treppe ansteigend mit hinauf; da hielt er an einer Stufe stille und drehte an zwei Schrauben, das Stufenbrett sprang auf. „Da schaun's, Herr Senior!" Drei Bibeln lagen drin, drei Gesangbücher und Katechismus. „Das ist die Bibel vom Ururgroßvater, vom Urgroßvater und Großvater. Da haben sie sie versteckt, wenn die Kroaten gekommen sind und gesucht haben, in der Nacht haben sie sie herausgeholt. Das ist die Segensstiege im Haus, die tu' ich nicht hinaus, Herr Senior."

Im Juni 1888, unmittelbar bevor ihn die telegraphische Aufforderung erreichte, dem heimgegangenen Kaiser Friedrich in der Berliner Garnisonkirche die offizielle Gedächtnispredigt zu halten, war Frommel der Mittelpunkt der fünfzigjährigen Gustav Adolffeier in Stuttgart. Hier war es ihm heimatlich wohl, er wußte sich von seinen Süddeutschen verstanden. Nach einer launigen Ansprache am Vorabend, von der der „Schwäbische Merkur" meinte: „Wie soll ein gewöhnlicher Mensch das nacherzählen? Das ist als ob ein

Rabe den Gesang einer Nachtigall nachmachen wollte. So etwas muß man eben selber gehört haben — denn da blitzte und funkelte und wetterleuchtete es beständig von Geistesblitzen wie ein Raketenfeuer" — kam der Haupttag mit der Festpredigt in der Stiftskirche. Frommel, der doch wahrlich an volle Kirchen gewöhnt war, war überrascht von dem Menschengewoge. „Sie saßen selbst auf der Kanzeltreppe, bis oben hinauf", erzählte er mir, „so daß ich allerdings diesmal bestimmt nicht über die Köpfe hinweg gepredigt habe." Seine Predigt, in der Anlage ein älteres Muster, nennt 2. Corintherbrief Kapitel 9 einen Hirtenbrief des Paulus in betreff der Steuer an die Glaubensgenossen, in dem zu lesen sei ein treffliches Lob für ihr treues Sammeln bisher, eine ernste Warnung vor einem Rechenfehler, eine frohe Nachricht von einem gut angelegten Kapital, eine selige Anweisung auf eine reiche Firma. In dieser Disposition ist die ganze köstliche Naivetät, die Emil Frommel eignete, ausgedrückt; jeder andere wäre bei diesem Gedankenbau verunglückt — ihn bewahrte das unbedingte Vertrauen seiner Hörer zu seiner Feinfühligkeit und seine Poetennatur vor jeder Entgleisung. Selbstverständlich wird auch hier das Land und seine Bewohner, Geschichte und Sage zum Gleichnis, und wo er nur hingreift, da sproßt eine Gedankenblüte: die Liebe ist der Beutel des Fortunatus, je mehr er gab, desto mehr hatte er; der Gedanke etwas zu geben, ist wie der Schneeball der Kinder: je länger man ihn bei sich behält, desto rapider schmilzt er und wird schließlich zu Wasser. Bezeichnend für Frommel ist vor allem der Schluß. In dem Berliner Entwurf dieser Predigt, den er mir diktierte, hatte er den Schluß der Rede an die gemalten Chorfenster der Stuttgarter Stiftskirche angeknüpft,

an die steinernen Gestalten zu seiten des Chors, an den württembergischen Reformator, der unter der Kanzel begraben liegt. Aber der Stiftsprediger D. von Burk, der die Eröffnungsrede hielt, nahm diese Gestalten zum Faden seiner eigenen Ansprache, und Frommel war um seinen Schluß gebracht, auf den er immer viel hielt. Allein die Verlegenheit währte nur einen Augenblick: er hatte sich tags zuvor die Glocken der Kirche besehen — und flugs „baute“ er einen neuen Abgesang: Die große Glocke Osanna mahnt zum Gebet für jede Arbeit, die Gallusglocke mit dem Namen des irischen Heidenmissionars ist die Heidenmission, die dritte Glocke mit der Inschrift: Gottes Wort bleibt ewig, die Bibelgesellschaft, das Silberglöcklein um Mitternacht: die Innere Mission, die Sturm- und Feuerglocke, das ist die Hilfeleistung des Gustav Adolfvereines. Die Frauenkirche in Dresden hat (im Jahre 1894) Frommel zum letztenmal als Gustav Adolf-Festredner erlebt. Die Lutherstatue am Portal der Kirche läßt er sich nicht entgehen: er predigt von Luthers Gruß zu Gustav Adolfs Werk und weist die innige Verflechtung beider Männer mit Sachsen auf. Aber damit war's nicht genug: Dresdens Wahrzeichen mußten zur Symbolik herhalten! Und so hören wir den Dichter: „Von deiner Elbbrücke ist einst das goldene Kreuz hinabgestürzt. In der Tiefe liegt es begraben. Die Fluten rauschen darüber hin und haben es immer tiefer in den Grund getrieben. Keine Menschenhand hat es aus dem Strom gehoben. So treibe jede Strömung der Zeit Christi Kreuz nur tiefer in den Herzensgrund; gedenke deines Kurfürsten, der gesagt, als er gen Augsburg zog: Christi Kreuz ist mir lieber denn mein Kurfürstenhut. Du zeigst im grünen Gewölbe deine Schätze. Noch leuchtendere Edelsteine und herrlichere Perlen

sind deine Armen, deren Tränen du getrocknet. Diese barmherzigen Samariter sind deine Nobelgarde. Du hast deine Elbe: sie ruft dich zur Arbeit und Treue. Sie kommt von den Bergen Böhmens, dem Märtyrerlande, das einst zu 9/10 evangelisch war, sie fließt an Meißen, Dom und Albrechtsburg vorbei, erinnernd an die Treue gegen dein Fürstenhaus, gegen Kaiser und Reich, gegen deinen Gott; sie eilt nach Wittenberg, dich mahnend an dein Bekenntnis. Sie erzählt dir warnend von Magdeburgs Flammen und Trümmern; sie ruft an ihrer Mündung das Lebewohl aller der Evangelischen, die auf den Schiffen hinaus in die Diaspora ziehen. In der Elbe Grund liegt die Kette, die die Schiffe zu Berg und Tal bringt — so laßt eure Liebeskette im Strome liegen. Nicht fern ist euer Königstein, eine Feste in Fels gehauen und verwahrt, mit reichem Proviant versehen. Von Feindeshand kann sie nicht genommen werden, aber verraten kann sie werden, wenn die Besatzung nicht treu ist" u. s. w. Man kann zugeben, daß hier manches nahe ans Spielerige kommt, und muß doch die hohe Kunst Frommels bewundern, die ihn zu einem Gelegenheitsredner allerersten Ranges machte.

Ebenso oft sahen ihn die Feste der Heidenmission und der Stadtmission. Aus der großangelegten Predigt in der Thomaskirche in Leipzig (1884) für den Missionsverein hebe ich den Eingang heraus, der ein Frommel ans Herz gewachsenes Bild gibt, das er nicht müde wurde zu wiederholen: „Fern im Süden unseres lieben Vaterlandes, dort wo der Schwarzwald seine Abhänge hinunter sendet nach dem Bodensee, steht die alte Feste Hohentwiel. Ihre Mauern und Zinnen zeugen noch von entschwundener Pracht, aber auch von dem kühnen Trotze und der Fröhlichkeit, mit der

an diesem Bau gearbeitet ist. Mag freilich eine harte Arbeit gewesen sein, den hohen Felsen hinauf die Bausteine zu schaffen in Sonnenglut und Wintersfrost. Eine alte Inschrift aber besagt, was den fröhlichen Bau gefördert. Es sollte nämlich jeder, der einen Stein hinauftrug zur Burg, um sie ausbauen zu helfen, von dem Burgherrn einen frischen Trunk erhalten. So ging es an ein fröhliches Arbeiten. Es labte der Trunk, es lohnte noch mehr von den Mauern herab die entzückende Aussicht auf die fernen Alpen, im Morgen- und Abendrot glühend." Nun hat er die Symbolik gewonnen: das Fest der erquickende Trunk bei der Arbeit an der Burg Gottes, da man Umschau hält. Gern erzählt er auch die Legende von Richard Löwenherz, der im Trifels gefangen war, bis sein Sänger Blondel ihn befreite; mit einem Lied aus der englischen Heimat, das die beiden oft gesungen, zieht er singend von Burg zu Burg, bis ihm aus dem Trifels das Echo im Liede entgegenklang und er wußte, wo Richard saß. Das Evangelium singt dies Heimatlied, der Mensch in der Fremde antwortet und läßt sich finden. Die Predigt schließt mit der Leipziger Erinnerung: „Wir feiern in der Kirche Joh. Seb. Bachs. In seiner Kantate „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit" schlingt sich in den Satz: „Es ist der alte Bund, Mensch, du mußt sterben", der andere jubelnd und sehnsüchtig hinein: „Ja komm, Herr Jesu" — so tönt in das Lied vom Weltuntergang das selige Lied der Missionsgemeinde, so ist die Weltgeschichte schließlich Missionsgeschichte, Geschichte der Liebesgedanken Gottes mit der Welt." Das 100jährige Jubiläum seiner alten Gemeinde Wupperfeld führte ihn im Sommer 1877 nach Barmen. Er predigte in der von ihm erbauten Johanniskirche über Psalm 84, dem

er das Lob der Hausgenossen entnahm über die Wohnung im Hause Gottes; sie finden darin einen traulichen Zufluchtsort für die Heimatlosen, eine reiche Herberge für die Wandernden, ein treffliches Rüsthaus für die Kämpfenden, einen seligen Vorhof für die Scheidenden.

Der Anfang Mai 1887 gestaltete sich zu einer Predigtreise durch die badische Heimat, deren Ertrag Frommel in einer eigenen Sammlung „Aus der Heimat für die Heimat" niederlegte. Er schildert seine Eindrücke in der Heimat mit den Worten: „Nach Jahren wieder, am sich neigenden Lebensabend, in die Heimat für länger zu kehren, in welcher man den Morgen und den Mittag durchlebt, hat sein Licht und seinen Schatten. Freude und Wehmut treffen sich nahe im Herzen. Man sucht alte traute Stätten auf — sie sind entweder völlig verschwunden oder doch so verändert, daß man sie nicht mehr erkennt. Aus bekannten Häusern schauen unbekannte Gesichter den Fremdling an, der so fragend hinaufsieht; will man Freunde aus alter Zeit aufsuchen, die meisten trifft man am sichersten zu Hause — auf dem Friedhof. Und wenn auch noch alles so wäre wie ehemals — man ist selbst ein anderer geworden. Das ist die Wehmut dabei. Und doch läßt sich die Freude nicht bannen. Schließt sich doch der Ring unseres Lebens wieder von seinem Ende an den Anfang. Klarer als die Erinnerung an das Heute ist das Gedächtnis an das längst entschwundene Gestern. Ein glückliches Kind wieder zu werden, ist ein seliger Wunsch des Alters. Und wie wacht die Jugend wieder auf! Hat die Fremde auch an dem Manne geschliffen, und das Herz geweitet, den Blick geschärft — das Beste hat man doch als Kind in der Heimat empfangen und unbewußt — ach, auch oft ungedankt! — eingeatmet.

Seine Eigenart (wenn man den Mut hat, sie zu bewahren) empfing man aus dem mütterlichen Boden, wie jeder echte Wein von dem Boden etwas an sich haben muß, dem er entwachsen. Das Tiefste aber, das uns in der irdischen Heimat ergreift, das ist doch ihr stiller Hinweis und Fingerzeig nach der ewigen Heimat. Auf die Stätten unserer kleinen Leiden in der Kindheit schauen wir jetzt lächelnd zurück; was uns damals so groß und schwer drückte und dünkte, wie klein ist es uns geworden, jetzt dem Leid gegenüber, das wir in Mannesjahren erfahren. Vor uns steht nur noch die selige Freude der Kindheit, als wäre nie ein Leid über sie hingegangen.“ Er predigte am Feste der Stadtmission (2. Corinther 4, 6—10) über die Osterkraft der christlichen Werke und über die Passionsgestalt, in der sie erscheinen; ich greife den Passus heraus: „Ein Schwert, das man in der Scheide läßt und nicht führt, rostet. Wer nicht gibt, der verarmt; nicht der ist arm, der nichts hat, sondern der nichts gibt. In Athen galt ein altes Gesetz, daß, wer des Nachts mit einer Leuchte ging, verpflichtet war, des anderen Leuchte, wenn sie ausgegangen, anzuzünden. Diese Verpflichtung haben wir auch. Christenleute sind keine sogenannten „großen Lichter“ in der Welt, aber Leuchttürme am Ufer, die den Schiffbrüchigen das rettende Land zeigen und die gefahrvollen Klippen. — Eine Strecke brennenden Sands in der Wüste rief einst hinauf zu Allah: „Ach, daß ich doch eine Oase wäre, ein blühender Garten mit Bronnen und Palmen!“ Die Bitte ward erhört; der Sand wandelte sich in üppiges Grün, Quellen rauschten, Palmen sproßten, und die Oase war in sich beglückt und ließ niemand herein. So gingen etliche Jahre dahin — da ward sie zum Schrecken gewahr, daß eine Quelle nach der anderen versiegte, eine

Palme nach der anderen verwelkte, und die Wüste sich hereinzustrecken anfing in ihren grünen Teppich. „Ach ich verderbe!“ rief die Oase hinauf. Aber die Antwort ward ihr: „Das ist deine Strafe. Du wardst aus Sand zur Oase; aber nur dazu, daß du mit den Quellen den anderen Sand rings um dich her durchtränktest, daß du die erquicktest, die unter deinem Schatten sich lagerten; das hast du nicht getan. Du hast alles für dich behalten, darum trifft dich die Strafe, daß du wieder zum Sande wirst.“ Wir sind keine Privatgelehrten, die in ihren vier Wänden sitzen, sondern Glieder am Leibe Christi, da eins dem anderen dienen muß. An Arbeit fehlts nicht, es braucht keiner weit zu gehen.“

Für das 50jährige Fest der Karlsruher Kleinkinderschule war er der gegebene Festredner; hier konnte er von der Gründung der Schule durch seine Mutter aus eigenster Anschauung erzählen. „Es wurden Listen gemacht und die Namen derer, zu deren Mildtätigkeit man sich versehen konnte, darauf geschrieben; dann wurden die Listen unter die Atelierherren des Vaters verteilt, die nun von Haus zu Haus wandern mußten. Aber, was für blaue Wunder erzählten sie von dem, was sie in den Häusern über die Sache hatten hören müssen. Ihr wisset ja, es gehört zum Kollektieren ein ganz besonderer Mut, und jene freiherrliche Devise tut einem dabei hochnot: „Gottesfürchtig und dreist.“ Beides ist nicht allemal beisammen. Manchmal wußten die jungen Herren gar nicht, was sie sagen sollten, wenn der Redestrom der Leute sie überfiel. Wenn der Mensch Geld hergeben soll, dann wird auch der Mundfaulste mit einenmal beredt wie Demosthenes; da redet er von den bösen Zeiten und von seinem sonst so guten Herzen, vom Undank

der Menschenkinder und von dem, was er schon alles von dieser edlen Frucht erfahren habe — kurz: alles lauter schöne Worte: aber kein Geld. Das Geld ist ja da, es ist nur noch nicht hier. Die Kunst des Kollektierens besteht darin, daß man das Geld, das da ist, hierher bringt. Nun, schließlich war doch so viel beisammen, daß man anfangen konnte. Dort in der Spitalstraße im Hinterhause, wo vorne der selige Professor Stiefel wohnte, den die Leute für einen Wettermacher hielten, wurde die Schule eröffnet. Der Garten zog sich hinunter zu dem jetzt auch begrabenen Landgraben. Es meldeten sich auch bald Eltern, die ihre kleinen Kinder brachten. Wir aber, meine Brüder und ich, mußten aus der Schule kommend, uns dann zu den kleinen Kindern setzen, was durchaus nicht nach unserem Geschmack war." Frommel legte (mit Psalm 115) sinnig dar, wie Gott beide segnet: die Kleinen durch die Großen und die Großen durch die Kleinen. Bei einer Feier im Haardthause mahnt er zu fröhlichem Gottvertrauen mit dem Bilde: „Sieh nur einmal zurück auf das, was dein Gott schon an dir getan, und dann gehe mutig in die Zukunft hinein. Vier Freunde reisten einst in der Schweiz einen hohen steilen Paß hinauf, ringsum taten sich Abgründe auf. Unterwegs besprachen sie sich über die Führungen Gottes, und wie schwer es doch sei, in die dunkle Zukunft freudevoll hineinzugehen. Da sagte endlich einer, der rückwärts fuhr: „Ihr müßt es nur so machen wir ich: nämlich rückwärts vorwärts fahren. Ihr seht nur den Weg vor euch und die Abgründe rechts und links; ich aber fahre mit meinem Rücken nach vorne und mit meinen Augen nach hinten. Da sehe ich alle die Abgründe durch das kleine Fensterlein, an denen wir vorübergefahren sind, und denke: Der mich bisher so gnädig bewahrt, der

wird es auch vorne tun". Wenn Jakob mit seinem Haupt auf dem harten Stein liegt, dann tut sich ihm auch der Himmel auf, den er vielleicht nie so licht über seinem Haupte gesehen hätte, wenn er auf einem weichen Kopfkissen gelegen wäre. Darum ermuntere dich zur Freude! Was würdest du sagen, wenn du Kinder in einem Hause traurig herumlaufen und den Kopf hängen sähest? Du würdest denken: entweder sind denen die Eltern gestorben, oder sie haben Stiefeltern, die sie schlecht behandeln." In einer anderen Festrede, der er die vier Worte zu Grunde legt: leben, lieben, laben, loben, bemerkte er launig: „Welch ein Raum für eine Festversammlung und für Festredner! Freilich eins fehlt ihm, was ich schon bei manchem dieser Festsäle vermißt habe: das wäre nämlich so eine Versenkung vorn an der Bühne, die sich ganz stille auftut, wenn der Redner anfängt zu lang zu werden oder langweilig zu werden und wieder das Beste durch die Länge zu verderben. In Amerika sind sie darin praktisch: sie lassen in solchem Falle einen großen Vorhang herunter, hinter dem der Redner mitleidlos verschwindet. Da Sie aber hier weder eine Versenkung, noch einen solchen Vorhang angebracht, so müssen Sie freilich etwas Geduld haben oder mir zurufen, daß ich aufhören soll. Denn ich habe noch nicht, trotz aller Mühe, die Predigtregel meines Generals gelernt, der mir sagte: „Predigen Sie kurz und desto besser". Das ist eben leichter gesagt, als getan."

In Ludwigshafen hält er eine Missionspredigt über Psalm 96 und disponiert: In welchem Festschmuck soll eine Missionsgemeinde an ihrem Feste erscheinen? Auf ihren Saiten ein neues Lied, auf ihren Lippen ein fröhlich Bekenntnis, in ihrem Herzen ein tapferer Mut, in ihrer Hand

ein reiches Geschenk, vor ihrem Auge eine selige Hoffnung. In Berlin, heißt es darin, hat vor kurzem ein Maler draußen auf der Landstraße einen verwahrlosten Menschen gesehen mit struppigem Haar und Bart, in zerrissenen Kleidern. Halt, dachte er, das ist ein Bild des verlorenen Sohnes, das wirst du malen. Also er gibt ihm drei Mark Haftgeld und bestellt ihn zu morgen. Am folgenden Morgen tritt der Mann an, aber wie? Die Haare geschnitten und in Locken gebrannt, glattrasiert, mit einer Hemdkrause und einem Frack. „Was wollen Sie!" rief der Künstler, „ich wollte einen verlorenen Sohn malen und nun kommen Sie wie ein Stutzer!" Da sagte der junge Mann: „Na, so wie ich war, konnte ich doch nicht zu Sie kommen, da schäme ich mich". Liebe Freunde, so machens die Leute auch beim lieben Gott, sie meinen, sie müßten schön aufgeputzt kommen, statt zu kommen, wie sie sind." Der Schlußgedanke ist wieder ein Bild: „Dort in jener ältesten christlichen Kirche des Morgenlands, der „Aja Sophia", ist der falsche Prophet eingezogen und hat eine Moschee daraus gemacht. Aber im Chor der Kirche prangte einst ein mächtiges Bild Christi und seiner Apostel auf Goldgrund eingelegt. Mit Stuckwerk und Kalk haben's die Türken überdeckt und übertüncht. Aber der lose Kalk ist zum Teil abgefallen; leuchtet die Frühlingssonne hinein, dann leuchtet auch groß und voll das Bild Christi, des Königs inmitten seiner Gemeinde aus dem Goldgrunde hervor. Wohlan — auch heutzutage ist Christi Bild von Menschenhand und Witz übertüncht, verunstaltet und verdeckt. Aber wenn der Frühlingstag kommt, dann wird auch sein Bild wieder herausleuchten in großer Herrlichkeit."

* *

*

Wie Frommel im deutschen Vaterlande als Wanderredner weit herumgekommen ist, so ging es auch in Berlin von einer Kanzel zur anderen, von einem Rednerpult an das andere. Wenige Kirchen mögen in der ganzen Stadt sein, in denen er nicht einmal oder oftmals gepredigt hat bei den verschiedensten Anläßen. So predigt er für die Preußische Bibelgesellschaft (1874) in der Dreifaltigkeitskirche über die Gedanken: Gottes Wort ist nicht gebunden, es läßt sich nicht binden, aber es bindet uns selbst; etliche Jahre später feiert in derselben Kirche die Stadtmission, Frommel spricht über „Jesu letzte Stadtmission an Jerusalem“: seinen durchdringenden Blick, die hohepriesterlichen Tränen, das prophetische Wort und die königliche Hand, die die Geißel schwingt und die Kinder schützt. „Ich habe gehört, daß in meiner Heimat dieses Jahr der Rhein und der Bodensee zugefroren waren, und die Leute auf denselben große Eisfeste gefeiert haben durch Wettlaufen, Tanz und Spiel, Essen und Trinken. Aber unten in der Tiefe brauste die wilde Flut, nur ein paar Zoll tiefer unten lauerte Tod und Verderben! Einer der Schriftsteller der heutigen Tage hat die Zeit des letzten Jahrhunderts verglichen mit solch einem Eisgang. Die Sprünge waren da und die sich biegenden Eisspalten und ließen den Abgrund sehen, aber niemand hatte ein Auge dafür. Gilt es nicht auch uns: „Zu dieser deiner Zeit“ — und hören wir nicht dann und wann einmal so ein unheimliches Krachen aus diesem großen, zugefrorenen See?“ Beim Jahresfest des Kapellenvereins plauderte er über die beiden Pfeiler der französischen Sprache: über avoir und être, und betont, *sein* sei mehr als *haben*; nur wer selber eine Kapelle sei, könne recht Kapellen bauen. „Am Rhein haben wir aus freiwilligen Gaben zwei Kirchen

gebaut. Die erste Gabe dazu war von einem Soldaten. Er brachte mir einen Taler, durch den er in der Schlacht gerettet worden war. Die Kugel hatte nicht sein Herz, sondern den Taler in der Brusttasche getroffen, ihn tief, doch ungefährlich ins Fleisch hineingedrückt. Als er ihm herausgeschnitten war, gelobte er den Taler seinem Gott; der Taler, der ihn gerettet hatte, sollte nun zur Rettung anderer dienen. Wem gegeben ist, der soll auch geben. Den geschwärzten und verbogenen Taler aber gaben wir nicht aus, sondern legten ihn mit in den Grundstein. Arme Fabrikmädchen brachten mir Beiträge, die jährlich 2000 M. betrugen, und nicht nur zwei Kirchen, auch zwei Pfarrhäuser haben wir zusammen gebaut und vier Pastoren angestellt."

Lebhaft in der Erinnerung haften geblieben ist mir der Schluß einer Ansprache, welche Frommel im Januar 1888 für die Organisation der freiwilligen Krankenpflege im Kriege hielt: „Sie kennen jene indische Fabel von Paradies und Peri: Eine der Peris, der gefallenen Engel, aus dem Paradiese verstoßen, begehrt wieder Einlaß. Es wird ihr aber bedeutet, nur dann, wenn sie etwas des Himmels Würdiges bringe, könne sie eingelassen werden. Sie eilt aufs Schlachtfeld und fängt das Blut eines an seinen Wunden sterbenden Kriegers auf; als würdige Gabe bringt sie das Opfer fürs Vaterland. „Das Opfer ist schön und groß", wird ihr geantwortet, „aber doch nicht würdig des Himmels." Trauernd eilt sie weg. Da findet sie in einer pestvergifteten Stadt ein Brautpaar, wo die Braut, den sterbenden Bräutigam pflegend, durch den letzten Kuß der Liebe selbst von der Seuche ergriffen stirbt. Sie bringt diesen Kuß treuer Liebe bis in den Tod hinauf; allein auch das ist kein des Himmels völlig würdiges Geschenk. Noch ein-

mal macht sie sich auf und findet draußen in wilder Schlucht weinend einen Menschen, dem seine Vergangenheit Tränen auspreßt bitterer Reu und Buße. Sie fängt diese Tränen bekennender Reue auf, und sie werden als würdig aufgenommen, und sie kehrt zurück ins Paradies. Nun, meine Freunde, Sie werden mancherlei Opfer sehen. Sie werden das fürs Vaterland vergossene Opferblut sehen, Sie werden manches von der Seuche dahingeraffte Leben aushauchen sehen, und Sie werden dieser Opfer vor dem Herrn gedenken. Aber das schönste Opfer, das Sie hinauftragen können vor Ihren Gott, das wird die Träne sein, die ein ins Vaterhaus der ewigen Liebe zurückkehrender, verlorener Sohn in den letzten Stunden seines Lebens weint; wenn Sie durch den Dienst der Liebe ohne viele Worte durch Ihr ganzes Sein und Wesen den Verwundeten den Beweis geliefert, daß es etwas Großes sei um ein selig Sterben! Auf einer großen Versammlung, in der viele Reden gehalten wurden, trat noch ein Mann auf: alles seufzte: Ach, noch einer! Der Mann aber hielt die beste Festrede; sie bestand aus sieben Worten: „Ich gebe 30000 M. für dies Werk!“ Das war alles, aber genug. Kommen auch Sie, halten Sie eine Rede aus drei Worten bestehend: „Ich trete ein!“

*

Frommel als Wanderredner — ich schlage ein letztes Blatt in seinem Reisebuche um: es ist das Lutherjahr 1883. In Wittenberg läutet unser Festredner in seiner Ansprache auf dem Marktplatz die drei Glocken: Allein Gott in der Höh sei Ehr; Ach Gott vom Himmel sieh darein, und: Verleih uns Frieden gnädiglich! Er fragt seine Hörer:

„Nun, liebes evangelisches Herz, was ist dir dieser Mann? Luther ist ein reicher Erblasser, und aus seinem Nachlasse sucht jeder sich was aus. Der eine nimmt sich seine schöne Prosa. Ihr wißt ja, daß man ihn den ersten deutschen Prosaisten genannt hat. Zu Zeiten, als ich studierte, sangen wir deutschen Studenten von der Walhalla an der schönen blauen Donau, wo zwar die berühmten Deutschen hinein kamen, aber Luther fehlt:

„O Luther, o Luther, du kommst nicht hinein,
Du lebst ja im Herzen, wozu noch in Stein?"

Und als er später so mit Ach und Krach hinein kam, da sangen wir:

„Doch weil man zu Zeiten humaner auch ist,
So kam er hinein als deutscher Stilist."

Ein anderer nimmt seinen Freiheitsdrang, ein dritter seine Laute und fröhlich Saitenspiel, wieder einer seine Tischreden, ein anderer sein traulich Heim mit seiner Käthe und seinen Kindern, wieder ein anderer seinen Krug mit torgisch Bier, und andere wählen sich aus seinem Nachlaß nur seine Grobheit und nehmen sie zuweilen mit auf die Kanzel, und wiederum andere, sie wählen vom großen Erblasser nur seine schwarze Wäsche! Teure Festgenossen, das ist Geschmacksache. Schwarze Wäsche, wer hätte sie nicht? Aber nicht wahr — wenn's Herz nur sauber ist! Fragt ihr mich aber, was möchtest du von ihm? da sage ich: nichts weniger als den ganzen Mann. Sein dunkel blitzend Auge mitsamt den wunderlichen Spekulationen im Kopf, sein Auge, das nach Himmel, Erde und Hölle schaute; sein Ohr, so weit aufgetan für Gottes süßes Wort, für seine Donner und seine Gerichte, so offen für des Volkes Not, für die Hohen und die Geringen; sein Mund so beredt in Predigt und Lied,

seine Hand mit der gewaltigen Feder, aber auch so milde für jeden Armen; sein Herz, dies starke, in Gottes Gnade fröhliche Herz, so nachgiebig, so unerschütterlich zugleich. Ja, den ganzen Mann, mit seinem Christenherzen und deutschen Herzen, mit seiner Liebe und seinem Haß, mit seinem Leben und seinem Sterben.“ Gewaltiger noch braust sein Wort in Eisleben. Er geht von Luc. 1, 66 ff. aus, von der Frage über Johannes den Täufer: „Was soll das werden?“ und gliedert: das ist eine Adventsfrage an der Wiege Luthers, und eine Pfingstfrage an der Wiege der Reformation. „Festgenossen, wes ist das Bild? Ob ihr sie kennt jene Zeit in der Kirche des Herrn, da der Apostel und Zeugen Mund verstummt, in den Flammen der Scheiterhaufen die Stimme der feuergetauften Propheten erstickt war? Da auf den Stühlen der Hohenpriester die reißenden Wölfe im Schafspelz saßen, Hirten, die sich selber weideten, die Wolle der Schafe begehrend, aber ihre Seele schmachten lassend; da auf den Lehrstühlen spitzfindige Schulweisheit sich hören ließ, im Hause des Herrn die Krambude des Ablasses aufgeschlagen war und das Volk in sinnlosem Lippendienst und in den Irrgängen seiner Wallfahrten sich verlor? Suche die Edleren im Volke — du findest sie zweifelnd und verzweifelnd an aller Wahrheit, aus der Kerkerluft päpstlichen Zwanges sich flüchtend in das heitere Reich der griechischen Götter, mit der Lauge feinen Spottes das dumm gewordene Salz begießend, Priester und Mönche verhöhnend — alles kündet den Zusammenbruch einer alten Welt. Die Signatur der ganzen Zeit vor der Reformation sie wurde uns lebendig vor die Seele gestellt in dem Novembersturm der gestrigen Nacht, in den getürmten Wolken heute früh, in dem durchbrechenden

Sonnenschein, fast wie Frühlingssonnenschein! — Denn durch alles hindurch ging ein großer Ruf nach Licht, ein Schrei nach Freiheit, kommend aus den Burgen der Fürsten, die vor des Papstes Bann zitterten, aus den Klöstern, in denen ringende Menschenherzen an den Eisengittern rüttelten, und aus den Hütten der armen geknechteten Bauern. Die ganze Zeit rief in ungeheurer Spannung der Gemüter: „So kann es nicht bleiben, was will es werden?“

Da wandert still gen Eisleben ein Paar, so unscheinbar wie kein zweites, will sein Brot suchen, und hier in dieser Stadt wird ihm ein Kind geboren. Nicht aus den Palästen der Päpste und Kardinäle, nicht aus den Burgen und Vesten der Kaiser und Fürsten, nicht aus den Häusern der Patrizier und Gelehrten — aus der Herbergshütte eines armen Bergmanns ruft der Herr seinen Propheten. „Gottes Ehre ist es“, sagt die Schrift, „eine Sache zu verbergen“, aber aller königlichen Geister Ehre ist es, eine Sache zu erforschen, anbetend und schauernd zu stehen an den Anfängen göttlicher Gedanken und Werke. In der Tiefe des Schachts ins graue Gestein legt Gott, wie hier in diesen Bergen sein leuchtend Metall; draußen auf Meeresgrund in die verwitternde Muschel die köstliche Perle — damit keiner sich vergaffe am äußeren Schein und Glanz.“

Die Wirkung der Reformation besingt Frommel mit dem Lied im höheren Chor: „Ich sehe sie kommen aus den Kirchen, von den Kanzeln herabsteigen all die treuen Zeugen Gottes in der Gemeinde, von einem Valerius Herberger und Valentin Andreae, Johann Arndt, von Spener und August Hermann Francke an bis herab zu den Brüderpaaren der Rieger und der Hofacker; von den Lehrstühlen kommend die großen Theologen und Schriftforscher von

einem Joh. Gerhard, Albrecht Bengel und Oetinger an bis herab zu einem Schleiermacher, August Neander und Nitzsch, Hofmann und Thomasius, Tholuck und Julius Müller, die Bibel in den Händen tragend als das Licht auf ihrem Wege, als die Leuchte für die Gemeinde. Ich höre sie singen im großen Chore, sie alle, die die wittenbergische Nachtigall wach gerufen, von einem Decius und Selnecker an bis zu Paul Gerhardt, Rinkart und Zinzendorf, bis herab zum frommen Gellert, Spitta und Albert Knapp und bis zum gottbegnadigten schwäbischen Prälaten. Ihr Herz ist fröhlich geworden durch das Evangelium, das Luther wiedergebracht, ihr Mund ging über in Psalter und Harfe. Siehe, sie kommen aus den Schulen, die Lehrmeister, Luthers Eifer für die Jugend im Herzen, von einem Melanchthon an, dem praeceptor Germaniae, all die großen Philologen, die die Scheide für das Schwert des Geistes, die Sprachen, geschmiedet, von einem Sturm herab bis zu dem schlichten Schulmeister, der Lutheri kleinen Katechismus in der Hand hält und mit dem Volk treibt. All jene Männer bis herab auf einen Pestalozzi und einen Karl von Raumer, sie wissen, was sie ihm zu danken haben. War doch die Schule Luthers liebstes Kind.

Es ziehen zu Hauf die großen Dichter unseres Volkes. Ob ihr hört, wie sie ihn preisen, „der dem deutschen Geist den Leib — die Sprache — geschaffen?" seis ein Lessing oder Herder, ein Goethe oder Schiller, dessen Geburtstag wir heute mit seinem großen Geistesahnen zugleich feiern, bis herab zu einem Ernst Moritz Arndt und den Dichtern unserer Tage — den Lorbeer legen sie nieder an Luthers Bilde.

Es nahen die Denker und Philosophen, deren Geistes-

arbeit Luthers Geist Raum geschafft, von Leibnitz an bis zu einem Fichte, Hegel und Schelling; ich sehe sie oben auf dem Orchelchore sitzen, die musikalischen Luthers: Haendel und Bach, singend vom starken Helden, vom Lamme Gottes unschuldig — bis auf einen Felix Mendelssohn; Text und Melodie, Sangeslust und Sangeskraft danken sie ihm, der der Musika das höchste Lob nach der Theologie gegeben. — Ich sehe die Männer des Staats von Friedrich dem Weisen an bis zu Friedrich dem Großen, der das große Wort geschrieben: „Wenn Luther nichts getan, als daß er die Fürsten und Völker befreit hätte von der Herrschaft der Päpste, so müßte man ihm Altäre bauen als einem Befreier des Vaterlandes.“ Wahrlich, dies Preußen mit seinem Hohenzollerngeschlechte, ein Hort der verjagten Glaubensgenossen und Asyl der Gewissensfreiheit, hat's nicht der Herr emporgehoben? Ja, müßten nicht alle katholischen Fürsten, abgesehen von aller religiösen Spaltung, hier heute unserem Luther ihre Unabhängigkeit an seiner Wiege danken? Gewiß, der Sonnenglanz, in welchem das Denkmal auf dem Niederwald mit der erhobenen Kaiserkrone leuchtete, hängt nahe zusammen mit den Flammen, in die Luther die römische Bannbulle geworfen.“

Emil Frommels letztes Wort in Eisleben ist der Schlüssel zum Verständnis dieses bis in sein Alter jugendfrischen feurigen Wanderredners: „Die Bannstrahlen des Papstes zünden heutigen Tages nicht mehr. Aber es gibt einen anderen Bann, unter welchem Tausende und Abertausende liegen. Das ist der Bann der öffentlichen Meinung. Brich ihn — sprich nicht: Ich glaube, darum schweige ich, — sondern: Ich glaube, darum rede ich.“

XII.

Frommel und die Menschen.

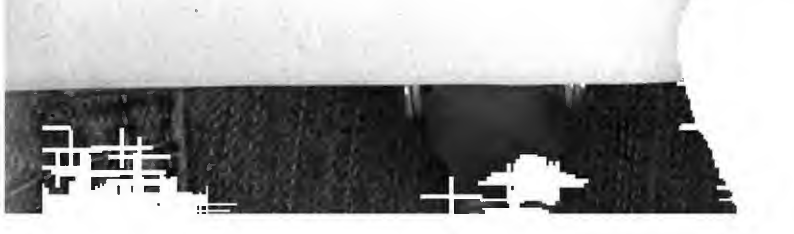
Bunte Reihe.

„Wer in einem bewegten Strome sich aufzuhalten hat, der hüte sich, einer von den bayerischen Steinen zu werden, die die Isar so glatt geschliffen hat, daß die Maler schöne Landschaften und allerlei Männlein und Fräulein darauf malen können. Nur wer sich selbst treu bleibt, wird es auch anderen bleiben und durch die Arbeit an anderen an den Kern seiner eigenen Persönlichkeit neues anschließen lassen können." Beginnen wir, um dieses sich Auswirken der Frommelschen Persönlichkeit in seinem Verkehr mit den Menschen kennen zu lernen, mit einem Berliner Arbeitstag in all seinen pittoresken Farbennuancen. Er pflegte, wenn er zum Plaudern aufgelegt war, unter Anwendung zweier Bilder von diesem flimmernden Mosaik der Großstadt zu sprechen: Der „Feldmaus" wurde nahegelegt, sich in die Wonnen der Speisekammer bei der „Stadtmaus" nicht allzusehr zu vergaffen, um nicht in die sinnreich konstruierte Falle zu geraten, die hinter den gespickten Braten und Schinken auf sie lauere, und vielleicht doch lieber friedlich bei ihrem einfachen Kohlstrunk zu verbleiben. Und neben diesem Wink für die Amtsbrüder stand das Ofengleichnis,

das die Menschen als eiserne Öfen ansah, schnell sprühend und ebenso schnell wieder erkaltend, und wieder als „solide Berliner" Öfen, deren Kacheln sich langsam erwärmen, die aber den ganzen Tag die einmal empfangene Wärme spüren lassen. Die stille Morgenrüste der eigenen Meditation und der Hausandacht ist vorüber; die „niedere Geistlichkeit" seiner Kirchendiener und Küster hat Vortrag gehalten und ihre Instruktionen für den Tag empfangen. Ein Herr wird gemeldet, früh halb neun Uhr. „Der Name tut nichts zur Sache", meinte er. „Das klingt schon verdächtig. Der Mann mochte in den Sechzig stehen. Sein Haar war zurückgestrichen, das Gesicht glatt rasiert; eine gewisse Sorgfalt war an dem gekräuselten Hemde zu merken, aber es war alles so ein bißchen, als hätte es bessere Tage gesehen. Mit einem etwas wohlwollenden Baß, der den Brustton der Überzeugung nicht vermissen ließ, begann er: „Herr Hofprediger! Sie und ich — wir haben denselben hohen Beruf: Sie auf der Kanzel, ich auf der Bühne — ich bin nämlich Schauspieler." Das Kompliment, was er mir machte, indem er seinen und meinen Beruf zusammenstellte, erinnerte mich an Faust und auch an so manchen Pfarrer, der besser ein Komödiant geworden wäre. „Nun, Herr Kollege, setzen Sie sich." Wir waren noch nicht weit im Gespräch gekommen, als mir plötzlich der leuchtende Gedanke kam, ihn zu fragen: „Sie haben kein Geld, nicht wahr?" Dieser Gedanke leuchtete auch ihm ein, und er sagte in tiefem, halb flüsterndem Tone: „Welch ahnungsvolles Gemüt!" Ich mußte mir das Lachen verbeißen — und fuhr fort: „Aber warum kommen Sie denn zu mir? Sehen Sie, Ihre näheren Kollegen haben ja Geld wie Heu und spielen großmütige und edel denkende Menschen, gehen

Sie dahin, die werden Ihnen helfen!" — „Ach", entgegnete er, „gewiß, sie haben mich auch unterstützt, aber sehen Sie: vor den Lampen die helle Tugend und hinter den Kulissen das schwarze Laster". Mir blitzte plötzlich ein Gedanke, und ich fragte ihn: „Nicht wahr, Sie sind Theologe gewesen?" „Woher wissen Sie das", fuhr er schnell auf. „Nun, ich werde Ihnen noch mehr sagen: Sie sind ein Pfarrerssohn." — „Mein Gott", rief er, „wer hat Ihnen das gesagt?" und eine große Träne rann aus seinem Auge. „Nun", sagte ich — „es hat mir niemand gesagt, aber ich habe gedacht: Sie kommen wieder und grüßen das Handwerk und denken an alte Tage." Als ich ihm dann sagte: „Nun, kommen Sie, erzählen Sie mir mal Ihre Naturgeschichte", da erzählte er, wie er vor vierzig Jahren in Halle studiert und ein recht anmutiges dramatisches Talent in einem Liebhabertheater entwickelt hatte, wo die besten Familien mitspielten. Zum Schmerz seines Vaters ging er aus Halle fort und landete nach vielen Irrfahrten im Karltheater zu Wien. Nun war er alt und krank. Seine fast neunzigjährige Mutter lebte noch in Pommern, da wollte er hin und dort sterben. Seine Papiere, wie ich sah, waren alle in Ordnung, lange war er im Krankenhause in Prag gelegen, dann in Teplitz, und so war er schließlich nach Berlin gekommen. Ich konnte ihm noch etliches sagen und bat ihn, er möge jetzt die übrigen Brocken seiner Theologie zusammennehmen, um die letzte große Reise anzutreten, da er ja wohl fühle, daß er nicht mehr allzuweit habe. Ich gab ihm, was ich hatte, damit er noch ein Stücklein weiter leben konnte, und wir schieden in Frieden und Liebe."

Frommels alter Kirchendiener, ein richtiger Berliner — oder wie er von sich sagte: „so Eener vun die alten Deutschen"



trat ein. „Herr Hofprediger“, meldete er, „da draußen steht Eener, det is Sie det r e e n e O b j e k t“. „Subjekt“ war in seinen Augen schon was Arges, aber „Objekt“ noch ein Klafter tiefer. Es war ein alter verabschiedeter Herr, der alle Vierteljahre antrat mit der klassischen Anrede: „Herr Hofprediger: S i e haben wenig Zeit — i c h habe wenig Zeit — geben Sie mir einen Taler!“ „Kaum war dieses Objekt großen, freilich auch verschuldeten Elends fort, da meldet sich ein Fräulein in etwas gereiften Jahren. „Bei Ihren vielen Beziehungen zu vornehmen Familien“, begann sie, „wird es Ihnen leicht sein, mir eine Stelle als Stütze der Hausfrau zu verschaffen“. Ich sah sie an und fragte: „meinen sie aktiv oder passiv?“ „Wie meinen Sie das, geehrter Herr“, entgegnete sie. „Nun, ich denke, es gibt zweierlei Stützen: die einen stützen wirklich so eine arme geplagte Hausfrau, die anderen aber muß man selber stützen, weil sie zart und krank sind und nicht viel leisten können. Verstehen Sie den Haushalt?“ „Nein, damit habe ich mich noch nie befaßt.“ „Nun, vielleicht können Sie französisch oder englisch?“ — „Nein, das habe ich nicht gelernt.“ „Ja, was können Sie denn?“ Da mußte sie selbst lachen und sagte: „Ja, eigentlich nichts, ich bin viel krank und sehr kurzsichtig, man könnte sagen, halbblind.“ „Hören Sie, das ist aber schlimm für eine Stütze der Hausfrau.“ „Nun, ich möchte nur so mehr als Familienglied aufgenommen sein, und da und dort kann man immer noch etwas tun. Ich beanspruche nichts als nur Kost und Logis, und habe auch etwas Vermögen.“ „Nun, dann kann Ihnen geholfen werden, dann gehen Sie in das Stift, was nicht weit von uns, und lassen sich vormerken, dann sind Sie in gutem Hause und brauchen niemand zu stützen.“

Das leuchtete ihr auch ein, und ein Jahr darauf sah ich sie behaglich in ihrem Stübchen sitzen.

Dem Fräulein folgt ein Herr — er sei ein „Künschtler", berichtete das Mädchen. „Ich habe die Ehre, nicht wahr, den Herrn Hofprediger zu sprechen, Ihr hohes Interesse für Kunst ist mir bekannt." — „Sehr schmeichelhaft" sage ich — „Sie wünschen?" „Ja, wenn ich alle Wünsche sagen könnte, die mein Herz hegt, was hätte ich nicht alles zu sagen!" „Nun, ich denke, Sie haben einen Hauptwunsch, der Sie zu mir treibt." „Sie ahnen richtig, ich bin nämlich der Erfinder einer neuen Trommel für die Infanterie, wodurch wesentlich der Klang dieses Instrumentes erhöht, seine Dauerhaftigkeit garantiert wird." „Was soll aber ich mit der Trommel?" „Nun, bei Ihren intimen Beziehungen zu dem Kriegsministerium ist es Ihnen ein leichtes, mir Eingang zu verschaffen bei den Behörden. Wäre ich nicht überzeugt, daß meine Erfindung alles Dagewesene übersteigt, ich würde nicht wagen, auf Ihre kunstsinnige Empfehlung zu rechnen. Sie gestatten mir nur eine kleine Probe." „Wenn Sie ein Solo trommeln wollen, so will ich Ihnen vom Fenster aus zuhören, und Sie bemühen sich auf den Hof." „Mein Instrument ist auch durchaus für Zimmermusik geeignet. Sie gestatten." Flugs war die Trommel umgehängt und der Mann trommelte lustig darauf los, daß alles im Hause zusammenlief. — „Ich bin vollständig befriedigt, aber hier will ich Ihnen an einen Tamburmajor eine Empfehlung mitgeben, an das Kriegsministerium kann ich nicht herankommen." „Die unteren Instanzen kann ich nicht gebrauchen, da herrscht der Brodneid, nur die höhere Intelligenz ist im stande, meine neue Erfindung zu würdigen."

„Dann muß ich bedauern, Ihnen nicht helfen zu können, ich werde jedoch mit einem trommelverständigen General sprechen, vielleicht daß Sie zum Vortrag kommen. Leben Sie schleunigst wohl." Der war glücklich fortgehalst. — Die Post tritt an. Ich machte den dicksten Brief auf und seufzte. „Ach, wieder ein Dichter." Das waren sechs geschlagene Bogen mit Versen, um deren „gütige Kritik und eventuelle Befürwortung" an einen Verleger der hoffnungsvolle Mann bittet. Nach und nach bekommt man eine entsetzliche Schnelligkeit im Lesen, und man stößt gleich auf den richtigen Punkt. Ich schrieb folgende Zeilen nieder und sandte sie weg samt den Gedichten:

Viel schöne Wort', und gute Meinung,
Und edler, braver Sinn;
Doch zu der Druckerscheinung
Reichts leider noch nicht hin!
Was in der Still geboren,
Taugt nicht in lautem Kreis;
Schnell wär' Dein Sang verloren
Sobald die Welt ihn weiß;
Im bunten Menschenschwall
Da — schweigt die Nachtigall!

Der Mann bedankte sich später und gestand offenherzig, daß es ihm „eigentlich nur um ein Autograph" zu tun gewesen. Der Schelm!"

Zumeist aber, sagt Frommel wehmütig, sind es gestrandete Schiffe, die anlanden, denen man helfen soll, flott zu werden. Alles drängt in die Städte und namentlich nach einer Stadt wie Berlin. Da wollen sie „hinmachen". „Kaum der zehnte Teil sucht ernstlich den Erwerb, die anderen alle Freiheit und Vergnügen. Ich wollte das einmal einem Menschen klar machen und sagte ihm: „Sie

kommen nach Berlin; wissen Sie, was das heißt? Sie kommen in ein großes Wasser, da ist Gelegenheit zum Schwimmen, aber auch zum — Versaufen." Da gab er mir die klassische Antwort: „Nein, Hochwürden, saufen tu ich nicht." So war denn mein Pfeil richtig abgeprallt." Die Bettelbriefe werden zuerst erledigt. Sie unterscheiden sich in „Fabrikarbeit" und „eigene" Leistung. Die ersten stammen aus der Bettlerbörse, die das Verzeichnis der Namen hat von Leuten, bei denen etwas zu „machen" ist. Diese Adressen werden je nach Wert bezahlt.

Besuche machen, Konfirmandenunterricht geben; am Nachmittag die Hochzeiten, oft drei nacheinander, zu denen unerbittlich für Frommel die Toaste gehörten beim Diner; die Wagen hielten vor seinem Hause; so liefen friedlich Trauung, Begräbnis und Hochzeitsschmaus durcheinander, ohne sich zu verwirren. Abends ein Vortrag für die Arbeiterkolonie oder ein Kindererziehungswerk, dem die Gelder ausgegangen waren; und wenn er dann in tiefer Nacht nach Hause kam, oft mit vier bis fünf solennen Festessen im Leibe, die er „stellenweise" mit durchgemacht hatte, dann hat er, wenn er nicht einschlafen konnte, Briefe geschrieben oder an seinen Geschichten gearbeitet und den kommenden Arbeitstag überdacht. Es war unvernünftig, daß er so lebte; jedenfalls lebt sich's beim Kohlstrunk als Feldmaus gemächlicher.

*

Ein eigenes Gepräge trugen die Sonntagabende im Frommelschen Hause in der Neuen Friedrichstraße. Am Sonntage war „offenes Haus"; viele in Berlin studierende

süddeutsche Theologen, aber auch Künstler, junge Offiziere, Referendare, jüngere und ältere Leute aus aller Herren Ländern, mit irgend einer „Empfehlung“ versehen, verlebten dort angeregte Stunden. Da ist, wie Otto Frommel erzählt, neben einem dunkelfarbigen Afrikaner ein musikalischer Japaner, den Helmholtz an Frommel gewiesen; in buntester Reihe gruppieren sich um sie Franzosen, Italiener, Norweger, Schweizer, Siebenbürgener. Die gegenseitige Vorstellung wird summarisch erledigt; die anwesenden Studenten pflegte Frommel mit einer beschreibenden Geste als ein Kollektivum zusammenzufassen durch die Bemerkung: „Und hier — ist Herr Studiosus Holzbock“ . . . Frommel ist der einigende Mittelpunkt, der die auseinander strebenden Geister verbindet; man singt und spielt, jodelt und deklamiert; jeder geht aus sich heraus, weil der Hausherr jeden von seiner besten Seite zu nehmen weiß und es ihnen hier wohl wird. Das einfache Abendessen würzt Frommel mit Erzählungen aus seinem Leben, oder er gibt ein allgemeines Thema aus, über das jeder sich äußern kann. Die Unterhaltung gewinnt an Breite und Tiefe; das Ergebnis faßt Frommel in große Gesichtspunkte zusammen. Man singt noch, der eine oder andere begleitet ihn in sein Studierzimmer, um ihm etwas Persönliches zu sagen, und mit einem Choral beschließt er hausväterlich den Abend.

* *
*

Wir begleiten unseren Freund auf einigen seiner seelsorgerischen Gänge. Allen alles zu werden, um ihrer etliche für Christus zu gewinnen, war sein Lebensideal; es

war sein Geheimnis, wie er auf tausend Wegen diesem einen Ziele zustrebte, wie er immer neu zu variieren und sich „umzuschalten“ wußte, um jedem das Seine zu geben. Eine seelsorgerische Tat eigener Art, die Emil Frommel uns aufbewahrt hat, vollzog sich ohne Wort. „Es war in Gastein im Jahre der Einweihung der evangelischen Kapelle. Im Laufe der Woche kam ein großer Herr zu mir aufs Zimmer und begehrte mich allein zu sprechen. Die brennenden Augen und fieberhaften Hände ließen mich wohl ahnen, daß der arme Mann krank sei. Das Reden wurde ihm schwer, um so mehr, als er nicht völlig des Deutschen mächtig war. Nach langer Zeit brachte ich heraus, daß er durch Unglück sein Vermögen verloren habe und seit dieser Zeit keinen Schlaf mehr finden könne. Das Schlimmste aber sei, daß alle Abend von sechs bis neun Uhr eine namenlose Angst ihn überfalle, die hier erst recht unerträglich geworden. Es ziehe ihn mit dämonischer Gewalt hinauf zu der Schreckbrücke, wo der gewaltige Wasserfall seine wilden Wogen ins Tal hinabsendet — sich dort hinabzustürzen. Ob ich ihm nicht die Liebe tun wolle, die drei Stunden abends bei ihm zu bleiben, bis die Angst vorüber sei? Er bäte mich nicht zu reden, sondern nur stille neben ihm zu sitzen; in der Kirche sei er am vorigen Sonntag gewesen, und wiewohl er nicht meiner Konfession sei, habe er doch das Zutrauen zu mir gewonnen, ich würde ihm diese Bitte nicht abschlagen. Gerade die Abendstunden waren zumeist herrlich, und kein kleines Opfer war es, sie hinzugeben. Aber ich dachte doch: ein paar Stunden opfern für einen Menschen ist mehr als Sonnenuntergang sehen. So blieb ich denn Tag für Tag bei ihm; schweigend saßen wir nebeneinander, nur dann

und wann ließ ich ein Wörtlein fallen. Gegen das Ende der drei Wochen wurde er ruhiger, die angstvolle Stunde verlor sich zusehends und wurde kürzer. Da war seine Zeit um — wir schieden wie Brüder, und schweigend küßte er mir die Hand."

*

Wir sind am Rhein in einem Krankenhause. „Die pflegende Schwester hatte mich rufen lassen zu einer Kranken, die nach mir verlangte. „Ja, das ist aber eine wunderliche Person", sagte die Schwester, „mit der ist nicht viel aufzustellen. Die will absolut nicht sterben und ist doch so krank; sie ist auch e bissel arg dumm und hat nicht viel Verstand. S'ist halt noch finster bei ihr." Das war der trostvolle Bericht. Nun ist's mit dem „Gern-sterben-wollen" so eine Sache; ich möchte keines Menschen Glaubensstand nach seiner Sterbensfreudigkeit bemessen. Ich ging also zu der „wunderlichen Person" herein. Sie mochte Ende der Dreißig sein und litt an der Schwindsucht. Es gehört Geduld und Erbarmen dazu, gerade mit einem solchen Kranken zu reden. Nichts Schlimmeres als plumpe Seelsorger, die nach der Schablone „arbeiten". Die Kranke erzählte, stoßweise vom Husten unterbrochen, ihre kurze Lebensgeschichte, die Leid genug in sich barg. Ihre Eltern waren an der Schwindsucht gestorben, sie hatte sie kaum gekannt. Dann war sie von der Stadt an den „Wenigstnehmenden" ausgeboten worden. Herumgestoßen von einem Haus zum anderen, wurde sie schließlich Näherin und erwarb sich den kärglichen Unterhalt. Da wurde sie krank und schleppte sich noch Jahre hindurch mit ihrer

Arbeit, bis sie nicht mehr konnte und ins Krankenhaus ging, wo etliche ihrer Kunden die Pflege bezahlten. „Ja", sagte sie, „wenn nur der „wüscht" (häßliche) Husten nicht wär', dann wär' ich ganz gesund." „Ja, liebe Luise", sagte ich ihr, „der Husten, das ist ja grad Ihre Krankheit." „So, das ist also dabei, nicht wahr, 's wird wohl die Schwindsucht sein?" „Ich denke auch." „Da gibt's wohl kein Mittel dagegen? Ich habe einmal gehört, so recht frische Kalbslunge morgens nüchtern essen von einem jungen Kalb, da tät' die Lunge wieder anwachsen — ist's nicht so, Herr Stadtpfarrer?" „Liebe Luise, das wird nichts nützen. Ich wüßt' schon was besseres." „So, was denn? Ich will ja alles brauchen." „Ja, liebe Luise, mein Mittel wär' halt: Sie täten sich mit Geduld in die Krankheit schicken. Und dann tät ich meine Rechnung mit der Welt fertig machen und alles ordnen; und vor allem an meine Seele denken, daß da alles richtig steht; das ist besser als Kalbslunge und alles andere." — „Sie meinen also auch, daß ich sterben muß, — wie die Schwester mir immer sagt?" „Nun, Luise, sterben müssen wir alle, Sie und ich, und wer weiß, ich vielleicht noch vor Ihnen. Da braucht einem nur unterwegs ein Ziegel vom Dach auf den Kopf fallen, dann ist's schon vorbei. Aber einer ist doch näher dran als der andere. Wenn ein Haus Sprünge kriegt und es kracht so drin, dann zieht man halt aus. Und wenn unser Leib Sprünge kriegt, dann macht man, daß man mit seiner Seel' herauskommt. Jeder Husten, den Sie tun, ist so ein Sprung am Leib." „Sie haben eigentlich recht, Herr Stadtpfarrer, ich hab auch schon oft dran gedacht, hab's aber nicht sagen wollen." „Nun, liebe Luise, dann sind Sie auf dem rechten Weg. Jetzt nur

alles ordentlich zusammengepackt, damit Sie im Frieden heim können." Sie wurde still und bat mich, aus der Schrift ihr vorzulesen und mit ihr zu beten. Als ich weggehen wollte, sagte sie: „Ach, Herr Stadtpfarrer, ich will ja gern sterben, aber halt nur noch so ein paar Jährle tät ich gern noch hier bleiben." So war ich also nicht weiter gekommen mit ihr. Ich setzte mich noch einmal ans Bett und fragte leise: „Luise, können Sie's Vaterunser beten?" „Ja wohl, das kann ich auswendig, ganz gut." „Nun, dann beten Sie's mal." Sie fing an: „Vater unser in dem Himmel." „Halt", sagte ich. „Ist's nicht recht so?" „Doch. Aber Luise, was haben Sie eben gebetet: Nicht wahr, Vater unser in dem Himmel, wo gehört also ein Kind hin? Nicht wahr, zu seinem Vater." „Versteht sich", sagte sie, „da gehört's hin." „Ja, nun denken Sie einmal, Luise, daß weit hinten nach Rußland ein Sohn verreist wäre auf Wanderschaft. Der wär' schon 36 Jahre fort aus der Heimat, und es ging ihm recht schlecht und hätt' einen bösen Husten. Und nun schreibt ihm sein Vater: Lieber Sohn, komm jetzt nach Hause, du sollst es gut haben, wir wollen dich auskurieren und pflegen, alles ist für dich gerichtet. Und der Sohn schriebe nach Hause: Ja, ich will wohl kommen, aber noch ein paar Jährle möcht' ich halt doch lieber draußen bleiben. Was denken Sie dazu?" „Ha", sagte sie, das ist aber einmal ein wieschter Kerl, wie heißt denn der, der net einmal zu seinem Vatter will?" „Wie der heißt? der heißt Luise, das sind Sie. Sehen Sie, Sie sind jetzt auch sechsunddreißig Jahr in der Fremde gewesen. Schlecht geht es Ihnen auch, und nun schreibt der himmlische Vater: „Luise, komm heim", und Sie sagen: „Nein, ich will noch ein paar Jährle fortbleiben!" Da

traten ihr die Tränen in die Augen und sie sagte: „Ach, Herr Stadtpfarrer, ich hab mein Lebtag nicht geglaubt, daß ich so schlecht wär! Aber Sie haben recht, ganz recht. Jetzt will ich sterben, wenn's der liebe Gott haben will." Ich gab ihr die Hand und ging. Nach zwei Tagen ist sie still gestorben."

*

Es ist Sonntagmorgen; die Wintersonne ist kaum mühsam heraufgestiegen. Da sammelt sich im hohen Norden Berlins und im Südwesten eine ganz seltsame Frühgemeinde. Es sind Leute, die in den Straßen, den Hecken und Zäunen, den Parks, in denen sie zum Teil genächtigt, aufgesucht und gebeten werden, zu einer Tasse Kaffee und Brot und einer Andacht zu kommen. Jeder kommt, wie er geht und steht. Emil Frommel hat diese sogenannte „Schrippenkirche" mehrfach besucht und dort geredet. „Das eine Mal traf ich etwa 120, das andere Mal 460 Leute an. Sie saßen höchst anständig an ihren Tischen, jeder vor seiner dampfenden Schüssel, in behaglich warmem Saal, während draußen alles gefroren war. Der Hausvater sprach ein kurzes Wort, worin er sagte, sie möchten das nicht als ein Almosen anschauen, sondern als eine Liebe. Wir wüßten ja, daß mancher kein Obdach hätte, sei's unverschuldet oder verschuldet, aber wir wollten ihnen doch für eine Stunde eine Heimat bieten. Wir wollten ihnen aber als unseren Gästen tun, was man jedem lieben Gast tut, den man erst erquickt und dann mit ihm spricht. Dann wurde gebetet und Kaffee getrunken. Unsere jungen Leute, dieselben, die auch die Leute auf den Straßen geholt, gehen mit den

Kaffeekannen und Milchtöpfen durch die Reihen. Es geht sehr stille zu in dieser halben Stunde. Dann wird der Choral gesungen. Ich wollte ihnen ein bekanntes Lied vorsagen und nahm drum das Lied „Befiehl du deine Wege“, aber da stand ein alter Mann auf und sagte: „Herr Prediger, dies Lied können wir auswendig.“ Ich stimmte an, ich kann nur sagen, ich habe kaum so schön und kräftig singen hören. Die Gesellschaft bestand aus Leuten von 70 Jahren bis herunter zu 18; bei vielen stand's auf der Stirne geschrieben, welche Vergangenheit hinter ihnen lag; bei anderen war's, wie wenn sie zum ersten Mal die Not des Lebens erfahren und eben aus dem Vaterhause kämen. Etliche machten den Eindruck mit ihrem ganzen Benehmen, daß sie einst den besseren Ständen angehört hatten und nun herabgesunken waren. Kurz, es war eine sehr „gemischte Gesellschaft“. Die Predigt konnte nur kurz sein. Ich nahm das Evangelium des Tags vom barmherzigen Samariter und teilte es ihnen ein in die fünf Personen, die wir betrachten wollten: 1. den Menschen, der unter die Mörder fiel, 2. die Mörder, die ihn geschlagen, 3. die Priester, die ihn liegen ließen, 4. der barmherzige Samariter, der ihn aufhob, 5. der Heiland, der uns diese Geschichte erzählt hat. Jeder Teil hatte vier Minuten Zeit zur Ausführung. Da mußte man sich kurz fassen. Die Leute standen auf, viele reichten und drückten mir die Hand, und in manchem Auge sah ich, daß Tränen drin gewesen. Ich fuhr nach Hause, eine Stunde Wegs hatte ich. Es war mittlerweile, als ich den Saal verließ, neun Uhr geworden, die Glocken läuteten das erste Zeichen. Die Morgensonne brach durch die Wolken — ich dachte, ob in den Kirchen um zehn Uhr, wo die geputzten Leute kommen,

die die Nacht vortrefflich in ihren Betten geschlafen, auch solche andächtige Menschen sein werden? Dieser Morgengottesdienst war mir selbst ein labender Morgentrunk geworden."

*

Palmsonntagabend in der Garnisonkirche. Die Einsegnung der Mädchen ist eben beendet. „Ich eilte zur Sakristei zurück, während die Kinder mit den Eltern das Gotteshaus verließen und die kleine Abendmahlsgemeinde der Kinder sich sammelte, die noch die Kommunion feiern wollten. Es waren nur wenige Minuten, während deren die Orgel spielte und das „Schmücke dich, o liebe Seele" intonierte, daß ich allein war und noch einmal die eingesegneten Kinder vor dem inneren Auge vorüber gehen lassen konnte. Da öffnete sich leise die Sakristeitüre, herein trat ein Mädchen im schwarzen Kleide, den Schleier tief über das Gesicht gezogen. „Wollten Sie mich nicht auch segnen", sagte sie mit leiser Stimme, „wie Sie eben die Kinder gesegnet? Ach bitte, bitte!" „Sind Sie nicht konfirmiert oder gehen Sie in einen Unterricht?" — „Ach nein — ich bin eine Israelitin, aber ich glaube an Jesus — o ich möchte so gern Christin sein, aber ich kann nicht, ich darf nicht. Ich würde meinen Eltern den größten Schmerz bereiten. Ach, geben Sie mir nur einen Segen!" Sie war niedergekniet, ehe ich mich's versah; so segnete ich sie als Kind Israels und sprach über ihr die Worte Jes. 43, 1. Die Tränen rannen ihr voll die Wangen herab, sie dankte mir herzbeweglich; dann zog sie ein Neues Testament aus der Tasche und bat, ich möchte ihr

nur den Spruch aufzeichnen, den ich ihr gesagt. Ich schrieb ihn schnell ein — der zweite Vers des Abendmahlsliedes hatte schon begonnen, ich mußte zum Altar. „Lesen Sie weiter und beten Sie weiter; Friede über Israel“, mehr konnte ich ihr nicht sagen. Ich war, sonst immer gestört, ganz allein gewesen diese wenigen Minuten. Ob diese Tochter Israels nicht auch eine Konfirmandin war, reifer vielleicht als manches Kind, das ich eingesegnet? — Ich weiß nicht, wer sie war, habe sie auch nicht wieder gesehen.“

*

Wir glauben es Emil Frommel aufs Wort, daß er Kirchenzucht zu üben wußte. Daß aber auch seine Justiz nicht in Paragraphen lief, sondern das originelle Gepräge ihres Trägers an sich trug, soll eine lustige ernste Geschichte aus der Garnisonkirche beweisen. Etliche Hochzeitsgäste waren während einer Trauung sehr unruhig. Sie lachten und sprachen miteinander. Frommel schaute einmal fest zu ihnen herunter, aber das störte sie nicht. Er wollte es das Paar nicht entgelten lassen und hielt Rede und Trauung bis zu Ende. „Dann ‚kaufte ich mir‘ die unruhigen Leute und ersuchte sie um ihre Namen. „Ich danke Ihnen“, sagte ich, „wir werden uns wo anders sprechen.“ Es war abends neun Uhr, als sich fünf Herren anmelden ließen. Der Bräutigam und die unruhige Gesellschaft war's. Ich nahm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz, und sagte: „Was wollen Sie?“ „Ach, Herr Superintendent“, so redete mich der Bräutigam an, „wir sind so traurig, wir haben mehr ge-

weint bei der Hochzeit, als uns gefreut." „Ja, warum denn?" „Ja, sehen Sie", stotterte der Redner weiter, „wir waren auf dem Standesamt und dann hatten wir noch zwei Stunden Zeit bis zur Trauung in der Kirche, da sind wir, statt nach Hause zu gehen, mit den Zeugen in eine Weinkneipe gegangen, und den Wein konnten die nicht vertragen. Verzeihen Sie ihnen doch." „Verzeihen, nein — das war zu arg im Gotteshause. Wenn sie nicht ganz klar im Kopfe waren, dann konnten sie ja wegbleiben. Morgen wird die Gesellschaft gemeldet." „Ach, Herr Superintendent, dann sind die verloren, die sollen ja ein Examen machen, um weiter zu kommen, und wenn sie gemeldet werden, dann sind sie fertig." „Das ist ja gerade gut, daß solche Leute nicht avancieren." „Ach", sagte der eine, „tun Sie's doch nicht, mein Großonkel war auch Superintendent." „Was?" sagte ich, „der würde sich im Grabe herumdrehen, wenn er das wüßte, daß sich sein Großneffe so betragen hat im Gotteshause. Jetzt werdet ihr erst recht gemeldet." Ich sagte ihnen dick und derb meine Meinung, sie waren still und man sah ihnen an, daß sie total nüchtern und zerknirscht waren. Nachdem ich sie, wie Joseph seine Brüder, etwas angelassen hatte, forderte ich von ihnen: Jeder von euch macht in drei Tagen einen Aufsatz über das Thema: Wie hat sich ein anständiger Mensch während einer Trauung im Gotteshause zu betragen? Wenn der Aufsatz gut ausfällt, dann soll euch vergeben sein, und damit gehabt euch wohl. Und sie brachten die Aufsätze sämtlich, nicht bloß: ziemlich befriedigend, sondern recht gut. Ich ließ sie los." Ich selbst erinnere mich zweier Fälle aus meinen Frommeljahren, wo er „vom Leder zog".

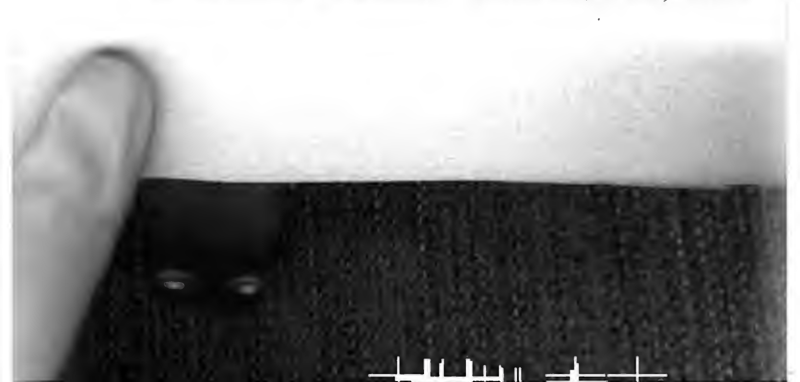
Einmal war ihm das unaufhörliche Husten seiner „Schäflein" vom Militär in der Predigt nicht mehr erträglich erschienen; mitten im Satz hielt er inne, klappte seine Bibel zu, nahm sie unter den Arm, blitzte die Störer an und rief bebend vor Zorn: „Wenn dieses Husten nicht sofort aufhört, verlasse ich die Kanzel. Ich kann dabei nicht weiter sprechen. Ich wollte mal den sehen, der es von euch wagen würde, den Kompagniechef zu unterbrechen. Hier aber bin i ch euer Kompagniechef!" Alles war mäuschenstill. Frommel wartete noch eine halbe Minute; kein Husten. Dann schlug er sich gemütlich seinen Text wieder auf und nahm den abgerissenen Faden der Rede wieder auf. — Skandalös war es ein andermal. Frommel hat das Abendmahl nach dem Sonntagsgottesdienst verwaltet und ist nach Hause gegangen. Der niemals recht nüchterne Kirchendiener, das Faktotum L. — der nichts dabei fand, vor versammelter Gemeinde am Altar die Zündhölzer zu den Kerzen an seinem allerwertesten Körperteil anzureißen, und der seinem Hofprediger auf dessen donnernde Anweisung: „Gehen Sie mal in die Sakristei, da steht wieder Ihre Schnapsflasche!" antwortete: „Sehen Sie, Herr Hofprediger, ick muß eben so verbraucht wer'n, wie ick bin —" dieser Biedermann also stand in der Sakristei, vor sich eine weithin duftende „Käsestulle" und frühstückte — aus dem Abendmahlskelch aber trank er fröhlich den zurückgebliebenen Wein dazu und goß noch etwas „Rotspohn" nach, in Anbetracht seines großen Durstes. Ich erzählte Frommel, was ich selbst erlebt hatte — habe ich ihn jemals zornig gesehen, so war es an jenem Montagmorgen. L. sollte sofort entlassen werden; auf seine reuevollen Versicherungen hin behielt ihn Frommel noch etliche Jahre.

Emil Frommel kannte die Menschen, wie nur ein Mann mit einer prophetischen und poetischen Anlage, die zur Virtuosität entwickelt ist, sie durchschauen kann; er sah ihnen, oft ehe sie auch nur ein Wort gesprochen, bis auf den Grund ihres Wesens. Aber er verachtete sie nicht, sondern er liebte die Menschen und wollte ihnen helfen. „Nach einer Konfirmandenstunde", so erzählte eine Dame, „kam ich, meine Töchter, die noch nicht lange im Unterricht waren, abzuholen. Ich begegnete dem Herrn Hofprediger im Gang, der zum Betsaal führt. Gesehen hat er mich kaum, da es dunkel dort war, aber an meinem „Guten Tag, Herr Pastor", erkannte er mich. Er rief mich zu sich, und sagte: „In Ihrer Stimme klang es eben, als drückte Sie etwas. Kommen Sie doch, wenn Sie wollen, morgen zu mir." Ich kam zur festgesetzten Stunde und dachte, er würde mich fragen, was mir wäre. Stattdessen sagte er: „Wenn es Ihnen recht ist, erzähle ich Ihnen etwas aus meinem Leben." Als er geendet, konnte ich ihm nur die Hand reichen und hinzufügen: „Ich brauche Ihnen nicht mehr zu sagen, was mich dieser Tage so sehr gequält und beunruhigt hat, Sie haben mir auf die Fragen, die ich hätte tun mögen, schon die Antwort gegeben. Ich danke Ihnen." Eine Amerikanerin hat diese beruhigende und befreiende Wirkung, die Emil Frommel auf die Menschen ausübte, sehr glücklich in dem Ausdruck wiedergegeben: „Frommel is like Chloroforme."

*   *
*

Die Eisenbahnfahrten hat Frommel, den's zu den Menschen zog, ausgenutzt, um das Volk in seinen Anschau-

ungen zu studieren, aber auch um dem einen und anderen zurechtzuhelfen. Nicht selten ist er als Inhaber eines Billets zweiter oder erster Klasse einzelne Strecken in der dritten und vierten Wagenklasse gefahren, sich Bilder aus dem vollen Menschenleben einfangend. Kam er jedoch an einen Gevatter Schneider oder Handschuhmacher, der seine ungegorene Weisheit auf die Umgebung ergoß, so konnte er sehr unsanft dazwischen fahren. Unter Emil Frommels Erholungen von der aufreibenden Berliner Arbeit steht Gastein obenan. Dort verlebte er, wie wir wissen, seit dem Jahre 1872, wo er im Auftrag des deutschen Kaisers die protestantische Kapelle eingeweiht, fast jeden Sommer als der spezielle Hofprediger Wilhelms I. Dankbar hat er oft zugegeben: Gastuna semper una, es gibt nur ein Gastein. Über Salzburg kutschiert er noch in 15stündiger Fahrt mittels Postwagen ganz unmodern hinauf in die großartige Hochgebirgslandschaft, die ihn begeistert und zu den anmutigsten Reflexionen eines geistlichen Herrn anregt. Ich greife die schönsten heraus: „Wer liebt sie nicht, die beiden sinnenden Blumen! Einer nennt die Alpenrose: „ein süß Gedicht der Einsamkeit" — „ein verlornes Lächeln im starren Felsenangesicht" — „ein im ew'gen Schweigen der Berge verschwiegen Glück". Und das gezackte Edelweiß, einen anschauend wie ein Stern in der Nacht, fragend nach der Unschuld im Herzen, wachsend oft am jähen Abgrund und schon den kühnen Mann fordernd, es zu erlangen, und dann, wenn's gefunden und gebrochen ward, still eingelegt ins Buch als Erinnerung — wie erinnert's an so manche Blume der Erfahrung, mit Gefahr und Mühe gepflückt, hart oft am Abgrund! Ja, wer wüßte nicht davon



zu sagen? Mir sagten zu alledem die beiden Alpenschwestern noch etwas anderes.

Droben unterm grünen Moose,
Nah bei Schnee und Gletschereis,
Blühet rot die Alpenrose,
Silberhell das Edelweiß.

Schwesterlich einand' verbunden,
Hat die zweite doch den Preis,
Hast die Rose du gefunden,
Steig empor zum Edelweiß.

Aus der Liebe lichtem Schooße,
Keimt empor der Heil'gung Frucht:
Liebe ist die Alpenrose
Und das Edelweiß die Zucht!

Droben ist auch seinerzeit ein reiches Bergwerk gewesen, und viel hundert Knappen fuhren fröhlich in den Stollen hinein. Jetzt ist's zum Teil verschüttet und vergletschert, aber dann und wann geht doch ein Stein den Wasserfall hinab, durch den die Goldader läuft. O Menschenherz — warst du nicht einst solch ein Bergwerk, mit Gold und Silber gesegnet, und nun verschüttet und versandet und vergletschert? Aber da und dort blinkt noch eine Goldader und sie bricht hervor aus Sand und Gestein.

Hinauf nach der Gastein — so heißt das ganze große liebliche Tal, das sich stundenweit bis hinauf zum Wildbad dehnt — geht's durch die steile, enge, finstre Klamm. S' ist ein Engpaß, großartig und schaurig. Rechts die himmelhohen Felsen sich hängend über den Weg; aus einem Felsen, mitten aus der nackten Wand, strömt ein starker Springquell, der sich zum Lichte gedrängt. Neben dem schmalen Weg der schauerliche tiefe Abgrund, durch den die Ache brausend jagt, und drüben senkrecht aufsteigend

die hohen, kahlen Wände starrender Felsen. Kein Sonnenstrahl, kein Stern fällt da hinein; bist du aber durch, so liegt das liebliche Tal in seiner ganzen Fülle da. — Und du, Menschenherz, wüßtest du nicht zu reden von so mancher Klamm im Leben, die dir das Herz zusammengeklemmt? Rechts und links nur kahler Fels, dir oben des Himmels Blau verdeckend, und zur Seite der Abgrund der Verzweiflung und die Wasser des Todes! Keine Sonne, kein Stern leuchtend auf dem Pfad, keine Aussicht aufs morgen, kein Trost aus dem gestern, dir alles verhüllt, und der Fuß nur blutend vom steinigen Pfad — und doch, auch da aus starrem Fels die Quelle. Dein Gott so schweigend, ein Fels dennoch denen, die auf ihn trauen; doch Wasser für dich unterwegs. Harre aus, hindurch den Weg, hinweg das Auge von der schwindelnden Tiefe; es weitet sich doch dein Pfad ins Geraume und Weite."

Frommel singt in der evangelischen Kapelle Gasteins bei der Liturgie, er spielt die Orgel und hält die Predigten. Mit einem kleinen bunt zusammengewürfelten Chor übt er Motetten zum Schmuck der Gottesdienste. Dem alten Kaiser ist er durch seine Predigten und durch den persönlichen Verkehr in Gastein sehr nahe getreten; den erhebendsten Beweis dafür erbringen private Aufzeichnungen Frommels über eine Unterredung im Jahre 1876, in welcher der Kaiser sich vor seinem Hofprediger offen über sein Verhältnis zu der Kaiserin Augusta und über seine Jugendliebe, die Prinzessin Radziwill, ausgesprochen hat. Dem Bruder Max schreibt er (München 1873): „Ich glaube nicht vergeblich dagewesen zu sein, schon um etlicher Leute willen. Es war die mannigfaltigste Tätigkeit unter den verschiedensten Menschenkindern; es will mir fast scheinen, als

hätte ich eine Anlage zum Badeprediger! Sind wir doch beide nicht aufs Genießen angelegt, noch auf die Ruhe des Faultiers, sondern neue Anregung, neue Berührung mit anderen Lebenskreisen, das ist's, was wir brauchen, freilich inmitten einer Natur, die dem Menschen das Herz öffnet. Unser Gottesdienst zieht die Leute mächtig an, da er ihnen neu und unerwartet ist, es geht doch allen das Herz auf in dieser Natur. Der Kaiser war überaus freundlich; bei der Ankunft reichte er mir aus allen anderen heraus die Hand, schüttelte sie treuherzig und sagte: „Das ist ja schön, daß Sie noch da sind, da höre ich Sie noch." Am Sonntag predigte ich dann. Der Kaiser lud mich zur Tafel, dort gab er mir wiederholt die Hand und sagte: „Das waren goldene Worte, die Sie sprachen, die soll man sich alle ins Herz schreiben." Er freute sich, daß ich in die Kapelle die Leute verschiedenster Konfession hineingepredigt, daß dort im Chor Katholiken, Griechen und Protestanten sangen, kurz, daß es eine internationale Kirche war. — Als er ging, nahm er mich an der Hand, zog mich freundlich an sich und führte mich ein ganzes Stück mit. Er dankte mir für die Predigten, sagte, ich hätte ihm das ganze Herz genommen und alle Saiten bei ihm angeschlagen, er werde es nie vergessen." — In einem anderen Briefe heißt es: „Ich muß die Leute zusammenbinden helfen. Man lernt die Menschen fassen, wo man sie haben kann und wo sie die geschliffene Seite haben, das trägt viel zur Liebe und zum Verständnis bei. Ach, wollten wir doch mehr Gutes bei den Menschen voraussetzen. Müssen wir nicht in der Welt eben oft Kanäle und Blitzableiter sein?" Unter den aristokratischen Menschen, mit denen er in den Gasteiner Wochen sonst noch näher zusammenkam, war

der Jenenser Kirchenhistoriker Karl Hase, der in seinen „Annalen" von ihm bemerkt: „Hofprediger Frommel ist mir sehr lieb geworden. Seine Predigten so mild und christlich und so geistvoll; nur Gestikulation ungewohnt heftig, fast wie italienische Redner. Der Kaiser hat einen guten Geschmack, wenn er sich den zum Lieblingsprediger erkor. In ihm ist das zweifache: künstlerische und religiöse Naturanlage." Dort lernte er auch den Maler Ludwig Richter kennen, den er innig liebte — „ist das ein prächtiger Mensch! Er war ganz hingenommen von meiner armen Predigt und kam, mir zu danken. Wie viel sprachen wir bis in den innersten Grund, und welche Kindesseele von Liebe und Friede!" Das internationale Leben in Gastein fesselte ihn jedes Jahr von neuem. „Sie wissen", schreibt er einer Freundin, „ich bin eine sensible Natur und Menschen wirken dynamisch auf mich ein, belebend oder lähmend." Er konnte auf die Dauer nicht ohne Menschen sein — und die Menschen nicht ohne ihn.

Aber was sollte er den Leuten, die sich an ihn drängten, nicht alles vermitteln! Ein stämmiger Oberösterreicher tritt bei ihm an, ein Bild der Gesundheit. „San Sie die Hochwürden, was beim deutschen Kaiser sein", fragte er. „Freilich, der bin ich schon, was willst?" „Zu'n Kaisa." „Was willst denn beim Kaiser?" „Pfeifen." „Was, pfeifen! Bist wohl net recht g'scheit! Was kommst denn zu mir mit dein Pfeifen?" „Ja drunten habens g'sagt, Sie könntens machen, daß i vorn Kaisa käm. I hätt schon was Schriftlichs do." Ich nahm seine Papiere, richtig, er hatte in Österreich vor Kaiser und Reich in Ischl, vor den Hannoverschen Herrschaften in Gmunden mit Beifall ge-

pfiffen. „So pfeif mal was“, sagte ich. Er ließ sich in die Kniee sinken und fing dann an, in vorzüglichster Weise die Vogelstimmen nachzuahmen, das ganze Vogelregister durch. Ich schickte ihn „zu weiterer Veranlassung“ an die Herren des Gefolges und richtig, nach dem Diner wurde der Solopfeifer hinter einen Oleanderbaum gestellt und fing an zu pfeifen, so täuschend, daß der Kaiser fragte: „Was, eine Nachtigall im Sommer hier?“ bis er endlich den seltsamen Vogel entdeckte. Reich beschenkt und glückselig kam er zu mir herauf und sagte: „Wissens, Hochwürden, den ganzen Abend will ich Ihnen vorpfeifen.“ Ich war aber schon befriedigt, und er zog fröhlich pfeifend ab mit seinem Zeugnis, daß er vor der deutschen Kaisermajestät zu dessen Befriedigung gepfiffen.“ Frommel macht dazu die Randglosse, die wie eine Verteidigung klingt wegen seiner allgemeinen Menschenliebe: „Ich denke, die Liebe, die man solch einem fahrenden Schüler erzeigt, ist ein Stück von dem: „Und Abraham pflanzte Bäume und predigte den Namen des Herrn zu Versaba.“ Hätte er im Sonnenbrand die Leute sitzen oder stehen heißen, sie wären ihm wohl davon gelaufen. So ruhten sie einstweilen mal aus und dachten, unter Abrahams Bäumen ist gut sein, und wer den Baum lobt, der lobt auch den, der ihn gepflanzt.“

* *
*

In Karlsbad, wo Frommel seit dem Jahre 1874 zwölfmal wegen seines Leidens zur Kur war, predigte er selbstverständlich jeden Sonntag für die evangelischen Fremden; eine seltene Freundschaft hat er dort mit einem römischen Kreuzherrenpriester geschlossen, einem kindlich

gläubigen Katholiken; die beiden sprachen gegenseitig ihre Predigten durch, jeder liebte den anderen, und der katholische Freund hat in einem Aufsatz das schöne Wort über Frommel veröffentlicht: „Ein Priester, darin wär' ich ihm gleich und ungleich der Konfession wegen, allein, um die hat bisher keiner den anderen gefragt, wird auch keiner fragen! Ich schätze den Herrn Hofprediger hoch und mich glücklich, mit ihm bekannt geworden zu sein; so wie er ist, habe ich mir immer einen Mann vorgestellt, in welchem echte Bildung und Christentum praktisch geworden sind." In den letzten Jahren ging er auf Anraten seiner Ärzte nach dem „weltverlorenen" Bade Salzschlirf bei Fulda, nach Wildungen und nach dem Luftkurort Hundseck im Schwarzwald. Von Hundseck aus, oberhalb des Bühlertals, wo er sich besonders wohl fühlte (1889), schreibt er voll übermütiger Ferienlaune: „Madre (Frommels Gattin) kuriert gern an ihrem lieben Mann herum, der auch da oben eine Lammsnatur geworden ist und ihr alles zu Liebe tut, das heißt raucht, Wein trinkt, Kartoffeln ißt, Suppen schluckt, und was des Verbotenen mehr. Aber dreitausend Fuß hoch, sinken die Kartoffeln verdaut und verdünnt durch das Ozogen in den Magen, der Wein verduftet schon im Hals, die Zigarre verfliegt beim Sturmwind und führt das Nikotin in den nahen stillen Mummelsee." Eine Berliner Malerin, die Frommel dort in der Sommerfrische kennen lernte, vervollständigt die eigene Schilderung Frommels: „Schon des Morgens, wenn man beim Frühstück trostlos in den unverändert grauen Himmel starrte, wirkte das Erscheinen des Hofpredigers, wenn er so frisch und rosig in seinem kurzen braunen Sammet-

röckchen, die brennende Zigarre im Munde, hereintrat, wie der langvermißte Sonnenschein. Er hatte dann schon lange sein Tagewerk begonnen, schon stundenlang geschrieben und legte nun in seinen Morgengruß für jeden ein paar fröhliche oder teilnehmende Worte. Denn er kannte alle, und jeder, der sich nur einigermaßen zur guten Gesellschaft rechnete, beeilte sich, sich ihm vorstellen zu lassen. Dadurch war von vornherein ein feiner, angenehmer Ton im ganzen Hause. Alle kannten sich untereinander und betrachteten ihn als Haupt der Gesellschaft. Er hatte die glückliche Gabe, aus jedem das beste herauszulocken, was manchmal tief verborgen in ihm lag. Ich glaube, die Menschen waren mitunter selbst ganz erstaunt, wie nett sie waren, und ich hätte den sehen mögen, der es gewagt hätte, in seiner Gegenwart ein rohes oder frivoles Wort zu sagen." Die Briefschreiberin erzählt, wie Frommel bei Tische seine Nachbarin, eine elegante Frankfurterin, dazu bestimmt, ihr neues Seidenkleid mit gestickten schwarzen Sammetlilien für die — Abgebrannten zu „stiften", und wie er sich an den Abenden und bei den Ausflügen, in seinen Sonntagsandachten und bei Tische ihnen allen gewidmet habe. „Fast am hübschesten war es, wenn sich die Gesellschaft teilte, und der engere Kreis sich mit dem Hofprediger in das kleine Zimmer zurückzog, wo er dann aus seinen Schriften vorlas. Das war von unbeschreiblichem Reiz; denn, angeregt vom Augenblick, ließ er oft das Buch sinken und sprach weiter. Dann strömte ihm die Fülle der Gedanken und Erinnerungen zu, und sein Mund floß über von dem köstlichsten Humor und den witzigsten Einfällen, und das lebendige Wort wirkte zündend. Mit Schwierigkeiten war ein solches Zurückziehen

freilich immer verbunden, da alle dabei sein wollten, so daß er mit dem Rattenfänger von Hameln verglichen wurde."

* * *

Welch hohen dichterischen Schwung Emil Frommel aber nehmen konnte, wenn ihm die Musen besonders hold waren, dafür gibt ein Tauftoast ein strahlendes Zeugnis, dessen Aufriß mir der Poet in einer schönen Stunde für meine Sammlung zur Verfügung stellte. Hier ist er:

In dem Himmel war Bewegung.
Ab und zu die Engel schwebten,
Durch die weiten Flügeltüren
Hört ich leises Fittichrauschen.
'S war der Tag der Konferenzen,
Da die Engel von der Erde
Menschenflehen heimwärts tragen.
Abends spät. Schon ging ein Engel
Schnell die Sterne anzuzünden,
Öl dem Monde aufzugießen;
Andre schwebten sacht hinunter,
Bei den Armen und den Kranken
Heil'gen Nachtdienst zu versehen.
Nur noch hie und da kam einer,
Der noch eine Bitte brachte.
Endlich schloß ein Cherubime
Fest das Tor zu. — Horch, da klopft es:
Draußen rauschen Engelflügel,
Hörbar war des Herzens Schlagen.
Laßt ihn ein, so sprach der Vater.
Menschen wohl die Türen schließen,
Himmelstor steht immer offen,
Wie bei Tagen so in Nächten;
Löschet auch das Sonnenlicht —
Israels Hüter schlummert nicht.



Der Engel tritt vor Gott, „feucht vom Nachttau Lock' und Schwingen". Ob er die Bitte eines Kranken oder Armen bringe, die Not eines Reichen, oder „ist's ein suchend Menschenkind, das zu mir den Weg nicht find't?" Der Himmelsbote berichtet:

Herr, du weißt, daß ich zum Dienste
Eines Mägdleins war gesendet;
Schwarz die Augen, rot die Wangen,
Und ist eines Grafen Kind.

Er hat treu die Wacht gehalten bei dem zarten lieblichen Ding, dem Winterblümlein aus dem Schnee — aber die Mutter ist aus den Sorgen nicht herausgekommen, denn es ist bisher ihr einziges Kind.

Einig Kind ist Freud' und Schrecken,
Furcht und Hoffnung schwebet immer
Ihm zur Seite; einig Kindlein
Ist ein Auge, das man hütet,
Drinnen still die ganze Liebe,
Wie auf einem einz'gen Herde
Ihre Kohlen sorgsam sammelt.

Das einzige Kind ist in der Ehrenkrone des Hauses ein unersetzlicher Juwel; in seinen Augen liegt der Eltern Herz, ihre ganze Welt. Drum die Bitte, die der Engel überbringt: „Gib ihr denn, o lieber Vater, gib ein zweites, drum sie bittet, gib zum Mägdlein noch den Knaben." Aber Gottvater hat Bedenken.

. . Du forderst Großes,
Und es schwankt in meiner Schale
Ja und Nein recht auf nnd nieder.
Sagtest du nicht eben selber,
Daß voll Sorgen ihr Gemüte,
Um dieses erste Kind gewesen —
Wie wird's erst bei zweien sein?

Hört' ich sie nicht mit mir hadern,
Wenn die Wege tief verschlungen,
Eh' sie licht zum Himmel führten?
Wenn die Lebensmelodien,
Statt in heitren Symphonien,
Einmal tief in Mollakkorden
Ihr zu Ohr und Herzen drangen?
Tausend meiner Kinder gehen
Ernst und schwer die Pilgerstraße
Ohne Gatten, ohne Kindlein,
Ringen Tag und Nacht ums Leben
— — Hab ich ihr nicht reich gegeben
Lebensglück und Sonnenschein?

Aber der Vater der Güte läßt sich doch erbitten — „zum Leben neues Leben" soll sich ihr fügen; jedoch soll's diesmal noch kein Junge sein, sondern vorerst ein Mädel — erst wenn sie das Sorgen verlernt haben wird, wird ein solches Herrchen der Schöpfung, der schwieriger zu erziehen ist, den frommen leicht zu leitenden Mädchen folgen.

Und der Engel nahm die Botschaft
Eilt damit auf leisen Sohlen
Stille durch die laue Nacht,
Rührte ernst mit seinen Schwingen
Kind und Mutter leise an,
Setzte sich zu ihren Füßen,
Half die schwere Stund' versüßen,
Kehrte heim; mit goldner Feder
Schrieb er in das Buch des Lebens
Einen lieben Namen ein . . .

Zwei Hochzeitstoaste entnahmen ihren Stoff unglücklichen Zufällen; der Tafeldecker hat vergessen, der Braut ein Glas hinzustellen. Frommel erklärt: So ist's recht; trinken Sie aus dem Glase Ihres Mannes — bis



das erste Mißverständnis zwischen Ihnen beiden eintritt, dann erst nehmen Sie sich ein eigenes Glas; aus einem Glase, ein Herz und eine Seele, auf ewig ungeteilt! Der andere „Fall“: während der kirchlichen Trauung rollt der Ring der Braut über den Teppich in die Kirche hinein, als Frommel ihn eben beim Ringwechsel überreichen will. Ohne sich verwirren zu lassen, zieht er seinen eigenen Trauring vom Finger und steckt ihn der Braut an. Der Ring fand sich dann; Frommel aber zerstreute die Bestürzung des Mädchens mit den lieben Worten: „Der Ring, den ich selbst in einer langen glücklichen Ehe getragen, kann Ihnen nur Glück und Segen bringen. Ihre Ehe sei wie die meine.“ Während einer Hochzeitstafel spielte die Musik das Lied Scheffels: „Es ist im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen stehn.“ Frommel fragte die Braut: „Haben Sie vielleicht dieses musikalische Menu gemacht?“ „Ja“, sagte sie, „gefällt es Ihnen nicht?“ „O ja — nur paßt es nicht ganz. Denn einmal heißt es doch am Schluß: „Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen, behüt' dich Gott! es hat nicht sollen sein“, bei Ihnen aber hat es doch sein sollen! Und dann hat das Lied überhaupt nicht ganz Recht.“ „Wieso, das möchte ich doch gern wissen.“ „Ich mußte also dran. So sagte ich denn: Wir haben eben das Lied gehört: ‚Es ist im Leben häßlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen stehen.‘ Ich sagte aber der lieben jungen Frau, daß das sonst schöne Lied nicht ganz Recht habe, und das möchte ich Ihnen allen erklären. Es ist im Leben herrlich eingerichtet, daß bei den Rosen gleich die Dornen stehen; denn die Rosen, die keinen Dorn haben, haben auch keinen Duft, z. B. die Seerose, die Alpenrose, die Klatschrose, die Wind-

rose, die Gürtelrose, die Gesichtsrose, — aber je schärfer der Dorn, desto schöner der Duft, wie Sie an den hochstämmigen Rosen es sehen. So ist's auch in der Ehe. Wer das Leid nicht mit dem anderen tragen will, empfängt auch nicht den zartesten Duft der Liebe, die sich oft erst im Leid bewährt."

Eines seiner Barmer Gemeindemitglieder, der Bleicher Lüttringhaus, feierte seine silberne Hochzeit. Frommel segnete das Paar ein und war nachher der Tischgast des Silberpaares. Während des Essens schrieb er seinen Toast auf einen Fidibus; der Anfang lautet:

Im wunderschönen Monat Mai,
Als man schrieb 1840 und 2,
Da trug am Rock 'nen grünen Strauß
Herr Johann Peter Lüttringhaus;
Und seine Frau war auch im Glanz,
Sie strahlte im grünen Myrthenkranz.
Sie hatten sich verbunden für's Leben —
Und wollten sich nun an's Bleichen geben.
Sie haben gebleicht manch liebes Jahr,
Bis daß ihr Haar wohl schneeweiß war.
Und jetzt schaut her, welch Wunder sich zeigt:
Ihr grüner Kranz ward auch gebleicht;
Das hat der große Bleicher getan,
Der bleicht uns alle, so Weib wie Mann.
Er bleicht das Haar wohl silberfein,
Er bleicht es durch Regen und Sonnenschein;
Der wandelte auch den Myrthenstrauß,
Daß er nun siehet wie Silber aus . .
Doch er, der so versilbern kann,
Ist auch zum Vergolden der rechte Mann . .

Und sinnig leitet er die Gedanken zur goldenen Hochzeit in die Zukunft hinüber.

*   *
*

Aus Rudolf Kögels pointierten Geburtstagstoasten auf Frommel sei eines Spruches auf den 53jährigen Erwähnung getan. „Don Emilio sitzt im Zimmer, das Aemilia ihm geschaffen, wo er dichten kann und träumen, keiner darf darein ihm gaffen.“ Er ist bei der Arbeit.

„Durch die runden Scheiben faustisch
Fällt das Mondlicht schräg und schräger.
Plötzlich draußen wild Getümmel:
Wer da? Ach, nur zehn Verleger . . .
. . Wie sie feilschend konkurrieren
Um die edle Geisteswaare
Und im dunklen Hintergrunde
Funkeln lassen Honorare . .“

Hinter den Verlegern erscheint zungenfertig die Corona der Bewunderer —

„Rufen: drucken, drucken lassen!
Um den Autor zu entzücken; —
Aber geht's an's Bücherkaufen,
O wie sie sich rückwärts drücken . .
Wie alltäglich auch zu kaufen;
Aber das sei ungewöhnlich:
Sich ein Exemplar vom Autor
Schenken lassen, ganz persönlich! . .
Und im Umkreis andre Häupter,
Junge, kahle und bemooste,
Die den armen Freund belagern,
Daß er geistreich sie betoaste . .“

So sei er von allen Seiten beansprucht, und doch gehe er seinen Weg. „Viele Jahre noch, sagt Rudolf, Emils Mitpatient und Pate, soll der 53Jähr'ge leben uns nach Gottes Rate!“ —

*　　*
*

Anfang März 1881 feierte die Militärgeistlichkeit das goldene Amtsjubiläum des damaligen Feldpropstes D. Thielen. Frommel spendete die gedankenreichsten Knittelverse, in denen sich wertvolle Beiträge zu einer Pastoraltheologie in das Schelmengewand gutmütigen Spottes kleideten. Er besingt das geistliche Armeekorps und seinen Generalfeldmarschall. Lustig porträtiert er die Herren Brüder:

Dem Verdienste seine Kronen:
Unter'm Krummstab ist gut wohnen;
Doch auch er muß sich bequemen,
Manches Klagelied anzunehmen.
Denn wie im Heere es kommt vor,
Daß ein Hauptmann meint, er taug' zum Major,
Es fehle nur ein Druck von oben,
Tät' ihn doch ein jeder loben —
So wird auch in den schwarzen Röcken
Sicherlich manch' Päpstlein stecken ...
Dem einen ist so zu Mute geworden,
Als passe sein Knopfloch gar trefflich zum Orden;
Der andre will auf dieser Erden
Gar zu gerne Konsistorialrat werden;
Ein dritter meldet sich stürmisch zur See
Und wird ihm doch oft — ganz windelweh ...
Der treibt seine brotlosen, gelehrten Künste
Und hat „um das Vaterland besondre Verdienste —";
Ein fünfter will durchaus nicht fort,
Es sei denn an einen recht „civilen" Ort;
Ein ganzes Konsistorium
Schreibt sich für ihn die Finger krumm,
Bis dann der Mann gelassen erklärt,
Er sei noch viel was bess'res wert ...
Ein sechster kann das Maul nicht sparen
Und hat den Karren gründlich verfahren;

Mit knapper Not zieht ihn beim Ohr
Der Feldpropst aus dem Schlamm hervor ...
Ein siebenter macht sich böse Tage,
Studiert die Stolgebührenfrage
Und räsonniert dann, ach wie dumm!
Auf das unschuldige Kriegsministerium.
... Glaubt nicht, er habe mir etwas verraten;
Beim Generalstab riecht man von ferne den Braten,
Denn eines das ist jedem kündlich:
Der Feldmarschall ist unergründlich;
Wie Moltke, sein Kollege, auch,
Macht er vom Schweigen viel Gebrauch.

*

Als die Universität Halle a. d. S. im Jahre 1893 ihr 200jähriges Bestehen festlich unter Rektor Beyschlags unvergleichlicher Leitung beging, ließ es sich Frommel nicht nehmen, seine alte Alma mater zu begrüßen. Er hat an dem Hauptfesttag teilgenommen; bei einem Diner für die Ehrengäste im Hause des Professors D. Hering, des ihm befreundeten praktischen Theologen, ließ er eine witzsprühende Anleitung zum Toast los, deren Haupttreffer ich nicht verschweigen kann:

Kraftbrühe.

Toast auf den Kaiser.

Dieser Toast macht nicht viel Mühe;
Denn vor allem: spart die Brühe!
Kraftvoll schlingt der junge Kaiser
Sich um's Haupt die Eichenreiser;
In ihm flutet junge Kraft,
Die was Großes gerne schafft.
Wie aus einem Ochs die Brühe,
So aus uns der Toast sich ziehe:

Walte ferner voller Kraft,
Edler Hohenzollernsaft,
Daß in dir stets eins erblühe:
Viele Kraft und — wenig Brühe . .

Schlei mit Dillsauce.

Universität und Staatsregierung.

„Wissenschaft“, heißt es hierzu, „ist auch ein Fisch, schmeckt am besten, wenn er frisch — doch man sah schon manchen Hecht, der recht viel Semester trägt.“ Er spricht von den Gräten — „und trotz allen Wissenstrieben ist im Hals ihm viel geblieben, was er nur bewundernd schaut, doch im Darme nicht verdaut. Das Examen tat dann kund, wie es um die Schläue stund.“

Wissenschaft in ihrer Sauce
Treibt das Kleine oft ins Große,
Spaltet Kümmel, zehntet Dill —
Studio schweigt in Ehrfurcht still.
— Auch die hohe Staatsregierung
Zeigt durch ihre Lebensführung
Mehrschtenteils auf ihrer Spur
Eine kalte Fischnatur . . .

Der Kalbsrücken mit Champignons und der Prager Schinken in Burgunder gilt den Ehrengästen und -doktoren; denn zu diesem Feste deputiert zu sein, das bedeute „ein seltenes Schwein.“ —

Kostenlos und wundernett
Schlief man im Patrizierbett
— Wer nicht stiehlt und wer nicht lügt,
Wer mit fremdem Kalb nicht pflügt,
Wird zum Doktor promoviert
Und ihm hier das Kalb serviert!

Der nächste Gang: Grüne Bohnen, geräucherter Lachs und Schinken, Artischocken mit grünen Erbsen begeistert ihn zu dem Spruch auf die Stadt Halle:

Tiefer Sinn liegt im Symbol —
Grüne Bohnen und viel Kohl
Werden in dem guten Halle
Hoffentlich noch lang' nicht alle . .
Und geräuchert wie ein Lachs
Geht hervor der jüngste Dachs;
Salz und Rauch in deinen Toren
Haben ihn so braun geschmoren . .
Grüne, rauche unverfroren,
Junges Volk samt den Halloren!

Der Helgoländer Hummer zielt auf Rektor und Senat —

. . . Der, wie ihr seht,
Stets den stillen Krebsgang geht.

Endlich beschließen Rehrücken und Masthühner mit eingekochten Früchten die Reihe der Trinksprüche mit dem — Damentoast:

. . Ach, so manche zarte Taube
Fiel dem Alter auch zum Raube;
Aus der Taube, welch ein Graus!
Ward zuletzt — ein Masthuhn draus;
Doch manch Früchtchen, schön geziert,
Eingekocht sich konserviert.

* *
*

Auf eine Photographie, die Frommel als Großvater mit einem seiner Enkelkinder zeigt, schrieb er die schönen Worte:

Das ist der Alte mit seinem Kind,
Er hält es warm und hält es lind.
Die Welt so groß dem süßen Kind,
Die Menschen so klein dem Alten sind.
Die Welt dem Kinde im Morgenrot,
Der Alte denkt an seinen Tod. —
Der junge schlingt sich wundersam
Wie Epheu um den alten Stamm.
Der Alte zum Jungen sich niederbeugt,
Die Jugend vom Jungen zum Alten steigt.

XIII.

Am Schreibtisch.

Emil Frommel gehört zu unseren besten Volksschriftstellern. Er hat die Novelle und die plaudernde Skizze eigenartig gepflegt, und er hat dem Volkskalender, der vor vierzig Jahren noch in seinen ersten Anfängen steckte, auch in der sogenannten guten Gesellschaft dauerndes Bürgerrecht gewonnen. Von Hebel ausgehend, schreibt er Geschichten voll süddeutscher Heiterkeit und Helligkeit. Ohne Zweifel wendet sich der christliche Feuilletonist hauptsächlich an die Kreise, die seine Empfindung und religiöse Stimmung von vornherein teilen; aber auch die anderen weiß er durch die Traulichkeit und Herzlichkeit, die diese Erzählungen und Plaudereien atmen, bei seinen Gedanken festzuhalten. Frommel gibt sich in seinen Büchern ganz so, wie er persönlich wirkte: in treuherziger Einfachheit und frischer Anschaulichkeit, realistisch in der Beobachtung und idealistisch in der Gesinnung. Er schrieb zu seiner eigenen Erholung, am Tage und unter den im Lauf der Jahre anwachsenden Amtshandlungen und Pflichten mehr und mehr in stillen Nachtstunden, in denen kein Besuch mehr gemeldet werden konnte; er schrieb, um Erlebnisse, die ihm zu denken gegeben hatten, oder dichterische Gestalten, die bei seiner Phantasie ange-

klopft hatten, festzulegen, um sich allerlei Nöte und Sorgen von der Seele herunter zu schreiben. Er schrieb aber nie ohne den Wunsch, den Lesern durch seine Feder einen Dienst zu leisten. Im Vorwort seiner letzten Geschichtensammlung „Nachtschmetterlinge“ sagt er davon launig: „Der Tag mit seiner Arbeit und Unruhe, mit seinem Kommen und Gehen der Menschen läßt — und soll auch, wenn man ein Amt hat — schließlich keine Zeit lassen zu dem, was doch mehr oder minder Schmuck, Erholung und Spielwerk ist. Wessen Beruf das Bücherschreiben ist, bei dem ist's freilich etwas anderes; er darf sich einschließen und Selbstverleugnung üben, d. h. sich verleugnen lassen. Das geht nun einmal bei unsereinem nicht, der seine Selbstverleugnung zumeist darin zu beweisen hat, daß er sich ohne Murren stören läßt. ‚Nur zwei Minuten‘ — ja — aber diese sind hinreichend, um die Gedankenfäden abzuschneiden, die so leicht sich nicht wieder knüpfen. Es ist gerade als träte einer in ein Telegraphenbüreau und sagte: ‚Nur eine Minute‘ und schlüge den ganzen Apparat entzwei. Freilich eine Minute, die aber Stunden kostet. So bleibt mir denn nur zu solcher Arbeit die stille Nacht, die sonst niemandes Freund, aber doch solchen Erholungen hold ist.“ Wenn er aber hinzusetzt, er werde nicht trauern, wenn einer über seinen Geschichten „sänftiglich einschliefe; ich halte es wirklich für eine gute Tat, wenn man in dieser ruhelosen, schlaflosen Zeit einem Menschen zu ein paar Stunden soliden Schlafs verhilft“ — so haben seine zahlreichen Leser höher gehalten von seinen „beschwingten Nachtgeschöpfen“, und die Berliner Universität hatte Recht, als sie im Lutherjahr 1883 in dem Elogium zu der theologischen Doktorwürde Frommel als den feierte, „der durch Schriften voll

hoher Anmut unsere Zeitgenossen erquickt und erzieht." Das eben ist Frommels hohe Kunst gewesen, mitten in die fröhlichste Unterhaltung hinein, die er angeknüpft, ein Wort zu werfen, das zu tieferem Nachdenken einlud. Und das unterscheidet ihn gründlich von den anderen christlichen Erbauungsschriftstellern, daß er niemals mit der Tür ins Haus fällt, daß er das Erbauliche nicht mit finsterem Amtsgesicht herauspoltert, sondern mit zartestem Takt, liebenswürdig, oft schelmisch bei sich bietender Gelegenheit an den Mann zu bringen weiß. So schließt das Vorwort zu dem Bändchen „Beim Lichtspan" mit den Worten: „Vielleicht geht „beim Lichtspan" einem und dem anderen beim Lesen auch ein anderes Licht auf — das würde mein bester Dank sein." Das ist der wohltuende Gegensatz zu fast allem, das unter der Flagge „Christliche Erbauungslektüre" segelt und das in der Meinung der meisten das Urteil festgelegt hat: was christlich und erbaulich sei in der Literatur, das sei dadurch bereits als bodenlos langweilig charakterisiert. Was Emil Frommel geschrieben hat, ist manchmal flüchtig aufs Papier geworfen, so daß man die sorgsame stilistische Durcharbeitung des kurz Skizzierten vermißt — er kann in einem Buche sagen: „zum teil schon erschienen, komme ich der Bitte des Verlegers nach" u. s. w., oder schreiben: „Wohlbeleibt, blickten ein paar kluge Augen aus dem freundlichen Gesicht" — —; es fehlt seinen Geschichten nicht selten die novellistische Spitze oder die Pointe: aber langweilig ist Frommel niemals.

Nach den ersten schriftstellerischen Versuchen in Karlsruhe, von denen früher die Rede war, erringt sich der Wuppertaler Pastor im Jahre 1868 mit dem „Heinerle

von Lindelbronn" einen dauernden Platz in der deutschen Literatur. „Lesen Sie den Heinerle, da haben Sie mich mit allem Guten und Bösen", schrieb Frommel einem Dresdner Geistlichen, der ihn um Material über sich selbst bat. In der Tat ist dieser erste größere Wurf sein bestes Dichtwerk geblieben; der Verfasser hat freilich auch nie wieder so viel stille Zeit zur Arbeit gehabt als damals. Das kleine Buch erzählt die Lebensgeschichte eines Schwarzwälder Bauernbuben, der Schüler im Atelier von Frommels Vater wurde, seinen originellen Paten verlassend; in Rom wird der junge Mann, der als Künstler hoch hinaus strebt, durch bittere Erfahrungen klug. Er kehrt zurück in die Heimat, wo er als braver Uhrmacher das Kunsthandwerk pflegt und ist vom Großwerdenwollen gründlich kuriert. Frommel sandte das Buch seinem Bruder Max, der ihm das bei seinem scharfen Standpunkt doppelt ehrenvolle Zeugnis ausstellte: „Alter, das ist ein Prachtbüchlein! Es ist durchsichtig und dennoch spannend, namentlich schön, daß Heinerle nicht bloß ein Geiger ohne Geige ist oder ein verbummeltes Genie, sondern daß er wirklich etwas Tüchtiges wird und sein Talent wie beim Paten an seinem Orte zu Paß kommt. Dazu die Charaktere scharf innegehalten, nicht zu viel Naturbeschreibung, sondern lebendiger Fluß und doch so tiefe, warme Naturpoesie darin. Es ist mit Liebe gearbeitet." Dieser Pate ist Frommels Lieblingsgestalt gewesen, er hat in ihr in dichterischer Intuition die Eindrücke verkörpert, die er durch seine Lektüre der Schriften der süddeutschen Mystiker des 18. Jahrhunderts — Ötinger, Mich. Hahn — empfangen hatte. Unter seinen vielen Arbeitsplänen für den Feierabend stand ziemlich obenan der Wunsch, in einer größeren Arbeit die Gestalt dieses „Stillen

im Lande" durchzuzeichnen. Der Aufenthalt des Heinerle bei dem Paten zählt zu den Höhepunkten der Erzählung. Echt Frommelisch ist dabei das eingeschobene Stück Tagebuch des Alten, ein Schweinslederband, in dem er eine Fülle sinnig-frommer „zufälliger Andacht" niedergelegt hat. Vielen ist gerade diese Erzählung Frommels ans Herz gewachsen, die in sieben starken Auflagen gedruckt wurde; mir ist sie noch aus einem persönlichen Grunde lieb: sie hat mir die ersten schriftlichen Zeilen ihres Verfassers eingetragen, die zwischen ihm und dem damals 13jährigen Jungen ein Band fürs Leben knüpften. Ein Kapitel der Novelle beginnt nämlich mit den etwas rätselhaften Worten: „Wer kennt nicht die wundersame Stadt, die im Sonnenfächer gebaut ist, in der alle Hauptstraßen auf einen Mittelpunkt, das Schloß, zulaufen, so daß sich jeder Fremdling gleich darin zurechtfinden kann? Wo mitten in der Stadt eine Pyramide liegt, zwar nicht ganz so hoch wie die bei Kairo in der Wüste, aber auf deren Spitze doch noch keiner von all' den Buben hinaufgekommen ist, die alle Tage trotz der wachsamen Polizei dort spielen? Mag man die Stadt wohl schelten, weil sie statt am Rhein an einem Landgraben liegt und anderes mehr noch über sie sagen — der Verfasser läßt nichts auf sie kommen und weiß auch warum. Denn ihm ist sie lieb und er kann sie nicht vergessen; und wer's wissen will, warum, dem steht er gerne zu Diensten und scheut den Groschen Porto nicht, den die Auskunft kostet." Ich merkte nicht, daß hier Karlsruhe geschildert wird und war froh, eine so famose Gelegenheit zu haben, um mit dem verehrten Manne anzubinden. Ich schrieb, und hielt auch sehr bald folgende Antwort von dem Vielbeschäftigten in Händen: „Mein lieber junger Freund!

Die Stadt ist eben meine Vaterstadt Karlsruhe in Baden — und daher all die Liebe. Wer kann's vergessen, was für Liebe da drin steckt, die man von Eltern und allen, die einem nahe standen, empfangen hat! So wird Dir's auch gehen. Das Elternhaus, die Heimat gehört zum besten, was ein Mensch hat. Halte sie drum lieb und wert. Herzlichen Gruß! Dr. Emil Frommel."

Kurz bevor Frommel von Wupperfeld schied, schrieb er für die (von dem verstorbenen Berliner Prediger Ziethe herausgegebene) Sammlung „Frauenspiegel" einen Beitrag aus der elsässischen Kirchengeschichte: Catharina Zell und Luise Scheppler, Pfarrfrau und Pfarrmagd. Die ansprechende Arbeit ist seinem alten Pastor F. Härter an der Neuen Kirche zu Straßburg gewidmet. Er will darin einen Teil des Dankes abtragen, den er der elsässischen Kirche schuldet. „Unvergeßlich und unauslöschlich sind mir die Tage des dort empfangenen Unterrichts und die Stunde der Konfirmation in Taubers Kirche." Die streitbare Pfarrfrau des Leutpriesters zu St. Lorenz im Straßburger Münster, Matthäus Zell, die verständnisvolle Freundin M. Luthers, stellt er plastisch in den Rahmen der Kirchengeschichte der Stadt Straßburg hinein. An Luise Scheppler, der treuen Haushilfe des originellen Pfarrers Oberlin im Steintal, zeigt er in schlichter Darstellung, wie das einfache Bauernmädchen aus Bellefosse zur Gründerin der Kinderpflegen wird, die sich über Frankreich, England und Deutschland verbreiteten. 58 Jahre lang ist sie Magd gewesen († 1837). Ich stand mit lieben Wandergenossen aus den Häusern Härter und Reichard an ihrem schmucklosen Grabe in Fouday im Steintal, wo sie neben ihrem Papa Oberlin ruht, der in seiner Gemeinde Baumwollspinnereien an-

legte, sowie Strohflechterei und Weberei einführte, als die Landwirtschaft zum Unterhalt nicht ausreichte.

Im Jahre 1872 eröffnete Emil Frommel eine Serie „Gesammelte Schriften“, die er in einem Zeitraum von 23 Jahren bis auf zehn Bände fortgeführt hat; sie sollten die Einzeldrucke, die in alle Welt sich zerstreuten, wieder zusammen führen, daß sie sich ihres gemeinsamen Ursprungs und Charakters bewußt bleiben. Er stellt, als Motto gleichsam, das Pauluswort an die Spitze: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi“, um jeder engherzigen Verketzerung von vornherein einen Riegel zu stoßen und doch zugleich seinen positiven Standpunkt zu wahren. Es war ein guter Griff, mit einer Studie über Händel und Bach zu beginnen; denn diese Vorlesung, die er am Rhein und in Berlin gehalten, zeigt ihn in seinem Element. „Daß unser Volk für beide Meister wieder Ohr und Verständnis zeigt, ist ein Zeugnis, daß sich nicht bloß sein musikalischer, sondern auch sein religiöser, sittlicher und nationaler Sinn wieder gehoben hat.“ Mit hinreißendem Schwunge entwirft er das Zeitgemälde beider Heroen der Kunst, um die Summa zu ziehen: „Eine Zeit wunderlichen Gemisches von Einfalt und Verderbnis, Beschränktheit und Kosmopolitismus, Pietät und Fremdländerei, Kirchlichkeit und Freigeisterei, Roheit und Bildungsdrang. Inmitten dieser zum teil durchfressenen Zeit, inmitten eines zwischen Gottesfurcht und Gottesflucht dahinfahrenden Geschlechts, inmitten des Untergangs nationaldeutscher Tonkunst erstehen aus dem deutschen Bürgertum, ausgerüstet mit dem besten Erbe ihres Volkes, in sich vereinend, was ihm an Fülle, Kraft, Tiefe und Einfalt geblieben, zwei gewaltige musikalische Zeugen des Wortes wider das Geschlecht ihrer

Tage: Georg Friedrich Händel und Johann Sebastian Bach." In Händel repräsentiert sich ihm die universale Seite deutschen Wesens, der kosmopolitische Zug, der fremde Individualität in sich aufnimmt und verarbeitet; in Bach die partikularistische Seite, die das Fremde kennt, aber mit Bewußtsein fortlegt, um treu das Überlieferte zu wahren. „Händels Messias", sagt er bezeichnend, „ist ein gut Bekenntnis von Christo, dem Sohne Gottes und dem Könige, ein großes musikalisches Credo, in Einfalt und Hoheit abgelegt vor der einbrechenden Zeit des Rationalismus, der auf den Kanzeln vom Allvater und Zimmermannssohn von Nazareth redete"; er weist auf die musikalische Behandlung seiner biblischen Stoffe hin, in der sich das Deutsche, Italienische und Englische seines Entwickelungsganges spiegele, sowie auf das Plastische, episch Breite seiner Musik, und schließt sich dem Urteil des sterbenden Beethoven an: „In Händel ist die Wahrheit." Von Bachs Kantaten und Oratorien wird die Passion nach Matthäus eingehend charakterisiert; „nicht als ein Dogma zur Polemik, sondern als eine Liebestat Gottes zur Aneignung, nicht als scharfe Waffe wider den Gegner, sondern als der Seele höchster Balsam erscheint hier die Passion des Herrn." Er preist seine Musik als die des Charakters und der Wahrheit, rechtfertigt ihre Polyphonie und deutet ihre deutsche Romantik. „So kann kein Mensch musizieren, der nichts glaubt", ruft er über beide hin, und er differenziert: Händel ist der Sänger des alten Testaments, ein Assaph im Tempelvorhof, ausschauend von den Zinnen der Davidsburg nach dem Morgenrot des kommenden Tags der Erlösung; Bach ist ein frommer Einsiedler in der Waldkapelle in stiller seliger Meditation, der Repräsentant des nach innen gekehr-

ten Luthertums, der nicht kirchlich aber mystisch empfindet; „in Händel bricht aus brennendem Busche ein geschürzter gewappneter Prophet vor alles Volk, in Bach geht ein stiller Priester ins dunkle Heiligtum, drinnen den Leuchter anzuzünden samt dem Räucherwerk vor dem Allerheiligsten."

Im gleichen Jahre erschien die Erzählung aus dem Leben einer alten Pfarrerin: In zwei Jahrhunderten. Eine schwächere Leistung; eine gewisse Weichlichkeit des Tones wirkt ermattend, die ganze Lebensauffassung ist zu passiv gehalten. Neben der Pfarrerin, die so gottergeben alles Elend dieser Welt auf sich nimmt, steht ihr Mentor, die Dorfdiakonisse Ammegreth — eine Parallelfigur zum Paten im Heinerle. Was sie in ihr an zufälligen Andachten anregt, das hält die Pastorin in ihrem — diesmal nicht schweinsledernen — Tagebuch fest, Lieblingsgedanken von Emil Frommel, selbstgezogenes und fremdes Gewächs, wie es kam. Erinnerungen an eine Verwandte sind in diese Erzählung eingeflochten, die er den Pfarrfrauen in seiner Familie gewidmet hat.

Umso frischer und männlicher gerieten ihm seine Erlebnisse mit den Truppen im deutsch-französischen Kriege, die er in dem Bändchen O Straßburg, du wunderschöne Stadt! gesammelt hat. Literarisch wird die Figur seines findigen Burschen, des Volksoriginals Adolf Pulvermacher, entzücken, mit dessen Tugenden und Lastern wir uns bereits bekannt gemacht haben. Geschichten aus Krieg und Frieden bietet auch der den Straßburger Tagebuchblättern folgende Band: In des Königs Rock, den er zur fünften Auflage dem ihm befreundeten Brüderpaar Freiherren von Roeder-Diersburg gewidmet hat. Die elf Stücke, die in dieser wie für die Kasernenstube gemachten Sammlung

vereinigt sind und die zum Teil zuerst in Soldaten- und Hauskalendern gestanden, haben sehr verschiedenen Wert; es ist Gewichtiges und leichte Ware bunt durcheinander gewürfelt, Lustiges und Ernstes. Mit Sorgfalt durchgearbeitet ist die historisch getreue Geschichte von der guten preußischen Klinge, deren wechselnde Schicksale von der Türkenschlacht vor Ofen im Jahre 1686, wo sie ein brandenburgischer Edelmann im Handgemenge einem feindlichen Aga abnahm, bis anno 1870 fesselnd erzählt werden.

„Neues und Altes für Gesunde und Kranke, für Jung und Alt, für gute und böse Zeit" brachten, mit den „Gesammelten Schriften" zu reden, die drei Bände: Aus der Hausapotheke, Blätter von allerlei Bäumen, Aus der Sommerfrische, denen sich etwas später noch Beim Ampelschein gesellte. Ein Dichter hat das Wort, der mit hellen Poetenaugen fröhlich und fromm sich die Welt besieht, ein Virtuose, der alle Register des Menschenherzens zu ziehen versteht. Man lese die saftige Erzählung von den beiden, die sich in der Geduld geübt haben, oder die rührende Begebenheit zwischen dem Ingolstädter Strumpfwirker und dem bösen Baccalaureus zu Tillys Tagen, oder endlich das Kirchhofserlebnis der Eheleute, die in einer Nacht kuriert wurden, und man wird dieses Urteil bestätigen. Zarter in der Farbe gehalten als diese einfacheren Volksgeschichten sind die künstlerische „Skizze aus einem Leihhause", von der unsere Naturalisten, die mit der Feder und die vom Pinsel, etwas lernen könnten; die unvergeßlich sich einprägende Doppelstudie vom Unglücksmaier und seinem Antipoden, dem Sonntagskind; die Vögtin aus dem Tobel und die Dorfdiakonissin; die Irrfahrten seines Schneiders, endlich: Das letzte Haus im

Dorfe — über dieser Amtserinnerung aus Baden liegt ein Schimmer herzergreifender Poesie gebreitet.

Ein besonderes Wort verdienen die in diesen drei Bänden verstreuten Reisebilder. Frommel verstand, wir hörten schon davon, das Reisen aus dem Fundament. Er hat ein gut Stück Welt gesehen, und er erlebte überall etwas. Ich glaube, er hat das Mittel, das ihm dazu verhalf, selber am richtigsten in dem Vers von Eichendorff angedeutet, den er gern anführte:

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu klingen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Er wußte, wie man der Natur ihre Geheimnisse ablauscht, denn er war ein Sonntagskind. Das Schönste beim Reisen war ihm das, was sich „still niederschlägt ins innere Auge“, was im Ohr mitklingt, wie ein musikalisch geschärftes Ohr beim Anschlagen von Dreiklängen noch einen anderen mitschwingen hört. Dieses transponierte geistige Sehen und Hören machte ihm das äußere Erleben erst bleibend wert. Die Lust zum Fabulieren regte sich wie aus dem Winterschlaf, wenn er glücklich im Eisenbahnzuge saß, wie in den Tagen, da er oben auf dem Kreuzbalken im Speicher als Junge thronte und durchs kleine Bodenfenster hinaussah über die Dächer der Stadt und hinein in die stillen Hofräume der Häuser und die kleine Welt, die da hinten unbemerkt existierte. So hatte er, dem unterwegs die Reisegedanken mühelos zuströmten und zu den furchtbarsten Gedankenreisen sich umsetzen, es denn leicht, sich über die lustig zu machen, die auf ihren Reisen nichts erleben. „Sie kommen“, spottet er, „nur mit

gelichtetem Geldbeutel und einem verklebten und verschundenen Koffer nach Hause. Sie selbst gleichen aufs Haar ihrem Koffer, denn sie sind wie eine Ware durch die Welt gereist, von einem Bahnhof zum anderen spediert, und die Hotels haben ihnen die Marken in den Geldbeutel hinein verkleistert zum fröhlichen Angedenken. Mit der Menschheit sind sie wenig in Berührung gekommen, außer mit Kellnern und Oberkellnern mit den Servietten unterm Arm und der bekannten sauber gehaltenen Allee am Hinterkopf."
Emil Frommel war die Natur beseelt, sie sprach zu ihm von ihren Wundern. Aber freilich — er bedurfte auch draußen der Menschen, denen er von seinem eigenen Erleben mitteilen konnte. „Unter allem Interessanten", sagt er, „ist doch das Menschenherz mit seinem Leben das Interessanteste. Deswegen die hohen Alpenhäupter und Gletscher, Gießbäche und Auen in allen Ehren, aber ohne Menschen ist's eben doch ein totes Ding. Es ist köstlich, durch einen Engpaß wandern, in welchem die hohen Felsen sich zusammenschieben, als gäb's keinen Ausweg mehr — und dann plötzlich zu sehen, wie die Kluft sich weitet und der schmale Pfad am Abgrund hin zum Wege wird: und doch ist's noch köstlicher, in ein Menschenleben zu schauen, das sich durch manchen Engpaß durchgewunden, hart am Abgrund vorbei, dessen Weg sich aber gelichtet." Er mochte auch auf der Reise nicht zu der Zunft des Priesters und des Leviten im Gleichnis zählen, die sich vorbeidrücken an dem auf der Wanderung von Jerusalem nach Jericho verunglückten Manne, um sich keiner Unbequemlichkeit auszusetzen. Frommel hat nie das halbvolle Coupé auf der Station zugemacht und gerufen: „Alles besetzt", er hielt es vielmehr mit dem Spruch aus dem Hebräerbrief, den er



liebte: „Herberget gern; denn durch dasselbige haben etliche, ohne es zu wissen, Engel beherbergt" — ja, er suchte die Menschen, weil er ohne ihr Echo nicht hätte leben können bei seiner impulsiven, mitteilsamen Natur. Und dieses Mitteilungsbedürfnis hat ihm auch nach jeder Reise die Feder in die Hand gedrückt, um für andere nachzuzeichnen, was er gesehen und gehört. In lockerer und doch kunstreicher Verknüpfung schildert er uns mit ebensoviel Geist als Liebe die bunten Reisegesellen in der Nacht im Tauernhause (Aus der Sommerfrische), um dann im „Ampelschein" das Rätsel über der Hauptfigur, dem spendablen Master Brown, in erschütternder Weise zu lösen. Die Essais „Etliches vom Reisen der Menschenkinder" und „Minutenbilder auf Reisen" wird niemand ohne Bewunderung lesen können.

Über seine Eindrücke in Gastein hat Frommel zuerst im Ampelschein sich geäußert; im ganzen verdanken wir diesem unerschöpflichen Thema nicht weniger als fünf gesonderte Aufsätze. Wir haben gesehen, wie sehr sein Herz an Gastein hing, durch das Vertrauen des alten Kaisers und durch die großartige Natur, die ihn dort umgab, aber nicht weniger durch die Verehrung, deren er sich bei allen, die ihn kennen lernten, zu erfreuen hatte. Der eine Aufsatz ist flüchtiger geraten als der andere; auch an Wiederholungen, denen Frommel überhaupt nicht ängstlich aus dem Wege ging, mangelt es nicht. Gemeinsam aber ist ihnen die wehmütige Freude an dem alten Gastein der ersten Jahre, da es dort noch gemütlich und primitiv zuging.

Das Jahr 1874 sah (wiederum in Ziethes „Frauenspiegel") ein biographisches Doppelbild: Ludämilia von Schwarzburg-Rudolstadt und Maria von Lippe-Schaumburg. Ludämilia, eine geist-

liche Sängerin, deren innige Lieder ihn angezogen, Maria, die intime Freundin Herders, deren Lebensgeschichte durch schmerzvolle Enttäuschungen sie geführt. Er hat diesen beiden Stillleben, denen er liebevoll nachgeht, ein wundersames Vorwort geschrieben. Er nennt seine Heldinnen aus dem 17. und dem 18. Jahrhundert Einsiedlerinnen, in stiller Zelle lebend, die ihre Malven im Garten pflegen, deren Welt der Kreuzgang ist und sagt: „Ihr Leben braust nicht dahin wie ein Waldstrom über Klippen und Tiefen weg, es gleicht vielmehr dem stillen hellen Bache, der durch blumigte Wiesen sich schlängelt.“ Aber er wahrt ihrer Individualität das Recht durch den Hinweis auf das Kleine in der Natur. „Neben dem Erhabenen und Majestätischen geht und steht das Unscheinbare, und doch fehlt auch ihm der Schmuck nicht. Unmittelbar am Fuß der majestätischen Alpenhäupter, glühend am Abend wie die Grüße aus einer anderen Welt, blüht die Alpenflora, oft so klein, daß das Auge sie kaum entdeckt, und doch in stiller Pracht und Schönheit. Nicht nach den rosenroten eisigen Häuptern, aber nach der stillen Blume zu seinen Füßen greift der Wanderer und sie begleitet ihn ins Tal, wenn längst schon der dunkle Schatten die Häupter deckt. Und ebenso dort in der sandigen Düne, an die die Wogen des endlosen Meeres schlagen, in dessen Majestät versunken der Wanderer steht — dort in der stillen Düne ist dennoch Leben; wunderbare kleine Blumen wachsen aus dem Sande, Trümmer von Muscheln, die das Meer ausgeworfen in feinster Zeichnung, niemand zu Nutze, allen zur Freude, jedes herrlich in seiner Art. Und dieses Unscheinbare, das das endlose Meer an seinen Strand geworfen, nimmt der Pilger mit nach Hause. In viel herrlicherem Maße findet sich dies Gesetz im Reiche des Geistes.

Individualisieren, das ist das Meisterstück des Schöpfers. Aber auch hier steht neben dem Erhabenen das Unscheinbare, neben dem Majestätischen das Kleine, neben dem auf dem bunten Markt des Lebens sich Bewegenden das Stille, Verborgene. Die einen greifen verderbend in die Geschicke der Völker, erscheinen am Völkerhimmel wie Unsterne, glutrote Kometen mit kurzem Dasein; die anderen sind wie milde Sterne durch Jahrhunderte hindurchleuchtend. Wiederum andere nennt kein Name, kein Heldenbuch, aber sie sind darum nicht vergessen, und ihr Gedächtnis ist gesegnet.“ Das kleine Buch ist wenig bekannt geworden. Man wird überhaupt sagen müssen, daß die ausgedehnten biographischen Arbeiten Frommel nicht besonders gut gelungen sind; der Zwang, den sie mit sich bringen, der sorgsam abwägende historische Sinn, die ruhige gleichmäßige Durcharbeitung des gegebenen Materials: das alles „lag“ unserem Künstler nicht. Alles Skizzenhafte, Gelegentliche, bei dem er seine Phantasie frei walten lassen konnte, glückte ihm weit besser. Ganz in seinem Fahrwasser bewegt er sich daher in dem geistvollen Buch Von der Kunst im täglichen Leben, der Niederschlag zweier rheinischer Konferenzvorträge, die dem Bruder gewidmet werden mit Worten der Erinnerung an die gemeinsame Wanderung über die Alpen ins Land der Schönheit und der Kunst. Wir sprachen in einem früheren Zusammenhange bereits von der zweischneidigen Wirkung des ersten der beiden hier vereinigten Aufsätze. Wer sie gedruckt nachliest und sich dabei das Wuppertal als Ort der Tat vergegenwärtigt, dem wird der Sturm der Entrüstung, den sie ihrer Zeit erregten, begreiflich erscheinen. Aber ihr Wert greift weit über die kirchlichen Verhältnisse des Rheins hinüber: hier wird so mannhaft

und unerschrocken Kritik geübt an Wurzelschäden der protestantischen Kirche, daß es für Menschen mit entwickeltem Kunstgefühl eine Lust ist, zu beobachten, wie scharf hier in dem Verfasser der Pastor und der Künstler aneinander geraten, wie er um sich schlägt angesichts all des kirchlichen Ungeschmacks, der sich fromm spreizt. „Wer seines Gottes Haus liebt", ruft er, „dem wird darin bei dem Anschauen so vieler Geschmacklosigkeiten und Unanständigkeiten wie David zu Mute, da er ausrief: Ich wohne im Cedernhause und die Lade des Bundes unter Dachsfellen. Niemand aber wird behaupten wollen, daß Kahlheit, Unschönheit, Unharmonie und Geschmacklosigkeit konstitutive Merkmale des evangelischen Kultus sein müßten!" Er fordert in dem Referat über die Kunst im Kultus eine richtige Gliederung der Kirche und ihrer Räume, er verlangt für die Kirchenbauten in der kirchlichen Baukunst durchgebildete und erfahrene Architekten, die bei den Konsistorien und Provinzialsynoden Sitz und Stimme haben sollen, statt der so häufig beliebten katholischen Regierungsreferenten, die vom protestantischen Gotteshaus keine Ahnung haben. Was hätte Frommel zu dem neuen evangelischen Dom in Berlin gesagt, den ein Katholik gebaut? Erbaulich würde es schwerlich geklungen haben. . . . Man höre die beißende Satire in dem Satz: „Jahrelang predigte ich auf einer Kanzel unter Rosen und Lilien, unter einem riesigen Schalldeckel, unter Glocken und Äpfeln." Beim Kapitel vom Altar: „In welchem Zustande befinden sich oft unsere Altäre! Oben ein mottenfräßiges Tuch, unten ein schlecht verdeckter Anstrich, den imitierten Marmor darstellend, und drinnen hat der Küster seine Heubündel zum Feuern der Chorkammer!" Er klagt über die Verwendung des Plat-

tierten und des Neusilbers zu den kirchlichen Geräten und erzählt: „Es ist mir wenigstens das gelungen, bei der Taufe ein silbern vergoldetes Becken zu benutzen, meines Wissens das erste im Wuppertale, um nicht mehr genötigt zu sein, aus Zuckerdosen, Waschschüsseln, Suppenschüsseln und Blumenvasen die Kinder in den Häusern zu taufen.“ Er scheut sich auch nicht anzumerken: „Hüten wir uns vor einem schlechten Stand der Kirchenröcke! Zerrissene, mit einem von Fett und Speck triefenden Kragen, abgeschossene Röcke, schmutzige Überschläge, lassen auch auf innere Unordnung schließen.“ Das mag manchem Herrn Bruder eine bittere Pille gewesen sein, die er zu schlucken bekam.

*

Zwischendurch wurden die schriftlichen Kindheits- und Jugenderinnerungen vervollständigt, aus denen unsere Schilderung der Lebensgeschichte Emil Frommels in den beiden ersten Kapiteln vornehmlich geschöpft ist. Sie lagen bis zum Jahre 1875 in drei Bändchen der Steinkopfschen Jugend- und Volksbibliothek vor: Aus der Familienchronik eines geistlichen Herrn, Aus vergangenen Tagen, und: Aus dem untersten Stockwerk. Im Jahre 1889 ist ihnen dann als eine Art Abschluß noch gefolgt: Aus goldenen Jugendtagen; sie enden mit dem Gymnasialabiturienten Frommel. Von einer prickelnden Erzählergabe zeugen diese Schilderungen, Wahrheit mit Dichtung mischend, Blicke in ein Kindheitsparadies erschließend, wie es in der unruhigen Gegenwart nicht allzuvielen Kindern beschieden sein dürfte. Wie oft hat er uns Konfirmanden bedauert und geäußert: „Wie wünschte ich euch meine Jugend; wir haben's doch sonniger gehabt und leichter vor

einem halben Jahrhundert in Süddeutschland." — „Aus der Chronik eines geistlichen Herrn" hat er schließlich in einer Gesamtausgabe die drei ersten Bändchen getauft. Der Gedanke, daß jede Familie ihre eigene Chronik sich anlegen solle, gehörte zu seinem ceterum censeo für das Haus, und schelmisch-gemütvoll sucht er dafür im Eingang des Sammelbandes Stimmung zu machen. Der Sammeltrieb stecke in jedem Menschen von klein auf; man könne aber noch besseres sammeln als Vogeleier und Schmetterlinge, Steine und Raritäten: die Geschichte des eigenen Hauses. „Denn da wächst das Männlein unversehens hinein in die Geschichte seiner Familie nicht bloß, sondern auch seines Volkes, wie die Dorfkonfirmanden in den großen Konfirmationsrock, der unten noch zwei Handbreit eingeschlagen ist. Man sieht durch die Familiengeschichte in die große Volks- und Weltgeschichte wie durch ein kleines Guckfenster hinein, und es wird einem die Geschichte beigebracht, man weiß nicht wie, aber ohne Arrest und Tränen jedenfalls. Und sie wird lebendig. . ." Der Hausvater solle nur einmal anfangen zu schreiben und was er geschrieben den Seinen des Abends nach dem Nachtessen vorlesen und zusehen, was das für einen Eindruck mache. Er werde bald sehen, wo die Geschichte zu breit sei und solle die Schere nicht sparen. Er selbst habe sich zuerst einen Stammbaum zugelegt, väterlicherseits, mütterlicherseits und von der Frau Seite. Da müsse eben jeder sehen, wie er den Leuten allen auf die Spur komme, bis mit einiger Sicherheit auf Adam und Eva als Urahnen zu schließen sei. Eine Hauschronik folge dann „von Anfang der Ehe, dabei die Hochzeitspredigt und Gedichte nebst der Hochzeitsreise und was sich zugetragen bis zur Geburt des ersten Kindleins." Dieses be-

kommt dann seine besondere Chronik, „mit Taufschein, Taufrede, Patenbriefen nebst allem, was sich auf seine Geburt, Leben, Taten und Meinungen bezieht. Der erste Zahn wird notiert, die anderen nicht mehr; die Hauptsache sei ein guter Aktenstecher und daß das Männlein oder Fräulein etwas erlebt. Die Hauschronik gehe neben der Familienchronik her. „Alles was sich von Wissenswürdigem aus alter und neuer Zeit im Jahre sammelt, kommt zusammen in eine blaue Schachtel, die am Sylvester umgestürzt wird, und woraus sich dann die Nachträge und weiteren Geschichten spinnen. Am Familientage wird der Stammbaum ergänzt, ein alter Fund mitgeteilt und in seiner Echtheit nachgewiesen oder als Familiensage in einen rosenroten Kasten gelegt. Daneben halte ich auch ein besonderes Fach, mit Schwarz überzogen, darin die Erinnerungen an die Heimgegangenen, Leichenreden und Andenken, getrocknete Blätter und letzte Briefe." Kämen ihm bei diesem Fach manchmal die Tränen in die Augen, so tue das Memento mori auf dem Deckel seine Dienste. Er rät, nicht zu ängstlich zu sein beim Aufzeichnen; „auch die kleinen Sachen sind interessant für den, der sich dafür interessiert, und nicht die großen, sondern die kleinen Züge machen oft das Porträt erst ähnlich — selbst Sommersprossen und Leberflecken, wie auch der schüchterne Schnurrbart, der sich zu ihrem Leidwesen bei der Tante allmählich eingestellt, dürfen nicht fehlen." Man meint, man höre den schlichten Wandsbecker Boten Matthias Claudius reden, wenn er seine Hausfeste beschreibt, die er sich selbst erfunden, da die herkömmlichen nicht ausreichen, oder sein „Victoria" ihn schreien hört, „Victoria, der erste weiße Zahn ist da!" Allein nicht nur im Wuppertal gibt es säuerliche

Gesichter, wenn jemand ein fröhlicher Mensch ist — auch in Preußen gab es Brotneider, die dem Schriftsteller seine literarischen Erfolge mißgönnten. Frommel antwortet diesen unberufenen Kritikern: „Es reut mich nicht. Mögen andere, die das Zeug dazu haben, über Kirchenpolitik schreiben und die Tagesfragen beleuchten — jeder arbeite an seinem Stücklein Erde im Weinberg, und es kommt doch dem Ganzen zu gut. Wenn ich schreibe, so schreibe ich mir zur Erholung in den wenig stillen, freien Stunden, die mir mein Amt läßt. Was ich in Jahren gedacht und in mir innerlich reif geworden, das fällt dann in einer stillen Mitternachtstunde fröhlich ab. Wem's nicht gefällt, der braucht's ja nicht zu kaufen. Was aber mir in der brausenden Welt, in der sauren Tagesarbeit, im wechselnden Heute mit seinen kommenden und gehenden Bildern Erholung ist: das stille traute Heim, das Wandeln mitten unter den Kinderaugen und Kinderherzen, das Zurückgehen auf die Tage der Vergangenheit und der unvergeßlichen Heimat; das Kramen unter alten vergilbten Papieren, das treue Hangen an denen, die mir noch geblieben sind nach so vielem Scheiden — das, dachte ich, wird vielleicht auch anderen eine solche Erholung und Erquickung sein. Es geht heutzutage so vieles aus dem Leime; aber wenn das beste aus dem Leime ginge: der Sinn fürs Haus und die Familie, diesem Schaden würde auch das gelehrteste Buch nicht aufhelfen." Frommel bedachte, was jene Heißsporne nicht gelernt hatten, daß aus den Kinderstuben die Welt regiert wird.

In Gastein legte Frommel im August 1879 die letzte Hand an seine Biographie des westfälischen Pfarreroriginals Joh. Abr. Strauß, dessen kräftiger Eigenart er für seine persönliche Erfassung von Dingen und Menschen

reiche Anregung verdankte. Er sagt von diesem humorvollen Pietisten: „In unserer Zeit, die alles abschleifen will, was von Besonderheit an einem Menschen und auch an einem Pfarrer ist, und mit ihrem Allerweltshobel alle abhobelt, ist's für Menschen, die Sinn für ausgeprägte Persönlichkeiten haben, doppelt erquicklich, in solch ein Leben zu schauen, das seine Ecken und Kanten, aber auch seinen Goldgehalt hatte.“ Das nicht üble Büchlein, das wieder bei Steinkopf erschien in der Volksbibliothek, sollte eine Reihe von geistlichen Charakterköpfen einleiten; der Plan ist jedoch, wie vieles andere, das Frommel durch den nimmer rastenden Geist zog, „in der Tinte stecken“ geblieben.

Als ein Vermächtnis seines Freundes Schröder hatte er eine Sammlung von Gedichten unserer besten Dichter überkommen mit der Bitte, sich des Buches künftig anzunehmen. Frommel unterzog sich mit Freude dieser Arbeit. „In drei Stufen“ zeigt er, was die Dichter und Dichterinnen im Vorhof, innerhalb des Heiligen und im Allerheiligsten zu singen und zu sagen wissen. Das Vorwort bringt die persönliche Bemerkung: „Was mich mit Schröder verband, von der ersten Stunde, da ich ihn gesehen, war die Anerkenntnis, daß es im Christentum Centrales und Peripherisches gebe. Wer Gott zum Zentrum hat, hat die ganze Welt auch zur Peripherie. Nur ein falscher einseitiger Spiritualismus kann das kreatürlich Geordnete übersehen oder gar als Sünde bezeichnen.“ Die Auswahl der Lieder beschränkt sich wesentlich auf den Kreis der Romantiker, sie bleibt bei Geibel, Uhland, Eichendorff, Körner und Möricke stehen, von geistlichen Dichtern sind besonders Annette von Droste und Karl Gerok berücksichtigt. Frommel hatte kein Verhältnis zur modernen Literatur,

oder richtiger gesagt: er bildete das Vereinzelte, was er von ihr las und hörte, nicht zu einer klaren Anschauung bei sich durch, und beim Schreiben vollends blieb er bei dem bewährten Alten stehen, das ihn in seiner Jugend begeistert hatte. So konnte er mir im Jahre 1894 von Abazzia aus auf einen Brief, in dem ich ihm von Hebbel schwärmte, unbedenklich antworten: „Hebbel — gib Dir nicht zu viel Mühe damit, 's ist kein in sich befriedigter Geist. Da lies lieber die Gespräche Goethes mit Eckermann, da hast du viel mehr davon. Was nicht beschwingt, das nicht bezwingt. Was uns nicht weiter bringt, bringt uns zurück." Das klingt einseitig pastoral; Frommel barg solche unüberwundenen Rückständigkeiten in sich. Aus dem Jahre 1880 ist ein Band Erzählungen zu nennen, dessen Titel Treue Herzen *) den leitenden Gedanken schon angedeutet—„in allen drei Erzählungen soll der Treue Lob gesungen werden." Ob er den Stoff dem deutschen Volksleben zur Zeit der Befreiungskriege entnimmt oder in die deutsche Vergangenheit des alten Straßburg hineingreift oder endlich als Tertianer auf einem Schulausfluge ein wunderliches Original kennen lernt wie den Wurzelseppi in der Wetterhöhle, den ehemaligen Wilderer und Schatzgräber: immer leuchtet aus dem, was und wie erzählt wird, der sinnige, sonnige Verfasser heraus.

Als achter Band der Gesammelten Schriften erschien zwei Jahre darnach das interessante Buch Allerlei Sang und Klang **), das es erst nach vielen Jahren

*) Bei Hugo Klein in Barmen, der auch die Feldblumen und einige andere Frommelsche Erzählungen verlegt hat.

**) Diese gesammelten Schriften sind bei Wiegandt und Grieben in Berlin erschienen.

zu einer neuen Auflage brachte. In dieser Gestalt beginnt es, Karl Gerok zu Ehren, dem das Buch gewidmet war, mit einer verständnisvollen Würdigung des süddeutschen Prälaten, dem sich Frommel so wesensverwandt wußte. „Das edelste liegt bei ihm drunten im tiefen Keller des Gemüts. Es gibt ja Menschen, die sind wie Häuser, die keinen Keller haben, — bei denen haust alles im Fliegenschrank oder liegt auf Eis, weil sich's sonst nicht hält. Aber Gerok ist unterkellert, und darum ist er eigentlich ein schweigsamer, nach innen gekehrter Mensch. Es ist einem manchmal, als läge ihm so ein Vers im Gemüt, an dem er in Gedanken herumknetet wie der Bäcker im Teig oder wie der Bildhauer im Lehm, alles während er zuhört oder spricht. Darin ist er ein echter Schwabe: schlagfertig und maulfaul, je nachdem ihm drum ist — und die Leute darnach sind." Die Erzählung von dem „fünften Rad am Wagen", das schließlich zum Hauptrad wird, zeigt an den Schicksalen der treuen Gundel den Segen geduldigen Gottvertrauens; das fünfte Rad ist eine der wenigen von Frommel ganz frei erfundenen Geschichten, während er sich zumeist an Selbsterlebtes oder von anderen ihm Erzähltes stofflich anschloß. Fünf Beiträge gelten der Musik, es sind ohne Ausnahme Prachtstücke: noch einmal die Barmer Sängerfestpredigt an die Düsseldorfer Lehrer, die beiden rührenden Geschichtchen von der Amatigeige und dem Seeleutnant wider Willen, die großlinige Gedächtnisrede auf Friedrich Kiel in der Berliner Singakademie. Er nennt ihn eine einsame Alpenhöhe, über deren unbeflecktem Schnee nur der tiefe blaue Himmel ragt. Die inhaltreiche Abhandlung über die Orgel aber beweist von neuem die erstaunliche Virtuosität Frommels, den sprödesten Stoff mit Leben zu durchdringen. In anschaulicher

Rede schildert er die Geschichte der Orgel und erläutert kundig wie ein Orgelbauer ihren Organismus. Im letzten Abschnitt, der am persönlichsten gehalten ist, spricht er vom Gebrauch und Mißbrauch der Orgel. Er warnt vor ihrer Überschätzung wie Unterschätzung im Kultus, rühmt sie als ein Stück Volkskirche, als das seelenvolle Symbol der Gemeinde; sie soll sie führen und begleiten. — Aber Frommel hatte auch in diesem Bande wieder allerhand gegen seine lieben Mitmenschen und nicht zuletzt gegen seine „Amtsbrüder" auf dem Herzen. Da er ihre Empfindlichkeit kannte, so kleidete er seine **pia desideria** ins Märchengewand: er plaudert von dem Geheimnis der Dämmerstunde, und er läßt uns einen Sommernachtstraum miterleben, der ihm begegnet ist. So ist er selbst auf gute Manier aus der Affäre . . In der „Dämmerstunde" (der Aufsatz fehlt leider in der letzten Auflage von Sang und Klang; wahrscheinlich beabsichtigte Frommel ihn in einen anderen Zusammenhang später wieder einzustellen) unterscheidet er die Menschen in solche des Morgens, der Nacht und der Dämmerung: „Es gibt Menschen des Morgens; frisch betaut von der Ruhe der Nacht richten sie wie Blumen ihr Haupt der Sonne zu und gehen ans Tagewerk. Da sind sie am klarsten, am gesammeltsten. Wie in der Brunnenstube haben sich die Quellwasser des Lebens in der Nacht gesammelt, und sie können nun das Räderwerk der Tagesmühle speisen. Sie wissen, was sie wollen, und wollen, was sie wissen. Das „pflücke den Tag" steht ihnen auf der Stirne. Gewappnet treten sie dem Tag entgegen — es sind die Menschen der Gegenwart. Gibts nicht auch Menschen der Nacht, denen wie den Eulen der Athene nur zu dieser Zeit das Augenlicht gegeben ist? Mit dem Eintritt der Nacht durchzuckt

sie ein elektrischer Strom, der alles an ihnen in Bewegung setzt. Was sonst so matt und träge geflossen, sprudelt jetzt in prächtigen Fontänen, während andere vor ihren Augen einen fruchtlosen Kampf zwischen Schlaf und Wachen kämpfen. Hier fliegt ihnen die Feder und quillt das Wort, die mühsam nur des Tages den Dienst versahen. Nicht bloß Menschen der Phantasie, träumende Lotosblumen, die dem Mondlichte den Kelch erschließen, im Bette lesende Jünglinge und Mädchen, die zum Ärger der Eltern keine Nachtruhe finden, Menschen die sich nur in die Vergangenheit verlieren — auch Menschen voll Energie, voll von Plänen und Entwürfen, denen wie in einer Eingebung der Zusammenhang der Dinge aus Vergangenheit und Gegenwart in stiller Nachtstunde klar wird und die das Werk der Zukunft bereiten." Die Dämmerung aber sei die Stunde der Empfindung, als Erinnerung und Ahnung. „Was des Tages Zwang und Drang gebunden, löst sie leise. Wie eine Art Befreiung wirkt das Dämmerlicht und ruft wie fernes Abendglockenläuten zur Ruhe und Einkehr." So tritt die Dämmerung als stilles Medium zwischen die Menschen — „das Dämmerlicht deckt mild den Schleier über dein Erröten und weicher klingt die Stimme beim Verzeihen oder Bitten um Vergebung." Von Gedanken über das Geben am Weihnachtsfest, das er poetisch „die linde wundersame Dämmerstunde zwischen dem Sonnenuntergang des diesseitigen und dem Sonnenaufgang des jenseitigen Lebens" nennt, die dunkle Kammer des Lebens, darin wir ahnungsvoll durch Türritze und Schlüsselloch die Lichter der Ewigkeit leuchten sehen, schlägt er sich die Brücke zu seinen kritischen Reflexionen über die kirchlichen Gemeindefeste. „Wer nicht arbeitet", bemerkt er gegen die Festbummler, „soll auch

nicht essen, und wer nicht fest arbeitet, soll auch nicht festessen!" Ebenso ungeniert wäscht er den Festpredigern den Kopf, die er vor den aufgewärmten Sonntagspredigten mit neuer scharfer Festsauce warnt; „ich erinnere mich eines Falles, wo der Festredner nicht weniger als 40 Predigten mit in die Sakristei brachte und während des Gesanges aus allen zusammen sich schnell was zurecht stoppelte." Unnachsichtlich geht er gegen die Geistlichen vor, die im Altargebet dem Festprediger für sein „gesalbtes" Festwort danken, um dafür ihrerseits im Jahresbericht für ihr gesalbtes Gebet bewundert zu werden, und eine ernste aber hundertfach verdiente Lektion schreibt er den Missionsgesellschaften ins Notizbuch.

Der Sommernachtstraum läßt auf einem Tea-meeting um Mitternacht eine Reihe von Typen des Gebens auftreten und sich über die Not und ihre Linderung anregend unterhalten. Die Bilder und Gleichnisse sprudeln in diesem geistreichen Feuilleton in unerschöpflicher Fülle. Ein Redner spricht von der verschuldeten Armut; „ich wundere mich überhaupt nicht über den Undank der Menschen, sondern über ihren Dank. Von allen Geschöpfen ist der Mensch das undankbarste. Sehen Sie einmal auf den Dank der Elemente. Die Luft gibt als Tauperlen wieder, was sie als Qualm erhielt; das Feuer erstattet das geläuterte Gold, das es mit Schlacken vermischt empfangen; die Erde bezahlt mit Blüten, was sie als Moder und Verwesung erhalten, und das Wasser trägt den Peiniger, der es mit Ruderschlägen verwundet, auf seinem Rücken ans Ziel. Das nenne ich doch Dankbarkeit. Die Menschen reißen die Gaben an sich als ein Recht, während draußen die Natur alles als Gnade mit Dank empfängt: der Blumenkelch den Sonnen-

strahl, die Erde den Regen, die Wüste den Tau.“ So sind alle Gebegedanken in dieser prächtigen Studie, groß angelegt, fein und herzandringend. Es gibt nicht nur Engel, nein auch Furien der Barmherzigkeit! seufzt der Verfasser aus eigener reicher Erfahrung und gestattet Blicke hinter die Kulissen, die bei aller übermütigen Laune der Schilderung doch eine recht bedenkliche Mißwirtschaft auf dem Gebiet der frommen Wohltätigkeit aufdecken. Den Frauen sagt er dabei das goldene Wort: „Die meisten Frauen wollen glücklich werden, aber die wenigsten haben eine Ahnung davon, daß der einzige Weg dazu ist, glücklich zu machen! Frauen sollen mit ihrem Lichte nicht glänzende Raketen sein, die in der Nacht blenden, sondern Leuchttürme, die das rettende Ufer zeigen. Der Mangel an Liebe läßt sich bei einer Frau durch keine Begabung, durch keine noch so geistreiche Unterhaltung, flottes Klavierspielen oder fertiges Zeichnen ersetzen. Alles das entschädigt nicht für den Mangel an Herz. Ich meine darum nicht, daß eine Frau nicht nach Bildung streben solle; aber Bildung ist doch nur Fassung des Edelsteins und nicht der Edelstein selbst. Nur im Dienst der Liebe sind die Gaben etwas wert. Es ist Ihnen jenes herrliche Wort bekannt, das dem Mädchen und der Frau gilt: du bist wie eine Blume; aber heutigen Tages könnte man bei so vielem aufgespeichertem toten Wissen mit Recht von manchem Mädchen sagen: Du bist wie ein Herbarium . . .!“ Es wird auf den Mond verwiesen, als Symbol des Gebens; was er von der Sonne empfangen, gibt er als Viertel-, Halb- oder Vollmond wieder, und die paradoxe These aufgestellt: „Wir geben nicht, weil wir haben, sondern wir haben, weil wir geben.“ Und schließlich, nachdem eine lange Liste von Votanten ihr Sprüchlein gesagt

— „schob man einen hinauf, der ganz den Eindruck machte, als hätte er im Leben schon manche Bettelfahrt angetreten. Es war ein Mann in guten Jahren, auf dessen Gesicht eine stille Heiterkeit bei aller Entschlossenheit lag" — der Schalk hat sich selber porträtiert. „Sie haben eines von den schrecklichen Kindern gebeten, die das aussprechen, was man nicht sagen soll", beginnt er launig, um dann konzentrische Kreise unter den Gebern zu ziehen: solche, die im innersten Zentrum stehend sich weder als Sklaven noch Eigentümer, wohl aber als Haushalter ihrer Habe wissen, die fröhlich sind bei ihrem Geben, die Stimmungsmenschen, aus denen er, der selber einer war, so zauberhaft das Geld für die Armen herauszulocken verstand, und endlich die, die Ehren oder Schanden halber geben und nach der veralteten Theorie der Blutentziehung von ihm behandelt werden: Baunscheidtismus oder Lebenswecker, Schröpfkopf, Blutigel, Aderlaß. In diesen Ausführungen mag der Menschenfreund Frommel den Ästhetiker ausnahmsweise hier und dort einmal ein wenig in den Hintergrund gedrängt haben; allein auch wer sich durch einen einzelnen zu volkstümlich geratenen Witz oder Vergleich einen Augenblick fremd berührt fühlt, wird doch dem frischen, geistsprühenden Apell an seinen Herz- und Geldbeutel die Gefolgschaft nicht versagen können. Frommel brannte die Not der Tausende, die bittend auf ihn sahen, immer auf der Seele; ihretwegen wagte er sich weit vor, um mit einem Teilchen der Mittel, die er bei den zahllosen Festen, deren Zeuge er war, rauschen hörte und strömen sah, Gutes zu stiften — und letztlich hatte er doch Recht, wenn er mit der bitteren Wahrheit nicht geizte: „Viele Menschen machen den Leuten mehr Freude mit ihrem Tode als mit ihrem Leben."

Die gesammelten Geschichten mit den Aufschriften Feldblumen und Beim Lichtspan, seinen Freunden Nik. Fries und Jul. Lohmeyer gewidmet, sammeln wieder Kalenderbeiträge, für deren Recht sich Frommel außer seinem Landsmann Hebel auf Stöber, Caspari, Glaubrecht (Öser) beruft. Leichtes und Gewichtiges ist zum bunten Strauße gebunden; einiges vom „Lichtspan" hätte ohne Schaden in den flüchtigen Kalendern verbleiben können, statt nochmals abgedruckt zu werden. Wie manchesmal mögen in derartigen Fragen finanzielle Gründe den Ausschlag gegeben haben; denn Emil Frommel hatte das Sparen nicht gelernt, er gab mit vollen Händen unbesehen jedem den er Not leiden sah; zudem war sein eigentliches Gehalt an der Garnisonkirche nicht eben fürstlich, und die Frommels hielten ein offenes Haus, dessen Unterhalt auch die Honorare der Verleger nebst den sehr erheblichen Liebesgaben und den freiwillig-unfreiwilligen Gebühren bei Amtshandlungen immer wieder mit verschlang.

Der Band „Lichtspan" gibt Gelegenheit, einer besonderen Eigentümlichkeit der Frommelschen Erzählerweise zu gedenken: seiner „Items". Er ist hierbei in den Spuren Jean Pauls gegangen. Der Fluß der Erzählung wird von Zeit zu Zeit durch Reflexionen gehemmt, die das bisher Erzählte auf einen knappen summarischen Ausdruck bringen sollen, oder die ein einzelnes Moment der Erzählung zum Ausgangspunkt einer allgemeinen Erwägung nehmen. Diese Ruhepausen für den Leser — und wohl auch für den Autor — erhöhen den Eindruck des volkstümlich Behaglichen; zumeist werden solchen Einschiebseln oder Ausklängen auch diejenigen Leser nicht allzu gram sein,

die ihrer zur Befestigung des Gelesenen nicht bedürfen. Ich setze einige Beispiele her. Die erbauliche Geschichte Um Haus und Hof, in der (ein seltener Fall bei Frommel) der jüdische Ortskrämer Hajum Levi sich mit seiner Spekulationswut in der eigenen Schlinge fängt, schließt mit fünf Items: „Item: Es geht nicht immer so in der Welt, aber manchmal wird doch hier auf Erden schon Gottes Hand offenbar.

Zum andern: Ein treues Gemüt behütet Gott, auch wenn es nicht in einem weißen Mehlkittel steckt.

Zum dritten: Ein treues Weib ist Gold wert, auch wenn es auf keinem Sack voll Geld sitzt.

Zum vierten: Wenn alle Christen wahre Christen und alle Juden wahre Juden wären, stände es auch anders in der Welt.

Zum letzten: Treue ist besser als Schlauheit, und alle Fuchsbälge kommen beim Kürschner zusammen."

Hier wirken die Items wie Thesen bei einem Konferenzvortrag, zu denen die Erzählung die begründende Ausführung liefert, oder wie die Disposition der Predigt mit erstens, zweitens, drittens, die der einfache Hörer dankbar begrüßt und die der Gebildete passieren läßt. Ein anderer Fall: Frommel hat vor der Bestechlichkeit gewarnt in einem launigen Geschichtchen, das mit dem Hinweis auf die indische Sitte der Radschahs beginnt, ihren Günstlingen als Erweis ihrer Huld einen weißen Elefanten zu verehren. Das heilige Tier erfordert eine aufmerksame und kostspielige Bedienung, und stirbt es, so muß der unglückliche Empfänger der fürstlichen Gnade sich auf dem Grabe des Tieres strangulieren lassen, weil der Elefant die Seele des Menschen mit sich fort nimmt — — ergo: wohl jedem, den kein indischer

Radschah mit einem weißen Elefanten bedenkt. Nachdem er an glücklich gewählten Beispielen gezeigt hat, daß solche weißen Elefanten auch in Europa nicht ganz selten sind, faßt er zusammen:

1. Laß dir keinen weißen Elefanten schenken und käme er auch von einem Radschah.

2. Kaufe nicht alles, was du siehst, aber besieh dir alles, was du kaufst.

3. Kaufe nie etwas, weils „geschenkt“ ist, sonst kanns kommen, daß du es erst recht herschenken mußt.

4. Hüte dich aber vor allem vor d e n weißen Elefanten, die mit ihrem Rüssel dich lecken und mit ihren Zähnen dein Gewissen einstoßen.

In einer Reminiszenz an den Onkel aus Rußland handelt sich's darum, daß in Punschgläser ein silberner Löffel gestellt wird, damit das heiße Getränk sie nicht zerspringen macht. Am Schluß der absichtlich mysteriös gehaltenen Plauderei heißt es: „Bei Licht besehen, ist manches Geheimnis eigentlich keines; aber klimpern gehört mit zum Handwerk, und auch der Aberglaube sitzt dem Menschen gemeinhin tiefer als die Philosophie. — Es ist gut, wenn man allezeit jenen berühmten goldenen Löffel bei sich führt, womit man, wenn kochendes Wasser im Herzen und Mund ist, machen kann, daß das Gefäß nicht springt, der in den Goldladen der Sprüche Salomos zu finden ist.“

Zum Lutherjahre 1883 schrieb Frommel zwei Bücher zu Ehren des Reformators: er schuf mit tiefstem künstlerischen Verständnis das Prachtwerk: D e r s i n g e n d e L u t h e r im Kranze seiner dichtenden und bildenden Zeitgenossen, und er entwarf die frischen B i l d e r a u s M. L u t h e r s

Leben für das Volk, die in einer Riesenauflage, mit geschickten Holzschnitten versehen, ihre begeisterte Gemeinde fanden. Aus allen vier Winden fing er sich drei Jahre später aus Kalendern und Jahrbüchern fünf bedeutende Aufsätze ein, denen er einen sechsten neuen gesellte. Mit leichtem Geplänkel setzt der Band ein, Gedanken und fromme Wünsche für Taufen, Hochzeiten und Begräbnisse aus dem Schatze seiner Erfahrung. Hier erzählte er auch von dem ergötzlichen katholischen Pfarrer Michael Jung in Schwaben, der, um größere Wirkung zu erzielen, seine Leichenreden in Reime brachte und sie den Leidtragenden zur Guitarre absang — also z. B. am Grabe eines Mannes, dem eine Schirmspitze ins Auge gedrungen: es war keine Rettung,

Denn leider nahm die Hirnentzündung
Unwiderstehlich überhand,
So daß am Ende die Verbindung
Der Seele mit dem Leib verschwand.

Oder er warnt vor hitzigem Tanzen, nachdem sich ein Mädchen bei einem Tanzfest tötlich erkältet hatte, mit der kostbaren Buschiade:

Es tanzen zwar die Weisen auch,
Doch nur sich langsam drehend,
Sie tanzen mit Vernunftgebrauch
Und nur vorübergehend . . .

Ein Bericht über eine Storchenkonferenz nennt sich Storchnester auf allerhand Häusern. Hatte er seinen Reflexionen über Menschenart und -Unart früher das Märchengewand eines Sommernachtstraums übergeworfen, so leiht er ihnen hier die Schwingen des schwarz-weiß-roten

Dorfphilosophen auf dem Dache: die Störche treten zu einer Tagung zusammen und tauschen ihre Beobachtungen über die Menschen aus, die unter ihnen hausen. Bunte Bilder aus dem Norden und dem Süden, aus Deutschland, Italien und Afrika ziehen an uns vorüber, überall hat eine gemütvolle Herzlichkeit und romantische Sinnigkeit in diesem Phantasiestück das Wort. Nicht weniger aber als Frommels eigene Apologie birgt der Aufsatz: Christentum und Humor. Unter diesen zusammenfassenden Titel fallen schließlich alle Schriften unseres Autors, der Harmonie beider Größen ist sein ganzes Leben geweiht. In dieses Schlagwort prägt er seine gesamte Weltanschauung, die das Christsein vereinte mit dem vollen Menschsein. Die Studie, vielleicht die sorgfältigste, die aus Frommels Feder geflossen, ist Goldes wert. Hat jüngst Friedrich Paulsen in seinem kleinen anregenden Buch zur Naturgeschichte des Pessimismus (Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles, 1900) auf das Ironisch-Satirische in Jesu Rede hingewiesen — der Theologe ist dem Philosophen zuvorgekommen. „Wenn der Heiland", sagt Frommel, „den Sorgenkindern den Text liest, wie tut er es? Er stellt dem Männlein, das sich um seine Größe bekümmert und trotz all der hohen Absätze nichts erreicht, die Frage: Wer ist, der seiner Länge eine Elle zusetzen könnte, ob er gleich darum sorget? läßt die zwitschernden Vögel auf den Zweigen, deren keiner sich eine graue Feder ansorgt, und die sprossenden Lilien auf dem Felde, die alle salomonischen Kleidermacher aus dem Felde schlagen, über den Text predigen: Sorget nicht! Gibt er nicht in seiner humoristischen Weise den um die Plätze streitenden Pharisäern den guten Rat: Wenn du geladen wirst zum Mahle, so setze dich unten an, damit nicht

ein Vornehmerer komme, denn du bist, und du nach unten gewiesen wirst. Wie fein zeigt hier der Herr den Hochmut als Torheit, der höchstens die Chance habe, gründlich abgeführt zu werden, während die Demut als höchste Weisheit avanciere! Oder wenn er den Leuten, die ihm verbieten wollen, den Wassersüchtigen am Sabbath zu heilen, ihren Pharisäersochsen und -esel vorhält, den sie doch herausziehen am heiligen Tage, ihnen bedeutend, daß, was sie aus Egoismus dem Vieh tun, er doch aus Liebe tun dürfe an dem ins Wasser gefallenen Menschen — hier liegt doch unverkennbar die feinste Ironie." An einer großen Orgel finde sich wohl auch der Cymbelstern, die pfeifenden Vögel und der Fuchsschwanz und allerhand sonstiges Spielwerk, und doch tuts dem gewaltigen Instrument keinen Eintrag — so sei es im großen Organon der Schöpfung auch. Bezeichnend für Frommel, der allen begrifflichen Abstraktionen abhold war, ist der gutmütige Spott, den er über die Definitionen des Humors in den Werken der Philosophen ausschüttet; der Humor sei eben eine Flüssigkeit, die in dem Augenblick unter den Händen verdunste, da man sie in die Retorte des Begriffs bringen wolle. Die tiefsinnigste Erklärung des Humors erscheint ihm die Volkssage, die ihn zum Kinde des ungleichen Elternpaares Freude und Schmerz macht, das beständig mit dem einen Auge lachte und mit dem anderen weinte. Der Vater schilt den zweifelhaften Sohn einen Wechselbalg, die Mutter aber liebt ihn, den sie um seines fließenden Ausdrucks willen Humor benennt, und schickt ihn mit einem Priesterkleid angetan hinaus, um die beiden Welten zu kopulieren, denen seine Eltern entstammen. So ist ihm mit Jean Paul der Humor ein unter Tränen lachendes Kind, und er umschreibt seinen Wert musikalisch:

„In einer großen Synfonie, denken wir an die Eroica, würden wir die erdrückende Majestät des Allegro und die Majestät des Trauermarsches und das gewaltige Finale ertragen, wenn nicht dazwischen das heitere Scherzo uns wieder aufatmen ließe und fähig machte zu weiterm Genuß, indem es die Spannung löst? So tut der Humor in der großen Synfonie des Lebens. Er reimt Hochzeitsklage und Leichenjubel." Er verweist auf den Dienst, den Aristophanes mit seinem attischen Salz den Volksgenossen seiner Tage geleistet und meint: was könnte heutzutage ein solcher Mann unserem in sich selbst begriffenen, selbst genügsamen Geschlecht nützen, der es befreite von seinem Weltschmerz und seiner Welttrunkenheit und ihm seine Armseligkeit in Wachs drückte; der ihm mit unbesieglicher Laune nachwiese, daß wir in einer Welt der Relativitäten leben, in der keiner das Recht hat, sich breit zu machen. Aber freilich: „Der wahre Humor entströmt einem Gemüte, in welchem sich die Dissonanzen des Lebens aufgelöst, er schaut mit einem scharfen und doch von Menschenliebe beseelten Auge, geißelt nicht bloß des Menschen Sünde, sondern belächelt und beweint zugleich die darin ruhende Torheit." Er wünscht einen Fischart oder Balthasar Schuppius redivivus, den großen Potenzen unserer Zeit den ungeschminkten Neujahrsgruß zu entbieten und formt den Aphorismus: „Das apostolische: Alles ist euer, ist nicht bloß eine Erlaubnis, sondern auch eine Mahnung." Der Humor, so zeigt er, hat seine innerste Werkstätte nicht in der Feueresse, Pulver- und Raketenfabrik des Verstandes, sondern im stillen heiligen Feuerherd des Gemüts; Scherz, Witz, Laune, Ironie liefern nur die Brillantfarbe, das Feuer selbst aber ist das Gemüt. Daher muß der Mensch den Humoristen erhalten, damit dieser nicht entartet.

„Nichts verkehrter, als Humor und Ernst scheiden und einander gegenüber stellen zu wollen, wie so viele Büchertitel aufweisen"; denn für Frommel ist der Humor eben eine Weltanschauung, ruhend auf einer glücklichen Naturgabe, bewußt errungen unter Kampf und Schmerz als geistiger Besitz, unzertrennlich verbunden mit der Selbsterkenntnis, erwärmt durch Herzensgüte und Menschenliebe, getragen durch den festen Halt in einer idealen Welt, an deren Realität und Sieg sie glaubt, strömend aus einem Gemüte, in welchem sich die Dissonanzen des Lebens in Harmonie aufgelöst haben. Er steht als Humorist ebenbürtig neben den echten Humoristen aller Zeiten, die er in langem Zuge vorführt, den frommen und den weltlichen.

Goldenen Humor atmen auch die beiden Arbeiten des Bandes Aus der Kinderstube und Eine Zimmerreise. „In der Kindheits- und Jugendgeschichte des Menschen liegt das Geheimnis des Werdens, und das interessiert uns am meisten. Wie manches würde der kleine Philosoph sagen ohne das verwirrende Eingreifen der Großen; ein Lachen der Toren vertreibt manche Weisheit." Er schildert reizvoll das Kind als Welteroberer und Weltentdecker und beschreibt die Freude als sein Element. Man solle das Kind ruhig gewähren lassen, war sein Spruch; „aber da verderben die großen Brüder so viel, und die Schwestern, und die Schulmeister, und so kommt es, daß Menschen als Originale geboren werden und als Kopien sterben." Wer dem Kinde Freude, Licht, Luft und Sonnenschein gewährt, der wird ihm ein Kapital mitgeben, davon es auch in armen Tagen wie von reichen Zinsen lebt.

Persönlich gemeint sind endlich auch die Auslassungen des Verfassers über Gesellschaften und Geselligkeit. An

seiner Erholung will er den Menschen erkennen; das gesellschaftlich-gesellige Leben sei ein recht fühlbarer Pulsschlag des Volkslebens überhaupt. Man spürt den süddeutschen Demokraten aus den ironischen Worten heraus: „Es gehört ein nicht geringer Grad von Überhebung, wenn nicht Anmaßung dazu, überhaupt sich d i e Gesellschaft zu nennen, als ob alles andere keinen Anspruch machen dürfe auf den Begriff Gesellschaft und nur plumpe, unbewegliche Masse oder Haufe wäre. Sieht man aber nun erst hinein in diese Art der „Gesellschaft“ oder der „guten Gesellschaft“, so begreift man vollends den Ausdruck nicht. Um das sagen zu dürfen: wir sind die Gesellschaft, müßte sie in sich alles fassen, was von Geist und Gemüt, von Adel des Bluts nicht bloß, sondern der Gesinnung, von Feinheit der Form, von Anstand in höchster Potenz zu denken wäre. Gerade, weil ich vom Adel deutscher Nation immer noch denke, daß er vermöge seiner Tradition, seiner freieren Lebensstellung imstande wäre, d i e Gesellschaft darzustellen als Vorbild für alle anderen — deswegen tritt umso deutlicher das Zerrbild der sogenannten „guten Gesellschaft“ mir vor die Augen. Wenn man die Referate über solch eine Gesellschaft der Salons liest, glaubt man eher in einem Schneideratelier, in einem Bijouterieladen, in der Küche eines Hoftraiteurs oder in einem anatomischen Wachsfigurenkabinet als in einer Gesellschaft, namentlich „der guten“ gewesen zu sein.“ Und unbarmherzig schüttet er seinen Spott über diese „gute“ Gesellschaft, deren Feste er aus dem Fundament kannte, aus; er hat darin, von seinem leicht erregbaren Temperament fortgerissen, meiner Überzeugung nach an mehreren Punkten des Guten zu viel getan — aber in der Hauptsache hat er ohne Abzug Recht. Sehr witzig ist

der Vergleich des Salonmenschen mit einem galvanisierten Frosch: „Sie wissen, daß man dies Geschöpf, wenn schon tot, durch einen eingeführten galvanischen Strom zu einem gewissen Leben bringen kann. Sehen Sie sich das Leben eines solchen Gesellschaftsfrosches an. Morgens bis 11 Uhr im Bette liegend, beginnt der Strom mit Zuckungen der Arme und Beine, bis endlich das Geschöpf gähnend vor dem Spiegel steht. Im Laufe des Nachmittags belebt es sich zusehends, und gegen acht und neun Uhr fängt der galvanische Strom an, in volle Tätigkeit zu kommen. Um halb zehn Uhr ist es so weit (nachdem es vorher noch zwei Akte im Theater gesessen oder einem Teil einer Musikaufführung beigewohnt, um den nötigen Stoff zur Unterhaltung zu haben), daß es in die Equipage hüpfen kann, um nun im bunten Getümmel sich zu bewegen. Ist der Strom verbraucht in der ersten Gesellschaft, so geht es in die zweite und erscheint um Mitternacht in der dritten. Im Morgengrauen heimeilend, hört der Strom auf — und wie unter der Sense des Mähers auf blumiger Wiese liegt der arme vermähte, entgalvanisierte Frosch wieder in seinem Bette, um am folgenden Tage das neue Spiel zu beginnen. Nach diesem winterlichen Feldzuge wird der besagte Frosch sorgfältig eingepackt, um in irgend ein Bad versandt zu werden, damit er sich von allen seinen Erholungen erhole. Er kehrt heim, um sich wieder von der Badeerholung zu erholen, und ist dann im Winter soweit erholt, um die galvanische Kur aufs neue zu beginnen." „Der Ausdruck ‚Salonmensch'", sagt er verächtlich, „bezeichnet darum richtig eine Menschenklasse, die nur Schatten und Phänomene in sich faßt, die nicht mehr imstande, sie selbst zu sein, zur Gattung und Ziffer heruntergesunken sind, Menschen, an denen auch

inwendig alles ebenso geschminkt, geborgt, gefälscht ist, wie an ihrem äußeren Menschen." Er kommt sich in solcher Gesellschaft, die keine Geselligkeit aufkommen läßt, vor wie im zoologischen Garten. „In bunter Reihenfolge, ohne System, werden halblaut die Namen großer, zum Teil völlig fremder Tiere gerufen — man nimmt sich in acht, in irgend eine gefährliche Nähe zu geraten und bindet mit den harmlos scheinenden an. Über diesen bunten Bruchstücken der Naturgeschichte erscheint zuletzt der große verbindende Generalnenner: das Büffet. Die große Hauptfütterung der Raubtiere beginnt. Die große Giraffe kommt am besten weg, an ihre Schöße hängt sich ein Knäuel kleiner Zweifüßler, die ihre Straße nicht finden." Das sei Arbeit statt Erholung; die meisten Gesellschaften seien in ihrer Abgeschlossenheit einseitig und langweilig, in ihrer kritiklosen Zusammensetzung — A. bis L., M. bis Z. — verletzend, im überwiegend materiellen Genuß Herz und Beutel ruinierend, in ihrer Aushäusigkeit entfremdend, in ihrer Geistlosigkeit aushöhlend und verflachend; statt stählend ermattend und entnervend; weil ohne Ewigkeitsgehalt: zeittötend. Was Frommel in dem ebenso geschlossenen reichgegliederten Aufbau des positiven Teiles von rechter Geselligkeit fordert, können wir in den Satz fassen: nicht geistlos — nicht ohne geistige Anregung und Mittelpunkte; nicht herzlos, nicht gottlos!

Der Abend seines Arbeitslebens ließ noch zwei inhaltreiche Bücher Frommels reifen, die sein geistliches Testament darstellen: Festflammen und Aus Lenz und Herbst [1890 und 93]*). Die Festflammen sind in zehn

*) Ursprünglich erschienen bei C. Ed. Müller in Bremen; der Verlag ging später an Carl Hirsch (Emmishofen und Konstanz) über.

Jahren in vierzehn Auflagen gedruckt worden, sie halten also unter allen Büchern Frommels den buchhändlerischen Rekord. Er will mit diesen Gedanken und Bildern zu den hohen Festen der Kirche „etlichen Christenmenschen, die gerne feiern wollen am Feiertage", eine Handreichung bieten. Dazu sollen die knappen, oft wie Aphorismen wirkenden religiösen Gedanken voll Tiefsinn und zarter Mystik dienen, denen er kurze, in seelsorgerliche Weihe getauchte Erinnerungen aus seinem Leben beifügt. Der christliche Leser soll sich durch Text und Illustration angeregt fühlen zu suchen, „ob er nicht auch in seinem Leben etwas zu sagen wüßte von Höhen und Tiefen, die er an Feiertagen durchwandelt hat, von wunderseligen Stunden, die er zwar nicht beschreiben kann, aber deren lichte Augenblicke ihm ein Gruß und Hauch aus der Ewigkeit waren." Das Buch, das er Otto Funcke mit der homerischen Erinnerung widmet: „Wir brauchen nicht, wie Diomedes und Glaucus, die Rüstungen tauschen, alte Freundschaft zu besiegeln. Wir tragen schon lange gemeinsame Wehr und Rüstzeug", gliedert sich poetisch in die Abschnitte: Adventsstimmung, Unter dem Christbaum, Epiphanienstern, Passiflora, Osterglocken, Himmelsschlüssel, Pfingstrosen, Sylvesterstille. Als eine Probe aus diesem eigenartigsten unter Frommels Büchern möge der Eingang zu dem Passionsabschnitt dienen: „Passiflora — vor mir blüht sie eben ihr kurzes Leben aus, die wundersame Blume der südlichen Zone. Unverstanden öffnete sie Jahrtausende lang ihren Kelch einem heidnischen Geschlechte, rätselvoll und dunkel schauten aus der Tiefe die Passionsbilder, Kreuz und Dornenkrone, Geißel und Nägel und die Wundenmale herauf, eine stumme Blumensprache führend. Nach kurzem Offenbaren schloß sie sich

wieder, eine andere Schwester zum blühen rufend, wehmütig und hoffnungsvoll zugleich, dem Menschen gleichend, der vergeblich den anderen in die Tiefe des Herzens blicken läßt und doch die Hoffnung auf einstiges Verständnis nicht aufgibt. So stand am südlichen Himmel, ebenso unverstanden, auch das Kreuz in silberner Sternenschrift, eine stille Predigt haltend von dem, der übers Kreuz zum Himmel gegangen, dessen Kreuz nun, den Feindeshänden hoch entrückt, zum Siegeszeichen geworden. Erst das Wort vom Kreuze öffnete den Sinn für das stumme Bild und deutete die Inschrift an diesem Blumen- und Sternenaltar: dem unbekannten Gott. — Die Passiflora trägt in ihrer Heimat auch ein süße, erquickende und erfrischende Frucht. Sie ist also keine poetische, sinnige Träumerin. Drinnen in ihrem Herzen ruhen die Sinnbilder bitteren Leidens, außen hängt die andere labende Frucht. Sei uns gesegnet, Passiflora! Aus deinen eigenen Schmerzen erwächst anderen Erquickung."

Der letzte von Frommel besorgte Band seiner Gesammelten Schriften (mit dem sie also rechtmäßig abschließen), ist uns in wesentlichen Stücken seines Inhalts bereits in früheren Kapiteln begegnet; hier erzählt er im Zusammenhang von seinen Beziehungen zum alten Kaiser Wilhelm in Gastein und gibt die launigen Skizzen aus dem Berliner Amtstrubel zum besten. Auch aus seinen Erlebnissen in den Bädern Salzschlirf, Wildungen und Hundseck weiß er amüsant zu plaudern. Vier Stücke dieses Buches verdienen eine besondere Note: die poesieumsponnene Kindheitserinnerung Am Kreuz des Klosters Fremersberg, die Modernen Faullenzer, eine Schutzrede für die Sommerreisen der abge-

arbeiteten Großstädter; Diogenes mit der Laterne, Randglossen zum Bildungsthema! Er lacht über die, deren Ausbildung in dem Maße eingebildet sei, als ihre Einbildung ausgebildet und über die Dachtraufe von Bildungselementen, unter die ein moderner Mensch sich gestellt sehe. „Unwillkürlich habe ich schon oft an die Sultanin von Konstantinopel denken müssen, die einst den Besuch der englischen Botschafterin, Lady Radcliffe, zur Zeit des Krimkrieges empfing. Es war damals die Mode der Riesenkrinolinen. Die Sultanin hatte das Vergnügen, zum ersten Male ein solches Monstrum zu erblicken. Plötzlich erfaßte sie die Peripherie der englischen Dame und sagte: Bist du das alles? — Könnten die Occidentalen nicht auch die klassische Frage der Orientalin zu der ihren machen?" Er findet den Einfall des Cynikers von Sinope humorvoll, am Tage den Leuten ins Gesicht zu leuchten, um ihnen zu sagen, daß sie keine Menschen seien, spricht ihm dann aber das Recht, Menschen zu suchen, wegen seines Isolierschemels ab — „im Diogenesfaß war er allein wohnungsberechtigt, darum konnte er auch keinen anderen hineinkriegen." Der dunkelste Erdteil sei nicht Afrika, sondern das Menschenherz; ein Heide weist dem Heiden, ein Pilatus einem Diogenes den Weg mit dem Worte: Ecce homo! Wer ihn gefunden, kann die schwalchende Tranlampe Diogenischer Menschenkenntnis an den Nagel hängen, der wandelt im Sonnenlicht und -schein und hat nun auch die Leuchte, womit er andere sucht. So wird ihm die Gipsstatue des athenischen Philosophen, die er im Hausgang eines befreundeten Arztes sah, sofort — vielleicht zu schnell — zu einer zufälligen Andacht, zu einem erbaulichen Text, den er bei passender Gelegenheit in einer Wohltätigkeitsrede verwendet.

Die gleiche Tendenz verhüllt er in dem Aufsatz über Sebaldus Nothanker hinter einer literarischen Fiktion. Im Jahre 1885 hielt Frommel in Berlin einen Vortrag für das Heimathaus für Töchter höherer Stände, der, wie ich mich persönlich erinnere, mit folgender Einleitung begann. Frommel sei in einen Buchladen gekommen, um antiquarisch ein Werk über das Leben und Wirken des Sebaldus Nothanker zu kaufen. Der Antiquar habe ihm die Biographie von Nicolai vorgelegt, er aber habe erklärt, das sei nicht das Richtige, bis ihm nach längerem Suchen ein wertvolles altes Werk in die Hände geraten sei über den ursprünglichen S. Nothanker. Aus dem wolle er nun Mitteilungen machen. Wer das Gras wachsen hörte und auf den Schalk Acht hatte, der dem Redner bei dieser ernsthaft vorgetragenen bibliographisch-literarischen Erörterung übers Gesicht zuckte, der wußte bereits genug, um zu merken, daß dieser ganze Sebaldus mit seinem zahlreichen Anhang nichts anderes bedeutete als — einen Nagel, an dem Frommel seine Gedanken aufhängen wollte. Novellistisch beschreibt er nämlich einen echten Menschen, der das Herz auf dem rechten Fleck sitzen hat, der das war, was er hieß: ein Anker in der Not, und der's mit seiner Familiendevise hielt: „Weisheit macht die Köpfe voll und auch je zuweilen toll; offnes Aug' und flinke Hand geht durchs ganze deutsche Land — nur nicht Hand und Fuß gespart, das ist St. Sebaldus Art.“ Eigene Aphorismen entnimmt er angeblich dem Tagebuch seines Helden; um aber gar keinen Zweifel zu lassen, wie er es eigentlich meine, hieß es am Schluß: „Die Familie der Nothanker wird nicht aussterben, so wenig als die Liebe, von der geschrieben steht: Sie höret nimmer auf. Von den Nothankerischen Frauen stammen

in grader Linie bedeutende Männer ab, wie in Weimar Johannes Falk, der das erste Rettungshaus baute, und der alte Oberlin im Elsaß, der sich der Kinder annahm, der alte Heim zu Berlin, der bei Nachtzeit und bei jedem Wind und Wetter in die hohen Dachstuben zu seinen Kranken kroch. Für mich aber hat seitdem der Sebaldus Nothanker einen noch viel besseren Klang, denn zuvor, und ich verstehe gleich, wenn es heißt: Sei mir Sebaldus Nothanker . ." Man male sich jedoch Frommels inniges Behagen aus, als am anderen Morgen eine der angesehensten Berliner Zeitungen — als Erfolg der unseligen Nachtkritiken — ihren Lesern folgenden famosen Bericht über den Abend vorsetzte: „. . . Sehr wenigen dürfte die kleine Gestalt des ehrwürdigen und menschenfreundlichen Geistlichen bekannt sein, wenn auch Christoph Nikolai 1773 in seinem Roman: Leben und Meinungen des Magisters Sebaldus Nothanker diesem ein Denkmal zu stiften suchte. Indes ist der Sebaldus Nikolais nicht der echte, erst den Forschungen des Vortragenden war es vorbehalten, den wahren Sebaldus Nothanker in einer Biographie und eine Anzahl von Schriften und Predigten zu entdecken. Seine Geschichte beginnt mit dem Grabstein, den man in Nürnberg findet . . . Der Redner entwarf in anziehender Weise das äußere Bild dieses stets hilfsbereiten und wahrhaft gottesgläubigen Magisters und teilte eine Reihe von charakteristischen Zügen aus dem Leben desselben mit. Nothankers Schriften, welche die Zuhörer im Auszuge kennen lernten, zeichnen sich durch tiefe Gedankenfülle und durch poetischen Schwung aus. Interessant war noch die Mitteilung, daß Gellert, Joh. Falk und der alte Heim der Nachkommenschaft Nothankers ange-

hörten, wie denn auch die Genannten einst das Wappen des Magisters führten . . .“

Die Amtserinnerungen: Aus Lenz und Herbst schließen Frommels Selbstbiographie würdig ab. Das ergreifende Buch, das die in einem langen Leben gereifte Persönlichkeit des Verfassers uns in ihrem tiefsten Wesen miterleben läßt, erzählt im Vorwort liebenswürdig seine eigenartige Entstehung: „Der an diesem Büchlein schuld, ist einer, den kein Vorwurf darüber mehr auf Erden erreichen wird. Ich meine den Prälaten Karl Gerok. Wir wandelten einst am Sommertage zusammen durch die Kreuzgänge des Klosters zu Hirsau. Als mir dort so allerhand Mönchsgedanken kamen — wie man doch so schön in seiner Zelle hätte sitzen und der Welt entflohen, meditieren und simulieren können, und daß ich dazu eigentlich fünfhundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen — da lachte er hell auf und sagte: Du ein Mönch! Das ist ein köstlicher Gedanke! Dazu hättest d u gerade gepaßt! Nichtwahr, deswegen hat dich der liebe Gott so herumgejagt in der Welt und schließlich nach Berlin geworfen, weil das wirklich einem Mönchskloster so ähnlich sieht wie ein Ei dem anderen! Nein, nein! Zum Abt hättest du nicht getaugt — ich will nicht sagen, daß es dir etwa an der nötigen Gelahrtheit gefehlt hätte (denn ihr Badischen hört ja das Gräslein wachsen) — aber weißt du, das wäre nichts für dich gewesen. Du kommst aus der rauschenden Welt nicht mehr heraus. Aber deswegen kannst du dir doch deine stille Zelle bauen, und dann schreibst du einmal für deine jungen Brüder, was du erlebt und gesehen, und gibst ihnen als alter Abt ein Vademecum auf den Weg mit. Das ist besser, als wenn du hier in Hirsau

Horen sängest und im Refektorium mit den Brüdern kühlen Klosterwein tränkest." Und als Frommel sich sträubt, schlägt ihm der Freund vor: „Du kannst es ja noch lassen, aber weißt du was: wenn du nah an die Siebzig bist, kannst du's schon wagen, bist auch dann über vierzig Jahr im Amt, und da läßt sich schon von Wanderung sprechen, wie die Kinder Israel, ohne daß dir's jemand übel nimmt." So ist diese originelle Pastoraltheologie geworden; Frommel hat sie seinen 22 ehemaligen Hilfspredigern an der Garnisonkirche als sein Vermächtnis gewidmet. Als ihre Signatur kann man den Hirtengedanken bezeichnen: „Erwirb dir in der Jugend ein Alter im Geiste, und du wirst im Alter eine Jugend im Herzen tragen." Aus demselben Geiste sind die „bischöflichen Gedanken", die Emil aus den Papieren seines Bruders Max hinzugetan hat, geflossen. Mein Exemplar der Amtserinnerungen Frommels trägt von seiner Hand die Worte: „Seinem lieben Konfirmanden in treuer Liebe eine Erinnerung an seinen alten Hirten."

* *
*

Es gab in meinem Verkehr mit Emil Frommel zuweilen scharfe Arbeitstage. Er hatte einem amerikanischen Kalender eine Geschichte zugesagt; der letzte Termin war da, Mahnbriefe und dringende Telegramme folgten sich. An diesem Tage — Besuch wurde nicht angenommen — entstand der Nagelschmied von Finsterbronn; der Schluß der Geschichte zeigt Frommels Zartgefühl gegen die Deutsch-Amerikaner; der Nagelschmied hat in der Heimat abgewirtschaftet. „Er muß halt nach Amerika, ist meine Meinung, das ist das beste Zuchthaus", ruft der er-

bitterte Schultheiß. Ihm läßt er antworten: „Herr Schultheiß, kennen Sie denn Amerika so genau? Woher wissen Sie, daß das ein Zuchthaus ist?" — „Das hab ich immer so gehört", sagte er kleinlaut. — „Nun, ich kenne Amerika, denn ich bin drüben gewesen und weiß, daß es wohl für manche ein Zuchthaus geworden ist, aber auch, daß es ein viel besseres Land ist, als Ihr von ihm denkt. Amerika kann keine Lumpen brauchen, sondern brave, fleißige und gottesfürchtige Leute, denen es hier an Mitteln und Wegen fehlt, sich durchzubringen; die aber eine fleißige Hand und ein tapferes Herz mitbringen, die können hinüber, und sie werden Arbeit und Brot finden. Aber bloß die Lumpen hinüberschaffen, statt sie bei euch zu erziehen, das ist ein blutiges Unrecht, das Ihr dem Land antut." So grüßte der liebe Mann die deutschen Landsleute überm Weltmeer, indem er sie von ihrer besten Seite nahm. — Frommel diktierte; während ich einen Teil des Stenogramms sogleich übertrug, schrieb er im Zusammenhang fort, bis er auf einmal erklärte, jetzt könne er nicht weiter, die Fäden der Geschichte seien ihm verwirrt. Als ich nach zwei Stunden mit neuen Manuskriptseiten antrat, kam er mir mit fröhlichem Lächeln entgegen: jetzt weiß ich wieder weiter — und sprudelnd erzählte er. Stückweise ging die Geschichte auf die Post, noch am Abend kam ein Brandtelegramm von der Redaktion, und in der Nacht gegen zwei Uhr war endlich die letzte Zeile geschrieben. Im Hause Frommels war alles längst zur Ruhe gegangen; der alte Herr im Samtrock und den bequemen Schuhen, das Käppchen auf dem Kopfe, dessen Silberlocken die freundlichen Züge umrahmten, brachte mich zur Haustür — als er aufschloß und mir mit dem Licht leuchtete, da kam ihm das bekannte Titelbild

seines Heinerle in den Sinn, die Mutter ihrem Sohne leuchtend, und er entbot mir den Nachtgruß: „Gute Nacht, Heinerle, Heinerle gut nacht." Frommel hat die Geschichte vom Nagelschmied mit anderen Kalendergeschichten zusammen in dem Bande Unterwegs vereinigt, der zugleich mit den Festflammen erschien.

Ich würdige hier ganz kurz seine Mitarbeit an Kalendern und Zeitschriften, also seine literarischen Einzeldrucke. Seit 1866 gehörte Emil Frommel zum Stabe des Daheim, das damals seine Schwingen zum ersten Fluge regte. In seiner Mischung von weltoffener literarischer Bildung und einfacher Religiosität sagte es ihm vor anderen Blättern zu. Er ist ihm bis zu seinem Tode treu geblieben und hat im Daheim und im Daheimkalender gegen dreißig Beiträge veröffentlicht, darunter Stücke von so bedeutendem Wert wie: Christentum und Humor, Über das Geben u. a. Mit dem früheren Leiter des Daheim, Robert König, verband ihn eine herzliche Freundschaft; er unterzeichnet sich in den Briefen als den allzeit getreuen Untertan seines liebsten Rex und dichtet ihn in fünffüßigen Jamben an. Er zeichnet als süddeutsches Original den congenialen württembergischen Missionsmann und Schriftsteller Chr. Gottl. Barth in Calw, charakterisiert den ihm persönlich verbundenen Düsseldorfer Maler Joh. Wilh. Schirmer, der vom Buchbindergesellen zum Meister in der italienischen Landschaft und zum religiösen Genremaler aufrückte und den er in Karlsruhe zu Grabe geleitet, und würdigt Daniel Chodowiecki, den Illustrator des 18. Jahrhunderts, dessen Radierungen er Wahrheit der Charakteristik, Freiheit der Auffassung, Anmut der Bewegung nachrühmt. Zwei kleinen Geschichten

von 1807 und 14 folgt das Porträt des schlagfertigen Pfarrers Flattich in Schwaben, den er einen neutestamentlichen Salomo nennt, als etwas „Hundertjähriges", wie es die Kalender pflegen, zum Schaltjahr 1880. Unterblieben ist leider die Ausführung des interessanten Gedankens, für das Daheim eine Reihe Essais zu schreiben unter dem Titel „Kleine Märtyrer, ein Wort für betrübte Eltern", in denen er „den Bildungsschwindel unserer Gymnasien, die Verhunzung der Individualität und die Versimpelung des Menschengeschlechts" zu beleuchten gedachte — es wäre „saftig" geworden! Zum hundertsten Geburtstag von G. H. Schubert, dem Münchener Naturforscher, dessen Schilderungen ihn schon als Knaben gepackt hatten, gab Frommel ein Bild dieses Schellingschülers, der zu dem Goetheschen „Natur in sich, sich in Natur zu fühlen" so trefflich hinzuleiten wußte. Frommel hatte es in Schubert der fromme Gelehrte, der die Naturwissenschaft noch nicht exakt betrieb, sondern romantisch, und der so fesselnde Volksschriften verfassen konnte, angetan. Jedenfalls konnte er sich für die Persönlichkeit seines Helden auf das unbefangene Zeugnis Platens, des „harten, eisernen Grafen, in dessen Augen wenig Menschen Gnade fanden", berufen (Romantischer Ödipus), der den „einen wahren Frommen, den das Erzgebirg gebar", als den gepriesen, „der was andere fälschlich äffen, wirklich in der Seele war." Weitere Beiträge im Daheim gaben den Text ab zu Holzschnitten, die man ihm vorlegte: so die Glossen zu R. S. Zimmermanns Gemeinderatssitzung im Hotzenlande der Hauensteiner, oder zu Otto Piltz' Herrenstand in der Dorfkirche; die stimmungsvolle Randzeichnung zu der Weihnachtspredigt des alten Pfarrers (M. Schäfer) oder die Betrachtung über die Königin Luise

und ihre Schwester, nach J. Tischbeins Bilde. — „Wir bringen selbst das beste zu jedem ihrer Bilder mit, mag es uns aus Marmor oder Farbe entgegenschauen: den Geist, der in der Königin lebte, das Andenken an das, was sie dem deutschen Volke war und noch ist. Darum erquickt uns jedes gute Bild von ihr, darum genügt uns keines völlig. Sie ist für uns jedem Bilde entwachsen. Ihre Person ist zur Idee, ihr Bild zum Vorbild geworden." Auch des ihm seit der römischen Reise befreundeten Meisters Carl Gottfried Pfannschmidt hat er in Verehrung gedacht, als er im Jahre 1881 den verbindenden Text zu einer Auswahl seiner biblischen Bilder schrieb. Schon vier Jahre zuvor sagte er in einer Rezension des Pfannschmidtschen Cyklus „Mose und die Tochter Pharaos", mit Gedichten K. Geroks, in der Kreuzzeitung: „Es ist wohltuend, in unserer rauschenden Zeit, die dem stillen verborgenen Schaffen feindlich ist, einem Werke geistlicher Kunst zu begegnen, das den Adelsbrief weihevoller Gesinnung und künstlerischer Vollendung an sich trägt." Er vergleicht die religiösen Landschaftsbilder Schirmers mit den historischen Gemälden Pfannschmidts und urteilt: „Die uralte Geschichte wird uns jung und neu, ja die fremde eine eigene." In der Zeitschrift „Über Land und Meer" hat er dem letzten hervorragenden Vertreter der Schule des Cornelius im Herbst 1887 den ehrenden Nekrolog geschrieben.

Die Luthernummer (10. Nov. 1883) des Daheim veröffentlichte seine Randzeichnungen zu dem Thema: Lutherbilder und das Bild Luthers, mit dem begeisterten Schlußsatz: „Einen solchen Mann malt keine Farbe, zeichnet kein Stift, bildet kein Meißel." Künstlerisch behandelt er — zu Rafaels Madonna del Granduca — die Beziehungen der

Weihnacht zur Poesie, Bildhauerei und Malerei und zur Musik, gemütvoll den Bauernprotest gegen die Eisenbahn im Anschluß an Ferd. Brütts treffliches Bild. „Eine alte Freundin in vierfältigem neuen Schmuck" ist eine Anzeige neu erschienener illustrierter Bibeln.

Aus den letzten Jahrgängen des Daheim, die er noch erlebte, erwähne ich — außer zwei geistvollen Arbeiten über Bücher und Menschen und über das Schlagwort „Leben und leben lassen", im Daheim-Kalender — nur noch seine Nekrologe auf Karl Gerok und Rudolf Kögel (1890 und 96). Es war ein Geheimnis seines Herzens, daß er diese beiden grundverschiedenen Naturen, den norddeutschen Kirchenmann und den süddeutschen Poeten, gleicherweise zu seinen intimen Freunden zählte, daß ihm mühelos gelang, was den meisten anderen versagt blieb: den redefaulen württembergischen Prälaten wie den zugeknöpften Berliner Oberhofprediger zum Reden und Scherzen zu bringen. Die beiden Nachrufe beweisen, wie tief Emil Frommel in beider Seele eingedrungen war. Traulich erzählt er, wie er Gerok seit 1877 immer näher gekommen, bis statt des „Hochwürdigen" und „Hochverehrten" in der Anrede das Du und der geliebte Freund sich eingestellt habe. Von Geroks Briefen an ihn sagt er: „Sie sind wie Brautbriefe, voll Duft zarter Liebe eines Älteren zu einem Jüngeren, den er nie sein Jüngersein fühlen ließ. Wenn so manche Gerok schweigsam und nicht ausgiebig fanden und ich das gar nicht teilte, so klärte mich ein guter Stuttgarter darüber auf, indem er sagte: „Ja, mit dir ischt er halt au anders'!" Sie haben sich gegenseitig angedichtet, daheim und auf Reisen — in der „Flora Gerokiana", in die er mich einmal in einer Feierstunde einen

Blick tun ließ, die er sonst aber sehr geheim hielt — sind die Poeme gesammelt: Gerok auf Frommels Regenschirm, Frommel auf Geroks Handschuh u. s. w. Hier sind zwei Proben: Frommel hatte dem Freunde zum 70. Geburtstage gratuliert, Gerok antwortet mit seinem Gedichtbande „Der letzte Strauß“. Darauf die Stimme aus Berlin:

Das war noch nicht Dein letzter Strauß!
Mit Deinem Sang ist's lang nicht aus —
Denn solch ein klingend Schwabengemüt
Singt noch im Tod ein Schwanenlied!

Vor kurzem trug man Dir in's Haus
Von Blumen einen vollen Strauß;
Dafür gebührt sich neuer Dank —
Dein Dank war stets dann ein Gesang.

Wenn Dich der Herr im sel'gen Land
In's Sträußlein der Lebend'gen band,
Wenn Du im letzten Kampf hieltst aus —:
Das war allein Dein „letzter Strauß“!

Ein andermal sucht Frommel den Freund auf einer Reise in Stuttgart vergeblich auf — Gerok war ein paar Stunden vorher seinerseits aufgebrochen, um zu ihm zu stoßen. Frommel setzt sich an Geroks Schreibtisch und schreibt auf ein Blatt Papier:

Ach, ich fühl's: er ist entschwunden,
Weilt von hier nur wenig Stunden,
Und mein heißerträumtes Glück
Bringt kein Dampfroß mir zurück!

Dichter gleichen sehr den Schwanen —
Ihnen tut bisweilen ahnen,
Daß von ferne jemand käm',
Der ihn'n Licht und Luft wegnähm'.

So entflohst du allzuflüchtig,
Mit dem Schnellzug allzurichtig,
Und mein heißerträumtes Glück
Bringt kein Dampfroß mir zurück!

Die Antwort ließ nicht lange warten:

Karl an Emil.

Die Sage ging: im Badischen
Sei nur der Freund zu finden,
In lieblichen, arkadischen
Bekannten Schwarzwaldgründen.

Da warf ich flugs in froher Hast
Mich in den nächsten Schnellzug,
Und Frommel war der erste Gast,
Nach dem ich im Hotel frug.

Im Hirsch und Lamm, in Sonn' und Stern
Sucht' ich den goldnen Emil,
Gleichwie der Pudel seinen Herrn,
Wie seinen Schatten Schlemihl.

Nicht im Hotel, nicht auf der Flur,
Auf Wald- noch Wiesenwegen
Fand ich von Emil eine Spur,
Dagegen reichlich Regen!

Und als mein saftig Reiseglück
Ich sattsam durchgenossen,
Kam ich durchweicht nach Haus zurück,
Bis auf die Haut begossen.

Da ließ dein Brief mich lesen, ach!
Mit schmerzlichem Entzücken,
Du tät'st die Stadt am Nesenbach,
Dieweil ich fern, beglücken.

Drum ob zwei Dichtergenien
Sich leiblich auch verfehlen; —
In leichtbeschwingten Xenien
Begrüßen sich die Seelen . . .

Verständnisvoll sagt er zu ihm: „Er war wie in einen lichtgewobenen Schleier jungfräulichen Wesens gehüllt, den er nicht gestattete anzufassen; er war eine Art Sensitive, rauhe Hände und Menschen meidend, die ihm seine Kreise störten. Wie seine Dichtungen den Stempel des Wohllautes, des Maßvollen in sich tragen, eine seltene Vollendung der Form aufweisen bei allem ursprünglich sprudelnden Leben, so hatte auch der ganze Mensch etwas Gehaltenes, Maßvolles. Alles zuviel verletzte ihn. Die wahre Weihe alles Verkehres zwischen Menschen bildet aber die Nähe und die Ferne; wer nicht fern sein kann, kann auch nicht nah sein." Er faßt sich dahin über Gerok zusammen: „Die groß genug denken in Kirche und Christenvolk, fremdes Verdienst anzuerkennen, werden mit mir an seinem Grabe bekennen: er war eines Hauptes länger, eines Herzens weiter als alles Priestervolk."

Von Rudolf Kögel, mit dem er durch dreiunddreißig Jahre eng befreundet gewesen, schreibt er: „Er war, das trat mir immer entgegen, bei seinem reichen Wissen und Können und seiner freien klassischen Bildung, vor allem ein Mensch des Gewissens. Von dem landläufigen Bilde eines Hofpredigers, das sich die Leute machen, hatte Kögel keine Spur an sich. Daß seine Rede immer vorbereitet, gedankenreich, in Gnomenkürze und Formvollendung einherging, lag in seiner Anlage und in der Treue gegen sich und seine Hörer. Kögel war mehr Redner als Prediger, aber immerhin ein Redner wie Demosthenes, der seine Griechen zum Kriege entflammte. Der Schönheit hat er nie die Wahrheit geopfert, seine scheinbare Kälte war wesentlich verhaltenes Feuer. Wer einen starken Hengst reitet, muß doppelt acht haben, daß er ihm nicht durchgeht." Seine Zurückhaltung

und Verschlossenheit erklärt er aus einer gewissen Befangenheit, die feinorganisierten Naturen eigen, aber auch als „Schild gegen aufdringliche Menschen, die sich nur zu gern an Männer einflußreicher Stellung heranwerfen." Kögels kirchliche Parteipolitik jedoch, die obschon von durchaus respektablen Motiven geleitet, in ihrer Wirkung ebenso unheilvoll gewesen ist wie Stöckers in der Wahl ihrer Mittel wenig peinliche Demagogie, lehnt Frommel mit Entschiedenheit ab: „Zum Parteiführer zu werden, mag ihn die Not oder sein Gewissen gedrängt haben. Aber irre ich nicht — so war es weder seine Lust noch seine Gabe, und wie ich glaube, auch nicht seine Aufgabe. Denn wie kann jemand in der hohen Stellung eines Rates in der obersten Leitung der Kirche der Gefahr entgehen, unverläßliche Menschen zu bilden? Das war vielleicht der einzige Punkt, wo wir uns nicht völlig verstanden, aber jeder ließ dem anderen die Freiheit." Er charakterisiert den Wesenszug tiefer Pietät in dem Freunde, die ihn zu einer „Verkörperung wahren konservativen Geistes" gemacht, und sagt: „Kögel hatte seine Freunde und Gegner, wie sie jeder anständige Mensch hat, und er hatte sie bis hinauf in hohe Kreise. Er hatte sie wesentlich seiner vornehmen, durch und durch aristokratischen Natur, der Überlegenheit seines Geistes, der Unbeugsamkeit seines Charakters und der Unbestechlichkeit seiner Gesinnung zu verdanken. Er war für manche Leute ein wandelndes böses Gewissen. Aber wer ihn liebte, fürchtete ihn nicht."

Mit Kögel und Wilhelm Baur vom Dom, dem späteren Generalsuperintendenten der Rheinprovinz, gab Emil Frommel als eine Gabe der friedlichen Berliner Hofprediger, die sich abseits der „Stöckerei" hielten, vom Jahre

1880 ab bis zu seinem Tode das christliche Jahrbuch Neue Christoterpe heraus. Er hätte ohne Zweifel dem glücklichen Unternehmen auch einen glücklicheren Namen gefunden, als die griechische Stoppelei, und er lachte herzlich, als ich ihm erzählte, daß eine schlichte Frau aus seiner Gemeinde mich gefragt habe, ob ich denn schon den neuesten Aufsatz von Fr. in der — sie wisse nicht mehr genau, das Buch habe einen so absonderlichen Titel — — ja, ganz recht: in der „Christustreppe“ gelesen. Immer wieder mußte er den Ausdruck in die deutsche „Christenfreude“ übersetzen. Man wollte das lange vergessene Jahrbuch des süddeutschen Liederdichters Albert Knapp, das „Christoterpe“ hieß, wieder aufleben lassen, daher die altmodische Bezeichnung. Desto besser war der Inhalt, der in bunter Reihe Weltgeschichte und Literaturgeschichte, Biographisches und Ästhetisches, Ernstes und Heiteres in Prosa und Poesie bot. Neben vielem Gehaltvollen fand sich ab und zu eine literarische Nichtigkeit, aber niemals eine eigentliche Plattheit. Frommel hat in den achtzehn Jahrbänden, die er erlebte, fast den ganzen Inhalt seiner Bücher Festflammen und Aus Lenz und Herbst stückweise zuerst veröffentlicht, außerdem seine Studie über Gesellschaften und Geselligkeit, und ein Erinnerungsblatt an den Breslauer Theologen Wolfgang Friedrich Geß, dem er das Zeugnis ausstellt: „Ein echter Schwabe — mundfaul und schlagfertig, wie's not tat; unbewandert in äußeren Höflichkeitsformen, aber umso zarter besaitet nach innen; einsilbig unter seichten Schwätzern, aber beredt und sprudelnd, wenn es Ewigkeitsgedanken galt; verzichtend in der Predigt auf allen äußeren Schmuck, um das heilige Wort in seiner Schönheit allein wirken zu lassen.“ Als letzten Beitrag

für das ihm lieb gewordene Familienbuch begann Frommel einen neuen Band, der den Titel haben sollte: Kohlen auf dem Herd, er war als das ergänzende Seitenstück gedacht zu den Festflammen, ist aber über den Anfang nicht hinausgediehen, der von den Taufen erbaulich und unterhaltend plaudert. Kurz vor seinem Tode schrieb er mir aus Plön: „In zehn Tagen kommt die Christoterpe heraus — Du sollst für all Deine Treue, mit der Du Deinem alten Pastor hilfst, das erste Exemplar haben. Ich füge nur noch schnell einen Nachruf an Kögel bei. Das Buch wird nun in andere Hände übergehen. Kögel tot, Baur krank, ich außer Konnex — so wird sie wohl entweder auffliegen oder durch andere gehen. Ich kann nicht mehr wie früher." Leider ist sie nicht „aufgeflogen", sondern sie fiel, ihre Geschichte verleugnend, Stöcker und seiner Gruppe anheim, nachdem der inzwischen auch schon verstorbene talentvolle Max Vorberg noch etliche Jahre die Hand schützend über dem Erbe der unpolitischen Hofprediger gehalten hatte. Nun ist sie ein Parteibuch der Kirchlich-Sozialen. . . .

Einer der Christoterpeaufsätze hat unserem friedfertigen Frommel eine doppelte, bitterböse literarische Fehde eingetragen, deren ich mit zwei Worten Erwähnung tun muß. In einem kleinen Exkurs über die eigenartigen Schwierigkeiten, die dem Geistlichen aus der Amtspflicht der Leichenreden erwachsen, hatte Frommel in Allerlei Rauh, Absatz 1, harmlos das Sätzchen gewagt: „Ich weiß nur, daß der alte Heinrich Müller Recht hat (trotzdem er ein Mecklenburger war): Leichenreden sind keine leichten Reden, und ich seufze oft mein Teil dabei." Über dies „trotzdem" in der Klammer Lamento in einem Mecklenburgischen Kirchenblatt, plumpe Schimpfworte über den impor-

tierten preußischen Hofprediger, an dem die bei allen Preußen notwendige Operation des Maulschnittes erfolglos gewesen zu sein scheine u. s. w. Ein Landsmann des Angreifers plädierte großmütig für milde Bestrafung wegen Frommels „Taktlosigkeit" — — dieser aber quittierte im nächsten Jahre mit gutem Humor für die „obotritischen Feinheiten" des geistlichen Herrn, den er bittet, über Luthers Auslegung zum achten Gebot „einmal etwas recht Liebes und Gottseliges zu schreiben" — ihm war die hier zu Tage tretende pfäffische Dickköpfigkeit ja vom Rheine her nichts Neues! Schwieriger lag der andere „Fall". In der von G. Röhl trefflich geleiteten Pädagogischen Zeitung, dem Hauptorgan des Deutschen Lehrervereins, erschien (Juni 1894) ein gepfefferter Artikel gegen Frommel wegen Mißachtung des Lehrerstandes, begangen durch eine rheinische Geschichte, in der der Lehrer des Ortes eine unwürdige Rolle spiele. Der Arzt hat einen fieberkranken Jungen aufgegeben. In der kritischen Nacht richtet sich dieser plötzlich auf und ruft nach dem Lehrer, er solle kommen mit den Konfirmandenbuben. Die Eltern laufen in ihrer Angst ins Schulhaus, der gute Mann reißt sich aus dem tiefen Schlaf und kommt unverzüglich zu seinem totkranken Schüler. Der fordert ihn auf, ein geistliches Lied zu singen, das Frommel als junger Geistlicher den Kindern kurz zuvor beigebracht. Der Lehrer kennt das Lied nicht, da es nicht im Gesangbuch steht, und der Junge ruft in seiner Fiebertemperatur: „Ach, der will ein Schulmeister sein und kann das Lied nicht singen". Er reckt sich in die Höhe und beginnt mit äußerster Anstrengung selbst den neugelernten Vers abzusingen; das starke Singen stößt das erstickte Blut durch Nase und Mund aus, das Kind ist gerettet, gerettet

durch das alte innige Lied: „Wenn wir in höchsten Nöten sein", das der Schulmeister, der selber in höchsten Nöten war, nicht kannte. Die hochnotpeinliche Anklage hängte sich mit besonderer Gravität an die entsetzliche Tatsache, daß Frommel, dem Sprachgebrauch seiner badischen Heimat folgend, die Lehrer „Schulmeister" tituliere, das sei das verächtliche Seitenstück zu dem „Pfaffen" statt des Pfarrers. Sie übersah, daß sich der Verfasser in der Einleitung zu der Geschichte selber zu der Unwissenheit des Lehrers bekannt hatte — „ich mußte mit meinen Kindern Katechismus, Spruch und Lied von vorne lernen; so habe ich in meinen alten Kopf die Lieder gebracht, die man auf Universitäten nicht lernt; dafür aber wußte ich ja die Namen aller Ketzer und Halbketzer und was nicht alles, das man von Balast in seinem Gedächtnis beherbergt." Und sie übersah vor allem, daß Frommel ja nur wiedergibt, wie ihm die einfachen Eltern des Jungen den Vorgang berichtet haben. Jedenfalls hat der bewußte Lehrer selbst weder gegen den Titel eines Schulmeisters protestiert noch gegen den ungehobelten Ton — er hat bedacht (was seine Verteidiger nicht bedachten), daß hier ein junges Leben sich in Fieberphantasien windet, über dem der Tod seine Schwingen breitet. Die Not des Jungen und der Eltern berührt ihm das Herz — auf seine Amtswürde hat er nicht geachtet, das beweisen die Pantoffeln, in denen er herbeigelaufen kommt. Zieht man das alles in Betracht: daß das Dorf keine Großstadt ist, sondern einfacher lebt, und der „Schulmeister" süddeutsch gebräuchlich ist, daß Frommel mit behaglichem Humor erzählt und sich selbst dabei nicht schont, und daß der „freche Patron" ein delirierender Typhuskranker im schwersten Stadium ist: so versteht man den erregten Angriff gegen Frommel bei aller

gewissenhaften Prüfung nicht, am wenigsten, wenn er in den Satz ausklingt: „Die Lehrerschaft empfindet die Bezeichnung ‚Schulmeister‘ als eine Kränkung, um so mehr, wenn sie von einem gebildeten Manne in der hier vorliegenden stereotypen Wiederholung gebraucht wird. — Verhehlt sich denn der Herr ganz und gar, daß er durch sein Gebahren den Interessen des Staates geradezu entgegen arbeitet und sich in unverantwortlicher Weise am Volke und der Jugend versündigt, wenn er dazu beitragen hilft, den Lehrerstand seiner Autorität, deren er zu einer gedeihlichen Amtstätigkeit so dringend bedarf, zu entkleiden.“ Ist das noch guter Wille — oder ist das nicht Gift und Galle?! Es war darum durchaus in der Ordnung, daß der Musikdirektor Professor Theodor Krause — damals noch Rektor einer Berliner Gemeindeschule, also Spezialkollege des Angreifers! — in einer prächtig pointierten Verteidigungsrede in demselben Blatt für den Verunglimpften eintrat. Frommel sei kein geeignetes Paradigma, um an ihm das peinliche Kontroverskapitel: Geistlicher und Lehrer, abzuhandeln; denn er benutze nicht „die willkommene Gelegenheit, dem Lehrerstande eins zu wischen“, sei vielmehr ein treuer Mitarbeiter am Werke der Volkserziehung und ein Freund der Lehrer; — aber er habe vor seinem Kritiker die goldene Gabe des Humors voraus, die diesem leider versagt sei. Und was den „Schulmeister“ anlange: „Tausende von deutschen Schulmeistern, die sich stets so und nicht anders nannten und anreden ließen, werden lachen, und jenseit der Wasser, in England, in Amerika werden der Schoolmaster und die Schoolmistreß verdutzt das Wörterbuch aufschlagen und fragen, was denn da notwendig anders sein müsse.“ Ein Körnchen Wahrheit

aber steckte nun doch trotz alledem — es muß um der Gerechtigkeit willen ausgesprochen werden — in dem deplazierten Angriff. Frommels ganze Natur war der denkbar schärfste Gegensatz zur Schulregel; diese Atmosphäre wirkte auf ihn wie gefangene Luft, die ihm den Atem benahm. Er hatte kein inneres Verhältnis zum Schulbetrieb, der Volksschule ebenso wenig wie des Gymnasiums; diese Dinge erschienen ihm im besten Falle als ein notwendiges Übel. So war denn, in seinen Gesprächen, wie in seinen Schriften, seine Kritik des Schulwesens unwillkürlich, aber doch spürbar, um mehrere Grade schärfer und rücksichtsloser als er den anderen Ständen gegenüber empfand. Diesen Unterton einer leichten spöttischen Bitterkeit gegen ihre Unfehlbarkeit und den pedantischen Formalismus haben die Lehrer bei Frommel trotz aller reichen poetischen Gaben, die er ihnen liebenswürdig bot, doch herausgehört; und dieser angesammelte Unmut suchte sein Ventil, um auszuströmen.

Der Deutsche Soldatenfreund, ein ganz billiger Soldatenkalender, hatte Frommel lange Jahre zu seinem Chronisten; mit seinem kernfesten Humor beschrieb er die Ereignisse in der Welt, mit Weisheit gewürzt, und erzählte den Kameraden die famosesten Geschichten, von denen eine Anzahl in dem schmucklosen Bändchen Ernstes und Heiteres zusammen gedruckt sind. Auch zu den teilweise recht salzlosen kleinen Heftchen, die Feldpropst Richter seit Jahren herausgibt mit dem nicht gerade neuen Titel In des Königs Rock, hat Frommel mehrere reizende Beiträge gestiftet: Des Königs liebe blaue Kinder, Vor Straßburg, Helm ab zum Gebet! Dem illustrierten Deutschen Kinderfreund seines Hamburger Freundes, des P. Rinck, war er seit der Gründung

(1878) treu verbunden. Er führte die Bezeichnung „Onkel Nummer fünf“ (die Pastoren Rinck, Fries, Funcke und Tiesmeyer bildeten das Viergespann) oder wie er sagte, das fünfte Rad am Wagen, und hat den Kindern wie ein guter Onkel lauter herrliche Sachen in der Tasche mitgebracht: Bubenreisen und Sinniges über Thorwaldsen, die Jugenderinnerung an die Donnermühle im Murgtal, treue Worte zum Konfirmationstage und etwas zum Lachen von eingedrückten Hüten, von hohen schlanken Tannen und vom Mümmlein im See. Rinck starb, und einige Jahre später mußte Frommel den Kindern auch vom Tode ihres Onkel Fries berichten. Von ihm hatte er die Fürsorge für das christliche Wochenblatt „Der Nachbar“ geerbt, der von Rinck zu einer Riesenauflage gebracht worden war. Er schrieb erbauliche Betrachtungen, biographische Skizzen über Fries, Fritz Oldenberg, Kögel, Texte zu Bildern, wie im Nachbarkalender. Ebenso schrieb er für die Spinnstube, von W. Horn einst begründet, für den Deutschen Volksboten, für den Kalender Deutscher Reichsbote (Am Niederwalddenkmal, 1885) und Gustav Adolf-Verein (Aus einer Fahrt zu den evangelischen Gemeinden in Steiermark). Er schrieb ein Wintermärchen zum Polterabend: Die Landpomeranze, und Erbauliches und Beschauliches über Maiblumen in einer Mädchenzeitung — besser aber als beides sind seine Skizzen zu einem Herrschaften- und Dienstbotenspiegel (Th. Schäfers Monatsschrift für Diakonie und innere Mission, 1879). Er gruppiert seine Ausführungen um folgende Sätze: A. für die Herrschaften: vor Gott gilt kein Ansehen der Person; in Christo ist weder Knecht noch Freier; dieweil wir in der Welt sind, gibt's Herrschaften

und Dienstboten; laß dir das Herrsein zum Segen werden; es ist ebenso schwer Dienstbote zu sein, als Dienstboten haben. Spezielles: siehe bei deinen Dienstboten darauf, wo sie herkommen; wer nicht mit anderer Schwachheit Geduld haben lernt, der wird mit anderer Bosheit gestraft; sei nicht allzu gerecht und allzu genau; gib deinen Dienstboten ordentliche Arbeit und keine Spielerei; sei dahinter her, daß sie sparen; bringe sie nicht aus ihrem Stand heraus, aber in den richtigen Stand vor Gott! B. Für die Dienstboten: denke daran, was du deinem Heilande schuldig bist, der dich frei gemacht hat; laß dir dein Dienen eine Ehre sein; dienen ist leichter als herrschen; geh' nicht in den ersten nächsten Dienst und sieh' nicht auf hohen Lohn; lauf' aber auch nicht gleich fort, wo's dir schwer wird; teile mit deiner Herrschaft Freude und Leid; spar' dir etwas auf's Alter; vergiß deine irdische Heimat nicht, noch weniger die himmlische. So hat er beiden Gruppen zum Frieden geredet; den Dienstboten sagt er: „Wer für vieles zu sorgen hat, dem geht der Schlaf aus. Es kümmert sich kein Arbeiter darum, wo sein Herr die Arbeit für die nächste Woche herbekommt, noch ob in Paris oder Indien irgend einer der Kunden durchgeht oder seinen Laden schließt oder sonst ein Unglück passiert, er will aber seinen Lohn am Ende der Woche haben, blink und blank ausgezahlt, und dann Feierabend halten, derweil sein Herr den Kopf in die Hand nimmt und übers Meer denkt. ‚Wollte sich verändern', so fand ich in manchem Dienstbuch geschrieben. Aber veränderlich ist kein gutes Wetter." Und den Herrschaften: „Dienstboten sind eine Beschwerung und eine Erleichterung; Beschwerung: weil durch die Dienstboten der stille Kreis des Hauses durchbrochen wird, das Heiligtum des Hauses

wildfremden Leuten offen steht in fast stündlichem Verkehr, die um Lohn dienen, und das äußerlichste Band also an uns kettet, und die doch einen Blick in die innersten Beziehungen unseres Lebens tun. Es sind oft dazu Leute, deren ganzer Bildungs- und Entwickelungsgang dem unsrigen schnurstracks widerspricht, deren ganze Anschauung und Gemütsbeschaffenheit oft auf der untersten Stufe steht. Zur Erleichterung dient es aber, daß man durch die Dienstboten und ihre Arbeit Zeit für Pflege geistiger Interessen bekommt. Das weiß und erfährt jeder, der einmal ohne Hilfe im Hause alles tun mußte. Das soll keiner vergessen. Denn vom Schuhewichsen, Kohlen- und Wasserschleppen, vom Kochherde und Waschzuber weg ist es nicht leicht an geistige Arbeit gehen." Für unsere modernen Dienstbotenversammlungen in Berlin würde Emil Frommel dennoch einen schlechten Referenten abgegeben haben, der wenig Dank geerntet hätte — wie kann man so patriarchalisch häuslich denken und so wenig modern-genossenschaftlich —!

Ein wenig abseits vom Wege lag Frommel der Auftrag des Kaisers, an einem kurzgefaßten Volksbuch des Staatswesens mitzuarbeiten. F. Marcinowski, der vor kurzem verstorbene Geh. Oberfinanzrat, beschrieb das Bürgerrecht, Frommel fiel die Bürgertugend zu. Er hat sich so liberal damit abgefunden, als ihm irgend möglich war, und in acht kurzen Abschnitten über Gottesfurcht und Königstreue, Vaterlandsliebe, Gemeinsinn, Menschenliebe, Treue, Redlichkeit und gute Sitte manch gutes Wort gesagt. Willkommener war ihm die Bitte der badischen Großherzogin Luise, an einem Andachtsbuch für Konfirmanden mitzuwirken, dessen Entwurf von ihr stammte. Frommel gab eine biblische Andacht zum Abend

des Konfirmationstages und eine Betrachtung für Mädchen über den rechten Schmuck (1896), wie er in dem Sonntagsblatt von Tiesmeyer und Zauleck Für unsere Kinder sechs Jahre früher Sinniges zur Konfirmation geschrieben hatte. In dem großangelegten Sammelwerk von J. von Pflugk-Harttung: Krieg und Sieg 1870/71 hat er in dem zweiten Teil, der die Kulturgeschichte der Kriegszeit bringt, über die evangelische Feldgeistlichkeit sich in einer sehr instruktiven Darlegung eingehend ausgesprochen.

Ein letztes Wort dieses literarischen Kapitels gilt den Vorworten aus Emil Frommels Feder zu Büchern, die ihm bedeutsam genug erschienen, um ihnen den Weg in die Öffentlichkeit ebnen zu helfen. Waren es auch mitunter mehr Freundschaftsdienste als literarische Verdienste — wie bei dem Minnesang seines Hilfspredigers Kurt Delbrück, dem er sein gütiges Schutzwort an die Kritik mitgab, oder bei den zuweilen recht anregenden frommen Plaudereien der Hausfreundin Karoline Abbot, deren erste Serie „Schild und Pfeil“ er bevorwortete, während Otto Funcke auf Frommels Kommando das launige Nachwort machte, damit die Sache aus dem ff sei — so verdanken wir doch dieser schwachen Seite Frommels ein hochbedeutsames Wort: die Einleitung zu der deutschen Ausgabe von Friedrich Wilhelm Robertsons Lebensbild, nach der englischen Ausgabe der Stopford A. Brooke und Fr. Arnold, von Charlotte Broicher bearbeitet. Der reichbegabte englische Prediger, fast in jedem Punkt der Kirchenlehre ein Ketzer, aber ein schöpferischer Geist, war mit kaum 37 Jahren gestorben, die tiefsten geistigen Spuren hinterlassend bei seinen Gemeinden der Gebildeten und

der Arbeiter. Frommel war begeistert von dem Idealisten, der ihn an Kingsley erinnerte. „Ich halte fest an dem Menschen, von dem ich überzeugt bin, sein Herz sei gesund und er meinte es anders, als es den Anschein hat. Ich halte mich an das Herz, an Mannhaftigkeit, an edle Gesinnung und nicht an korrekte Ausdrucksweise; ich suche Worte und Handlungen nach dem Menschen zu beurteilen und nicht den Menschen nach seinen Worten und Handlungen", so verteidigt er sich gegen die Hetzer. „Bei einem Akkorde schlägt leise, kaum hörbar, die höhere Oktave noch mit an; so klingt auch die Saite unseres eigenen Lebens beim Anschlagen des fremden mit. An der fremden Individualität erfaßt sich und erstarkt die eigene." Robertsons Leben sei nichts für die „Fertigen", die freilich nur zu oft in einem anderen Sinne fertig seien, sie werden den überwundenen Standpunkt mitleidig belächeln. Desto wertvoller werde es für die anderen sein, die nach Wahrheit ringen. Edmont de Pressensé hat Robertson in seinem Essai einen christlichen Byron genannt, Frommel sieht in ihm Johannes des Täufers Gestalt wieder aufleben, der in schwerem Ringen von der Spekulation zur Intuition sich durchgekämpft, und sagt mit bitterem Ernste: „Wer mit seinem Herzblut für die Wahrheit eintritt, wird sein Kreuz selbst zur Schädelstätte tragen müssen, und wer am Kreuze hängt, dem besorgt ein Pilatus die Überschrift. Aber der Spott des gegenwärtigen Geschlechts wandelt sich in einen Hymnus des folgenden." Theologisch gehörte Robertson in die Nähe von Hofmann und A. Ritschl, kirchlich war er ein Einsamer. Frommel, daran denkend, und es mit Persönlichem vergleichend, braust noch einmal auf: „Wenige sind unter allerlei Christenvolk in unseren Tagen, die, was

sittliche Lauterkeit, brennende Liebe, Wahrhaftigkeit und Edelsinn, Hoheit und Männlichkeit der Gesinnung betrifft, wert sind, Robertson die Schuhriemen aufzulösen; vielleicht die am wenigsten, die, nachdem sie kampf- und mühelos in den Besitz der „Wahrheit“, zu Amt, Ehren und Brot gekommen sind, für einen Mann, wie Robertson, nur ein Wort des Bedauerns haben. Viele verzehren in behäbiger Ruhe das Ihre, aber nicht sich selbst im Dienste der Wahrheit.“ Das war deutlich. Bei dieser Gelegenheit hat übrigens Frommel, der wie wir wissen, über die Engländer kosmopolitischer dachte als viele unserer burenbegeisterten Zeitgenossen, denen die alte vornehme Kultur der Engländer ein Dorn im Auge ist, weil sie auf diesem Gebiet den eigenen Mangel spüren, auch der Nationalität Robertsons gedacht. „Vergessen wir nicht, daß er Engländer ist. England ist das Land der Traditionen, der historischen Wollsäcke, auf denen die Peers sitzen, der Allongeperücken, in welchen seine Richter Gericht halten, und zugleich das Land, in welchem aufs heftigste gegen Traditionen protestiert wird. Man trägt die traditionellen Fesseln — aber man hört sie auch klirren und schütteln, England ist auch das Land des Hochkirchentums und der Dissenters. Aber England und Deutschland haben doch eine tiefe Stammesverwandtschaft, und sie wird oft auch zu einer Wahlverwandtschaft. Der große Friedrich, Schiller und Goethe sind in England, wenn nicht besser, so doch ebenso gut verstanden worden wie in Deutschland; und umgekehrt hat Shakespeare in Deutschland seine besten Kommentatoren gefunden. Händel und Haydn sind in England bewundert und verstanden worden, und der erstere schläft in Westminsters Abtei neben den Großen der englischen Nation.“

Nicht minder gern verfaßte er voll Wehmut das Geleitwort zur vierten Auflage der Charakterbilder zur Charakterbildung seines verstorbenen Bruders Max, in dem es heißt: „Sein Leben, reicher an Arbeit und Kämpfen, an Erfolgen und Enttäuschungen, als das vieler Hunderte von Geistlichen, wäre wohl wert beschrieben zu werden. Aus dem Leben anderer lernt vielleicht ein Geistlicher für sein eigenes Leben mehr als aus vielen Werken über praktische Theologie.“ In den gesammelten Autographen und Erinnerungen der Thekla von Schober ist er mit dem handschriftlichen Blatte vertreten: „Das Beste, was wir in die Welt hinaustragen, haben wir nicht auf den Schulbänken gelernt, sondern in der reinen Luft eines edlen Vaterhauses eingeatmet. Am Stamme einer selbstlosen Liebe, wie sie nur treuen Eltern eigen ist, heraufgerankt zu sein, bleibt ein Segen fürs ganze Leben.“ Endlich empfahl er die Briefe seines Freundes Friedrich Fabri an die Braut, die aus dessen Nachlaß erschienen („Im Lenz der Liebe“); die aus dem Englischen übertragenen Kinderpredigten des Hofkaplans T. Teigemouth Shore, den Kindern des deutschen Kaiserhauses gewidmet und recht unfrei, für teutonische Bedürfnisse, übertragen, und schrieb in Plön, wenige Wochen vor seinem Ende, zu einem Heftchen über Melanchthon als „unberühmter Landsmann“ einige freundliche Zeilen, in denen er den Bergmannssohn mit Melanchthon, dem Waffenschmiedskind, vergleicht: „Der eine holt aus der Tiefe das Erz und das Gold des Wortes, der andere schmiedet die blanke Waffe und das Rüstzeug. Melanchthon ist der Sprachmeister der Reformation, und Luther rühmt: Die Sprachen sind die Scheide, darin das Schwert des Geistes steckt.“

Überblicken wir noch einmal den Reichtum, der sich vor uns ausgebreitet hat! Nicht weniges von Emil Frommels Schriften und literarischen Einzelarbeiten wird der große Herbstwind, der auch durch den Literaturwald fährt, mit der Zeit als welk von dannen fegen. Aber wie vieles ist wert, sich dauernd zu behaupten! Mit manchen Schriftstellern unserer Zeit und der Vergangenheit ist Frommel verglichen worden, mit Fries und Funcke, mit Jean Paul, Heinrich Seidel und Reuter. Er ist ihnen allen und noch anderen verwandt, und ist doch er selbst. Leidenschaftliches Betrachten, ein inneres Gleichgewicht, jene Freiheit, die gegenüber momentanen Stimmungen und Beleuchtungen sich behauptet, ein warmes Herz neben dem kühlen Kopf, ein ruhiges Gemüt und eine tätige Phantasie, Verständnis für harmlosen Spaß, ein geschärftes Auge und Ohr des forschenden Menschenkenners und die sonnige Seele und Sprache eines echten Dichters. Und was bei anderen wie die schwer errungene Krönung des ethischen Gebäudes wirkt, das erscheint ihm als natürlicher Schmuck. Frommels Humor drängt sich nicht auf, aber das Leben hat ihn geboren, und auf das Leben ist er gerichtet mit magnetischer Kraft. Wenn man etwas von Frommel gelesen hat, so sieht man Zustände und Menschen anders an als vorher, das Schöne und Gute erscheint wie verklärt, das Lästige und Ärgerliche erträglicher. Sein Humor vermittelt dem Leser eine reinere Weltanschauung.

XIV.

Bis zum Feierabend.

.... Mit besorgter Spannung sah Frommel nach dem französischen Kriege der sogenannten Oktoberkonferenz entgegen, die als eine „freie Versammlung aller Evangelischen" im Oktober 1871 in der Berliner Garnisonkirche abgehalten wurde. Man wollte den berühmten evangelischen Kirchentag in der Frankfurter Paulskirche von 1848 erneuern — es wurde aber nur ein Theologengezänk. Es sollte beraten werden darüber, wie in dem neuerstandenen Deutschen Reich das Reich Gottes in Haus, Schule, Kirche, Staat und Gesellschaft neu gebaut werden könne. Frommel hatte nach einem Vortrage des Leipziger Pastor Ahlfeld das Korreferat des ersten Tages. Sein sorgfältig ausgearbeiteter Vortrag war leider eine gesalbte Predigt, etwa für einen allgemeinen Buß- und Bettag geeignet; er faßte seine Aufgabe nicht wissenschaftlich, sondern erbaulich. Damit hatte er sich alles verdorben; über scharfe Klagen und fromme Wünsche kam er nicht hinaus. Das gediegenste Stück seines Vortrages sind die mittleren Ausführungen über die römische Kirche Frankreichs; hier hat er einiges wirklich Geistreiche von großen Gesichtspunkten aus gesagt. Es half nichts: was er und Ahlfeld, was in weit höherem Maße

Brückner und Beyschlag Gediegenes boten — die Konferenz fiel den orthodoxen Lutheranern, die um den Missionsdirektor Wangemann standen, zum Opfer. An der Klippe: Union und Konfession scheiterte der schöne Gedanke einer evangelischen Verständigung. Sie ließen sich vom alten Hoffmann im Dom predigen von Barmherzigkeit, Friede und Liebe, und taten dann in den Verhandlungen von alledem das Gegenteil. Das war die Brüderlichkeit! Tief verstimmt schreibt Frommel, dem in seiner Haut nicht wohl gewesen war, an den Bruder: „Niemand sprach zur Sache. Jeder brachte sein fertiges Ei mit und gackerte. Diese Zwischenreden waren trostlos und ärmlich. Der zweite Tag war stürmisch, besonders durch Wangemanns Expositionen, der, statt auf die Sache einzugehen, die schwarze preußische Kirchenwäsche vor allen wusch. — Das Benehmen in der Kirche zeugte von keinem Bewußtsein, wo sich die Herren befanden. Das beste mögen die persönlichen Begegnungen gewesen sein. Von den Rednern aber fürchtete jeder seine Partei, die wie Sisserahs Mutter, ihn daheim empfing. .“ Den Gedanken an die Möglichkeit einer Volkskirche hat er in den drei Verhandlungstagen endgiltig zu Grabe getragen; „sauve qui peut . .“ Daß Frommel aber für seinen ernsten Vortrag, der die Kampfhähne zum Frieden rief, sich dann in einer lutherischen Kirchenzeitung einen „grünen Jungen“ betiteln lassen mußte, der im „burschikosen Studententon“ gesprochen und „unreifen gährenden Most“ produziert habe, das war der Humor von der Sache — bewies indes auch schlagend die Gefahr jedes Konfessionalismus, zur Roheit zu entarten. Mit seiner prächtigen Natürlichkeit kommt der Geschmähte, nachdem er dem geistlichen Gassenjungen durch seinen

Bruder hatte aufs Maul schlagen lassen, zu dem Ergebnis: „Das Salz ist dumm, da es zum Pfeffer geworden. — Das will ich als Segen mitnehmen für mein Lebtage und jeden, der mich wieder an solche Dinge bringen will, die Treppe hinunterschmeißen, wie ich das zuerst Lust hatte und leider meinem Genius nicht gefolgt bin . . .“ Das beste an der Oktoberversammlung von 1871 war jedenfalls dies, daß die erste Tagung auch ihre letzte war.

Wenige Wochen später bewarben sich die Hamburger um Frommel; der Hauptpastor an St. Petri hätte außer der freien Dienstwohnung ein festes Gehalt von zehntausend Mark bezogen statt der kümmerlichen fünfhundert Taler der Berliner Stelle. „Es hängt nicht daran“, schreibt der Idealist; „Gott hat mich hier gesegnet, soll ich in so kurzer Zeit die Arbeit lassen?“ Weniger Mühe kostete ihn in dem gleichen Monat die Bitte an den Kaiser, ihn nicht zum Hofprediger an den Dom zu berufen — er hat dem Bruder als eigentliches Motiv angegeben: „Hier stehe ich frei, dort muß ich im Zwange gehen; hier bin ich nicht unter Konsistorium und Kirchenrat, dort darunter; hier ohne (gleichgestellten) Kollegen, dort mit dreien.“ In Bezug auf die Kollegenschaft im Pfarramt fand er übrigens bei seiner Jubiläumsfeier in Berlin das originelle Bild: „Ein guter Kollege ist Silber, aber gar keiner ist Gold, und fünf sind Platina!“

Der Schluß dieses Jahres und das folgende Jahr brachten für Frommels Kirche und damit für ihn selbst mehrere erhebende Festfeiern. Am Totensonntag 1871 erschienen, umhüllt mit Trauerflor, die Fahnen des sieggewohnten Gardekorps vor dem Altare der Garnisonkirche, der Toten des großen Krieges trauernd und ihr Gedächtnis

ehrend zu gedenken. Unser Garnisonpfarrer hielt die Predigt. „Welch ein Totenfest", sagte er gelegentlich davon, „die Kirche war ganz schwarz ausgeschlagen, die Fahnen umhüllt, die Toten aus dem siebenjährigen Krieg und aus den Freiheitskriegen stiegen gleichsam herauf aus unserem Gewölbe, um mitzufeiern. In der Loge saß der Kaiser, sich die Augen wischend während der Predigt, im Gedenken an seine gefallenen Helden, das bleibt unvergeßlich." Am Pfingstfest 1872 folgte die erneute Einsegnung der in Berlin befindlichen Fahnen und Standarten, die mit dem eisernen Kreuz geschmückt worden waren. Die junge Zeit knüpfte sich an die alten Tage. Bei der 150 jährigen Feier der Garnisonkirche (2. Juni 1872) wurde Frommel zum Hofprediger ernannt. Er hatte sich also vergeblich gegen die Würde gesträubt; nun, da er nicht an den Dom überzusiedeln brauchte, war sie ihm eine Ehrung, die er genoß. Als er dem Kaiser seinen Dank dafür abstattete, äußerte der hohe Herr launig: „Ja, sehen Sie, kein Mensch kann seinem Schicksal entgehen; Sie müssen es also doch werden." In der ehrwürdigen, zu ihrem Ehrentage von vielen Seiten reich beschenkten und mit Eichenlaub bekränzten Kirche hielt Frommel die Festpredigt; sie steht zwar in ihrem Wert nicht obenan unter seinen Gelegenheitsreden, da sie zu viel Wupperfelder Pietismus in sich hat und sich auch von erbaulichen Gemeinplätzen nicht ganz frei hält — aber sie ist herzlich und hat mehrere rednerisch glückliche Momente. Interessant ist die geschichtliche Notiz: „Des Vaterlandes tiefste Schmach traf unsere Kirche besonders. Aus ihren Räumen wurde in der Franzosenzeit zur Hälfte ein Heumagazin, zur Hälfte ein Branntweinlager gemacht; in den Gewölben wurde die Ruhe der Toten gestört und

ihre Särge erbrochen und geplündert.“ Die Entstehung seiner Kirche erzählt er mit den schlichten Worten: „Nach der Heimkehr des ersten Königs von der Krönung in Preußen war's seine erste Tat, dem Heere, das sich hier seit des großen Kurfürsten Zeit unter drei mächtigen Linden sonntäglich sammelte, eine Stätte zu bauen. Jahrelang stand die Kirche, als jener dunkle Tag hereinbrach, der die Kirche in Trümmer legte und eine blühende große Kinderschar lebendig begrub. Aber auf der Stätte des Unglücks beschloß Friedrich Wilhelm I. den Bau einer neuen größeren Kirche. Bei der Grundsteinlegung tat der die Hammerschläge, durch den Preußens Name auf aller Lippen kommen sollte, der Kronprinz Friedrich II. So sah die Kirche die Tage des großen Königs. Die eroberten Fahnen aus dem siebenjährigen Kriege wurden hier Gott zu Ehren aufgehängt, ihrer neunundneunzig. An den Wänden seht ihr darum die Bilder der Helden Friedrichs: Schwerin und Ziethen, Keith, Winterfeld und Kleist.“ Er weiht schließlich die Kirche neu ein zu einem Zeughaus, zu einem Heimathaus und zu einer Bauhütte.

In Frieden konnte er in den folgenden Jahren wirken, da er „hors des choses“ stand, während die kirchliche und die politische Welt sich mit dem „Kulturkampf“ herumbalgte und um Schulaufsichtsgesetz, Kanzelparagraph und Maigesetze sich gegenseitig in den Haaren lag. „Berlin ist ein Fischteich“, sagte er mit gutem Humor, „ich angle nach Menschenseelen; bald hängt an meiner Angel ein Soldat, bald ein Zivilist, wie es gerade kommt.“ Das war mehr. „Wie eigen meine ganze Führung“, schreibt er dem Bruder (Jan. 73), „die mich nicht hineinstellt in das Gewoge. Wäre ich nun Dompfarrer, wie würde es sein!

Derweilen vertiefe ich mich in altwürttembergische Vergangenheit — nicht um mit Archimedes die Kreise zu ziehen, während die Stadt belagert wird, wohl aber um mein Herz zu erquicken." Und als dann das Zivilstandsgesetz den kirchlichen Tauf- und Trauzwang definitiv beseitigte, da hat er den Mut und den weiten Blick zu sagen: „Hier Kampf an allen Orten. Zivilehe = Untergang der Kirche. So daß ich endlich den Mut faßte, zu sagen: Ihr Heuchler, gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist! Es wird die beste Kraft in diesem nutzlosen Kampfe verzehrt. Meine Predigt — über die Hochzeit zu Kana — schlug wie ein Blitz ein, so daß man hinter mir her ist, sie drucken zu lassen." Zum zweitenmal lehnt er 1874 die Übernahme einer Hof- und Dompredigerstelle ab, wird aber im folgenden Jahre mit seiner Zustimmung vom Kaiser in die außerordentliche Generalsynode berufen. Er hielt sich zu keiner Partei und stimmte zumeist mit der Mittelpartei, die er dem Bruder mit den Worten charakterisiert: „Ein festes Fundament, jedoch breit, mit eigentümlicher Freiheit in den Gemeinden, ihr Bekenntnisstand garantiert und gewahrt, aber in der Generalsynode und Kirchenregiment ein leichtes Dach (nicht byzantinische Kuppel!) — keine Konfessionskirche oben, sondern mehr Verfassungskirche in den Spitzen, das Bekenntnis dismembriert in den Provinzen je nach geschichtlichem Gewordensein." Aber auch dieser ihm sympathischen kirchlichen Gruppe gegenüber war und blieb er selbständig. Das bewies er schlagend in einer Synodalrede, die er frei nach Leixner hätte betiteln können: Ungehaltene Rede eines Ungehaltenen, denn Frommel hat sie zwar sorgfältig auf dem Papier ausgearbeitet, aber — wohl aus dem synodalen Mißbehagen, das ihn

während der Sitzungen selbst überkam — schließlich im Pult gelassen. Wir lesen: „Ich habe manches liebe Kind Gottes auf der äußersten Linken gesehen und manchen frivolen Weltmenschen auf der äußersten Rechten geschaut", und an einer anderen Stelle: „Superintendenten, die mit Behagen sich als „königliche Superintendenten" unterschrieben, haben nachgerade ein Haar darin gefunden. Es hat wahrlich der Kirche nicht auf die Füße geholfen, daß sie sich zur höheren Polizeianstalt hergab. Was Sie jetzt erblicken in der Entkirchlichung der Massen, es ist die Frucht der bösen Saat aus den vergangenen Zeiten, nicht aber der Zivilehe und des Standesamts!" Das war deutliche Rede — Frommel hat sie auch sonst als seine Muttersprache gesprochen. Schließlich — was sind Verfassungen überhaupt! „Die Verfassung ist ein Bett; ein Gesunder liegt in jedem Bett gut, ein Kranker geht aus einem ins andere. Meinethalben ein Flußbett auch, das den Strom reguliert, nimmermehr aber ihn produziert. Wo keine Quellen sind, ist das Kanalgraben vergeblich. Darum auch hier kein rechts und links; man kann in der Verfassung demokratisch sein und im Bekenntnis völlig konservativ. Nur kein Verketzern wegen Verfassungsfragen."

Der vierte Advent 1875 war sein silbernes Amtsjubiläum; seine Berliner Gemeinde, aber auch die alten Gemeinden am Rhein feierten es mit ihrem Hirten, und zwei hohe Orden wurden Frommel vom Kaiser und vom badischen Großherzog unter ehrenvollen Handschreiben zuteil. „Mir war's", schreibt der Jubilar, „als umständen sie mich alle noch einmal, die damals um mich standen — vor allem, als habe der treuesten Eltern Segen dem Kinde wie so vieles so auch diesen Tag gebaut." Aus den folgenden





Jahren blieb Frommel in besonders lieber Erinnerung seine Teilnahme an einer umfassenden dreiwöchentlichen Kirchenvisitation in Schlesien, die er im Auftrage des Kaisers mitzumachen hatte. Der Trebnitzer Kreis sollte seine Prüfung vor den gestrengen Herren um den Generalsuperintendenten D. Erdmann ablegen. Frommel schreibt an die Gattin: „. . . Die anderen Herren Visitatoren hatten sich eingefunden; wie sie sich den Hofprediger vorgestellt, war köstlich! Die meisten kannten mich aus den Schriften. Die einen hatten sich nach Des Königs Rock einen großen strammen Kerl mit Vollbart gedacht; die anderen einen alten gemütlichen geistlichen Herrn, nach der Hauschronik, die dritten einen eleganten Hofprediger, auf der Höhe der Stellung, im Glanze des Hofes leuchtend. Da trat ich unter sie, wie du mich kennst, und ich sah, daß ihnen das Herz leichter wurde.“ Dann werden die Herren nach einer vorbereitenden Sitzung in einem eiskalten Zimmer „verteilt“ unter die verschiedenen Gemeinden. Der Berliner Hofprediger kam ins Gasthaus „zur Hoffnung“. „Ihr lieben Heiligen, ich glaubte im Felde zu sein, in Winterkampagne, so räuberhaft kam mir die Sache vor. Der Hausknecht mit seiner Laterna magica über den Hof am Düngerhaufen vorüberführend über eine horrible Treppe in ein Nest mit hartem, kaltem Bett, drunten die Bauern im Wirtszimmer johlend, wie der Schmied und Schuster im Waldhorn zu Schönmünzach, das war unser Quartier. . . Ich wachte nach kurzem Schlaf erkältet auf. Nun ging's zur Eröffnung in die Kirche. Einundzwanzig Pfarrer in Talaren, prächtige Gestalten darunter, vom reinsten Pfäfflein bis zum hageren Sektenmann, schauten uns an und musterten uns. „Das ist also die Inquisition, die kommt!“

Er macht sich über die „Kirchenväter" lustig unter seinen Visitationsbrüdern, ist aber bald auch hier das Herz des Kreises, in dem er für wenige Wochen weilte. Den Kindern weiß er den Mund zu öffnen bei den kirchlichen Katechesen, den Großen aber griff er mit seiner leutseligen und geistesmächtigen Art der Predigt in die Herzen. Ich las einmal die schlesischen Kirchenzeitungen aus jenem Jahr: sie waren voll ehrlicher Bewunderung. Daß ihm die Reise, wie alle seine Reisen, auch durch seine scharfe Beobachtung von Menschen und Verhältnissen mancherlei Bereicherung seines poetisch-literarischen Milieuschatzes eintrug, bedarf nicht besonderer Erwähnung.

Kaum war Frommel von dieser bei aller Anstrengung erfrischenden geistlichen Parforcetour nach Berlin zurückgekehrt, da sollte er den Wanderstab abermals in die Ferne setzen. Nach allerhand Gerüchten von einer Berufung nach Karlsruhe auf den Prälatenposten kam eine Anfrage, ob er als Stadtpfarrer nach Baden-Baden kommen wolle. Er dachte an die Stille ferne der lärmenden Weltstadt, an die Lithionquelle für seine Leiden samt dem warmen Klima, an die geliebte Heimat, an die Erziehung seiner Kinder auf dem Boden seiner eigenen Kindheit und Jugend, an die Nähe des großherzoglichen Hauses: und er ging nicht . . Aus zwei Gründen; er hing an Berlin, hing an seinem Kaiser Weißbart, und — er fürchtete die kirchenpolitische Meute von Heidelberg aus. In Berlin war er aus der Schußlinie; „Ich bin auf den Generalstabsposten gestellt, still zu bauen an meiner Gemeinde, und habe meine Narben noch aus den früheren Feldzügen. Meine armen Büchlein haben mehr Gutes gestiftet als all mein Hantieren in Baden." Er hatte zehnmal Recht! So blieb er. „Ich

stehe doch hier in reicher Anregung bei aller Aufregung, es strömen Kräfte zu aus allen Gebieten des Lebens, in Kunst, Musik, durch geistvolle und treffliche Menschen aller Art — und dort?"

Der Kaiser, der ihn, wie er dem Bruder schön schreibt, „menschlich geredet aus dem Staube gehoben" und ihm „nichts denn Gutes getan", war seine stille Liebe. So war er wie zerbrochen im bösen Jahre 1878 der beiden Attentate auf das ehrwürdige Haupt. Wie ein ermattend Gewitter lag dies Erleben ihm in den Gliedern; „man kann zu keinem fröhlichen Aufschwung kommen. Auch alles Plänemachen für die Zukunft vergeht einem. — Nicht die Macht der Bösen, aber die Feigheit der Guten verdirbt das meiste; man kann eben eine Gewissensbewegung nicht auf Flaschen ziehen und beliebig loslassen zum Gebrauch", ruft er zornig. In diese Zeit fiel bekanntlich das erste politische Agitieren Adolf Stöckers, der in jenen Jahren von edlen Motiven sich leiten ließ, ehe er später an seinem Intriguenspiel bei Wilhelm II. gegen Bismarck, als Hofprediger wie als Persönlichkeit so kläglich scheiterte, daß der Kaiser an Herrn von Stumm die berühmt gewordenen Telegrammworte richten konnte: „Stöcker hat geendet, wie ich es seit Jahren vorausgesagt habe." Frommel hat vom ersten Anfang an die schiefe Ebene erkannt, auf die sich der talentvolle Volksprediger mit seinen politischen Machinationen begab und ihm darin jede Unterstützung versagt. „Es gehört doch auch dazu, daß man nicht die tiefen Wasser ahnt, wenn man wirklich schwimmen will", bemerkt er. Wie sehr hat die Entwicklung dieses Mannes seine Befürchtungen bestätigt! Statt dessen „schwamm" er lieber. Er unterrichtet die Enkelin des Kaisers, die Kronprinzessi

Schwedens, Victoria von Baden, in Religion, und feiert unmittelbar nach einem furchtbaren Anfall seines Nierenleidens im Kreise der Getreuen fröhlich die silberne Hochzeit. Kögel segnete das Silberpaar, und der Jubilar bekannte dankbar beim Rückblick, als am Abend in festlicher Tischrunde der Familienpokal herumging, den jeder Gast mit einem selbstgeschmiedeten Reim dem Nachbar weiterzureichen hatte, anspielend auf die geborene Bähr:

Wohl dem, der solch ein Herz gefunden,
Dem solcher — Bär ward aufgebunden . .

Am Ostermontage 1883 tat Emil Frommel in seinem Arbeitszimmer einen unglücklichen Fall; er schlug, über eine Teppichfalte stürzend, mit dem Kopf gegen den Ofen, der ihm mit der scharfen Kante wenige Linien über dem Auge eine schwere Wunde schnitt. Der Riß, der sich über die halbe Stirn hinzog, wurde sofort vernäht, und der Blutverlust, der den Kranken sehr schwächte, war dennoch die Freude des Arztes: denn diese gewaltsame Blutentziehung verminderte die vorher nicht seltenen Kongestionen nach dem Kopfe. Unser Patient wußte sich die unfreiwillige Muße, sobald er wieder einigermaßen bei Kräften war, auf's bunteste zu beleben; Otto Frommel fand beispielsweise unter den Papieren des Vaters folgende beiden reizenden Blättchen aus jenen Wochen: die Freunde Lohmeyer, Jacobsen, Seidel und Trojan begrüßen den Blessierten:

Dem teuern Mann, der hart zu Boden fiel,
Ob auch nach oben war sein Streben
Gerichtet, stets auf hohes Ziel,
Dem teuren Manne sei gegeben:
Eh' noch der Lenz, der zögernd naht,
Baumblüten streut auf seinen Pfad,
Sich stark, gesund und freudig zu erheben!

Der Angesungene antwortet ebenso humoristisch:

Wie heilend Kraut war euer Wort
Dem Mann, der auf den Kopf gefallen,
Und doch — wohl manchem Feind zum Tort —
Den offnen Kopf nun trägt vor allen.
Gott schenke Euch bei gleichem Schmerz:
Wie mir — den harten Kopf, der Freunde weiches Herz!

Dem unholden Frühling folgte mit dem Lutherjubiläum ein desto goldigerer Herbst. Von seiner glücklichen Beteiligung an den Wittenberger und Eislebener Festtagen war schon früher die Rede. Während er aber draußen an den alten Lutherstätten mit seinem flammenden Wort die Tausende entzündete, promovierte ihn die theologische Fakultät der Berliner Universität zum Ehrendoktor, nach Paul Kleinerts Festrede über „Luther im Verhältnis zur Wissenschaft und ihrer Lehre" mit dem Elogium:

. . . evangelii praeconem ut strenuum atque fortem ita candidum et ingeniosum, artium cultorem, scriptis amoenissimis nostrates et delectantem et educantem" d. h. etwa: „Der eifrige und tapfere, lichtvolle und geistreiche Verkündiger des Evangeliums, der Pfleger der Künste, der unser Volk durch Schriften von hoher Anmut erfreut und erzieht."

Mit ihm wurden der Kirchenmusiker Eduard Grell und der Maler Pfannschmidt ausgezeichnet. Frommel hat sich über das ehrenvolle D. vor seinem Namen, das er selten zu schreiben vergaß, stets gefreut; es war ihm das eiserne Kreuz, ins Theologische übersetzt. Als der wegen seiner rauhen Außenseite bei den Studenten gefürchtete Kirchenhistoriker Semisch dem neuen Doktor mit der Liebenswürdigkeit gratulierte: „Um die theologische Wissenschaft haben

Sie sich zwar keine besonderen Verdienste erworben", da gab ihm D. Frommel die Schmeichelei in den Worten zurück: „Aber e i n Verdienst habe ich, lieber Herr Kollege, nämlich daß ich mir bei allem theologischen Tief- und Unsinn, den ich mir aneignen mußte, den gesunden Menschenverstand bewahrt habe . . ."

Wieder kamen die Rufe nach auswärts: als erster Pfarrer an die Thomaskirche in Leipzig und als Generalsuperintendent nach Altenburg (!) zu gehen. Frommel blieb Garnisonpfarrer von Berlin. Blieb es auch im Jahre 1886, als Kaiser Wilhelm nach dem Tode Thielens ihn zum F e l d p r o p s t der Armee ernennen wollte. Geben wir Frommel hierüber selbst das Wort: „Als mein hochseliger Herr mich zum Feldpropst machen wollte, sagte ich: Ach, Majestät, lassen Sie mich bei Ihren blauen Jungens! Ich tauge wohl in den grünen Wald, aber nicht an den grünen Tisch. Ich fühlte wohl, daß es mir unter dem Aktenstaub gehen würde wie Johann dem munteren Seifensieder, der alle seine Lieder verlor und keine fröhliche Seele mehr sein konnte. Da nahm der Kaiser meine beiden Hände und sagte: „Nun, so bleiben Sie bei ihnen bis an Ihr sanftseliges Ende, und ich, ich bleibe auch bei meinen blauen Jungens." Das war das letzte Wort, das ich aus seinem Munde gehört." Frommel atmete erleichtert auf, als der Kelch der Feldpropstwürde an ihm vorüber gegangen war. Aber er legte dankbar zu seinen vielen Erfolgen im Leben den schönen Brief seines Kaisers, den er unter dem 27. November 1886 empfing:

„Bei der heute erfolgten Bestimmung über die Besetzung der Feldpropststelle der Armee wünsche ich es Ihnen noch selbst auszusprechen, daß es in meiner Absicht lag,

Sie in Betätigung meiner lebhaften Anerkennung Ihres verdienstlichen Wirkens in Ihrer gegenwärtigen Stellung sowie meines warmen und achtungsvollen Wohlwollens für diese Stellung zu bestimmen. Wenn ich hiervon Abstand genommen habe, so ist dies lediglich in Rücksicht auf Ihren eigenen Wunsch geschehen, der mir in seiner Motivierung ein ferneres Zeugnis für Ihre selbstlose, Ihres Berufes wahrhaft würdige und Sie sehr ehrende Auffassung darlegt. Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Sie Ihrer Stellung zum Segen der Ihrer Seelsorge Angehörenden noch recht lange erhalten bleiben mögen, habe indeß Anordnungen getroffen, daß Sie bei dereinstiger Pensionierung wenigstens einige Entschädigung für Ihre Entsagung erhalten und daß Ihnen alsdann die wohlverdiente Fürsorge Ihres Königs betätigt wird.

Gez. Wilhelm."

Frommel hatte das letzte persönliche Wort von ihm gehört und die letzten Zeichen reicher königlicher Huld von ihm erfahren; bald mußte er ihm den letzten Dienst erweisen. Als die deutsche Welt am 3. Januar 1886 das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des greisen Monarchen feierte, rief Frommel in seiner Festpredigt (über Psalm 71) in der Garnisonkirche: „Es ist nicht das erste Jubiläum, das der König begeht; auf seinem Haupte ruht so manche Krone außer der Königskrone und dem Kaiserdiadem: die Silberkrone des Alters, jene stille Majestät und Autorität, die ohne Wort überwältigt und zum Frieden bringt; auf seinem Haupte die goldene Myrtenkrone seiner Ehe, um ihn her die Blütenkrone seiner Kinder und Kindeskinder und seiner Urenkel, die grüne Lorbeerkrone seiner Siege und die blutbenetzte Dornenkrone des

Leides durch sein Volk und für sein Volk.“ Am 9. März 1888 neigte Kaiser Weißbart sein ehrwürdiges Haupt zum Todesschlaf. Frommel hatte viel mit ihm verloren. In zwei unvergeßlichen Reden hat er ihm ein Denkmal errichtet. „Sagen's nicht die Kränze, die Feiern aus den Enden der Erde, sagen's nicht die edlen unter unseren Feinden, die hoch genug denken, den Haß schweigen und die Bewunderung reden zu heißen, die vor der Majestät des Unglückes, das uns betroffen, stille stehen, daß sie alle in ihm verloren? Was der Kaiser und König geleistet, was Er errungen, es gehört uns in besonderem Sinne; aber eines, das gehört allen — das, was er war: — der Mensch im Könige. Man wird nach Texten suchen, über ihn zu reden, nach Denksprüchen, über sein Grab zu schreiben. Ich kenne nur eine Überschrift, die ihn als Menschen voll bezeichnet, jenes Wort des heiligen Psalms: „Schlicht und recht, das behüte mich, denn ich harre dein.“ Das war's, was ihm das Herz aller gewann. Ohne Arg und Falsch, ohne Künste, ein Mensch den Menschen gegenüber, mit ihnen fühlend und empfindend — so hat er den ganzen Menschen in den König gelegt, aber auch den König in den Menschen. Wenn man vor ihm stand, vergaß man über seiner Güte die Majestät, und doch konnte man nie den König über dem Menschen vergessen.“

Der erschütternde Lebensabschluß des Kaisers Friedrich III. legte Frommel die Pflicht auf, bei der offiziellen Gedächtnisfeier des Heeres in der Garnisonkirche am 24. Juni das Bild des heimgegangenen edlen Fürsten zu zeichnen. Bedeutsam ist hier vor allem die Einleitung: „Vor unseren Augen stehen zwei Königsleichenzüge: der eine zieht vom Dome hinaus zum stillen Mausoleum in Charlotten-

burg, zu den Füßen Friedrich Wilhelms III. und Luise, der andere von Friedrichskron nach der stillen Friedenskirche zu Friedrich Wilhelm IV. Gruft. Wie wunderbar verschieden sind diese beiden Züge! Damals war's Wintertag, öd die Flur, die Bäume, starrend von Schnee und Eis, ihre Zweige gen Himmel streckend; der Schnee breitete mitleidig das weiße Bahrtuch aus, daß die Königsleiche still darüber getragen werde. Ja, so schien es zu stimmen zu dem Heldenkaiser, dessen Leben in Sturm, in Eis und Schnee begonnen und Mühe und Arbeit gewesen. Und trotz des Winterschnees auf seinem Haupte, wie viel blühendes Leben innen, das Auge war nicht dunkel geworden, seine Kraft nicht gebrochen, seine Gestalt nicht zerfallen. Wohl waren wir alle lange darauf gefaßt, daß auf den unvergleichlichen Spätherbst seines Lebens einmal ein Wintertag kommen müsse, der ihn uns wegnimmt. Aber wie ist dieser Tag gekommen! Welch goldener Abendsonnenglanz, welche Morgenröte des ewigen Lebens lagerte sich über diese Scheidestunde! Des Heldenkaisers letzte Worte waren nicht Worte, sie waren vielmehr ein großes Testament, ein herrliches Vermächtnis an das Volk. So schied Kaiser Wilhelm.

Der andere Leichenzug geht vom Schlosse aus mitten in jauchzende Sommerpracht, zwischen Rosen- und Blütenbäumen und sprossendem Leben hindurch; auf den belaubten Zweigen Tausende der gefiederten Sänger, die ihr Lied schmetterten; vorüber ging's an rauschenden Wasserbronnen, an den Orangengärten Friedrich Wilhelms IV. und dem Sanssouci des großen Fritz — überall quellendes Leben. Aber in der Mitte dieses Zuges eine Königsleiche, ein Sarg und drinnen ein stiller Mann, gebrochen im Hochsommer seiner Tage, versiegt die rauschenden Quellen, die

in ihm so köstlich sprudelten, Sang und Klang verstummt in der Brust, die so liederfroh war; das Auge geschlossen, vor dem die Welt in so rosigem Glanze lag. Kein Wort tönt mehr zu den Seinen, kein Vermächtnis mehr aus seinem Munde an sein Volk; ach, die Lippen, die so begeisternd und zündend zu reden wußten, waren schon lange verstummt, ehe der Tod ihnen Schweigen geboten. Aus dem Herzen des Volkes und derer, die ihn liebten, nur ein Dank hinaufdringend: daß ihn Gott erlöst, den Dulder, aus unsagbarem Leid! — War Kaiser Wilhelm wie eine Königseiche, die ihre Krone neigte im Tode vor der Last des Alters — Kaiser Friedrichs Leben sank zu Tode wie ein vom jähen Blitz getroffener Baum."

Hatte Hofprediger Frommel in den 99 Tagen zwischen Wilhelms I. Tode und dem Regierungsantritt unseres Kaisers sich ernstlich mit dem Gedanken getragen, sein Amt in Berlin niederzulegen und als Prälat nach Stuttgart überzusiedeln — die Gründe lagen vorwiegend in seiner Antipathie gegen die Kaiserin Friedrich; sie wurde übrigens auf jener Seite mit ebenso lebhafter Abneigung erwidert — so bestimmte ihn die veränderte Situation in Berlin zu bleiben. Um so freudiger, da der junge Kaiser schon als Prinz Wilhelm dem Seelsorger seines Großvaters die herzlichste Verehrung entgegen getragen hatte. Die impulsive Natur dieses Geistlichen berührte in ihm verwandte Saiten. Man stelle sich folgendes reizende Intermezzo vor, das Frommel nach einem Besuch beim Prinzen daheim erzählt hat: ein lebhaftes Gespräch über die deutsche Literatur entlockt dem Geheimrat Hinzpeter eine Bemerkung des Erstaunens darüber, daß ein Geistlicher von derartigen Dingen etwas verstehe. Der Prinz, den das Geplänkel belustigt,

schlägt seinem ehemaligen Erzieher vor, sie wollten Frommel einmal auf den Zahn fühlen betreffs seiner Literaturkenntnis. „Kennen Sie denn das Gedicht vom Kaiser und dem Abt?“ — „Zu Befehl, Königliche Hoheit, wir könnten es ja gleich einmal mit verteilten Rollen aufsagen — Sie als Kaiser und ich als Abt.“ Lachende Zustimmung, und Bürgers Ballade „steigt“, dramatisch improvisiert von dem Prinzen und dem Hofprediger.

Frommels Dienst unter den drei Kaisern hat Freund Kögel am 5. Januar 1889, dem Vorabend von Epiphanien, in das sinnige Bild gefaßt: *)

Drei Könige zieh'n gelockt vom Stern,
Nach Bethlehem zum Herrn der Herrn.
Der erste bringt, gebückt am Stabe,
Als Betender des Weihrauchs Gabe.
Der zweite opfert Spezerein,
Als wollt' er Leiden prophezein.
Der dritte gießt in Gottes Haus
Die Fülle seines Goldes aus.
Und in dem Jahr, das jüngst vorbei,
Erschienen auch der Könige drei.
Der erste bracht', gebückt am Stabe,
Als Betender des Weihrauchs Gabe.
Wer kennt den Beter, fromm und schlicht,
Wer kennt den greisen Kaiser nicht? —
Der zweite hat geopfert still:
Mein Heiland, es gescheh dein Will',
Du wirst die Rätsel all entwirren,
Hier ist die Hand voll bittrer Myrrhen.
Der dritte, unser junges Blut,
Will goldne Spende als Tribut,
Will Szepter, Schatz und Diadem
Gern weihn dem Kind von Bethlehem! — — —

*) Ich entnehme diese Verse dem Daheimkalender 1890.

**Du kennst, Geburtstagskind, die Drei,
Zumal den ersten in der Reih,
Wie gern hat er mit dir verkehrt,
Wie warst du in Gastein ihm wert,
Mit Gottes Wort ein treuer Diener,
Ein Royalist, kein Byzantiner!**

* *
*

Aus der Flut von Vorträgen, die Emil Frommel im Lauf der Jahre in Berlin gehalten hat, verdienen zwei aus dieser Zeit ein eingehenderes Wort. Angeregt durch das Lutherjubiläum, veranstaltete ein Kreis von Männern, zu dem Prof. D. Scholz, Max Vorberg, Max Reichard, D. Dryander, Rud. Kögel, Prof. D. von Soden u. a. zählten, jedes Jahr einen Vortragszyklus in der Dreifaltigkeitskirche für die wohltätigen Zwecke der Deutschen Lutherstiftung. Man behandelte die Vorreformatoren und die Reformatoren in Lebensbildern, sowie bedeutende evangelische Persönlichkeiten nach bestimmten Abschnitten der Kirchengeschichte. Frommel hat in diesem Rahmen über Valerius Herberger, über Bischof Sailer und seinen Kreis, über die evangelische Diaspora gesprochen. In einer biblischen Serie bot er ein unkritisch, rein erbaulich gehaltenes Charakterbild von Petrus; dieser Vortrag bildet Frommels ersten und einzigen Beitrag zu den Veröffentlichungen der Erfurter Akademie für gemeinnützige Wissenschaften, die ihn zu ihrem korrespondierenden Mitgliede ernannt hatte. Im Jahre 1887 war das gemeinsame Thema dieses Novemberzyklus Luther selbst. Frommel beschrieb mit ebensoviel intimer Sachkenntnis wie Frische: wie sich Martin Luther erholte. Er knüpft an Plutarch an: „Die Physiogno-

mie eines Menschen wird nicht ähnlich durch die großen Züge, sondern durch die kleinen, und der Charakter des Menschen erscheint uns nicht in großen Taten, sondern in kleinen Dingen" und führt den Reformator im Hauskleide vor. „In Rom muß der Mensch sterben, damit der Priester leben könne; es trennt die beiden, entfremdet den Menschen seiner Familie und den tiefsten Lebensbeziehungen, die ihn mit seinem Volke verbinden. Unsere evangelische Kirche stellt den Menschen im Geistlichen mitten hinein in alle Lebensordnungen, er soll als Gatte und Vater, als Freund und als Patriot dasselbe Herz, denselben Geist bewähren, wie in seinem geistlichen Beruf." Er zeigt ihn, wie er an der heiligen Schrift sich nährt und im Gebet sich sammelt für seine Arbeit, wie er mit einem offenen fröhlichen Blick die Natur betrachtet und mit den Blumen und Tieren liebevoll mitlebt. Er pflegt die Gartenarbeit bis in sein spätes Alter, er liest seinen Virgil und Plautus, Reinecke Fuchs und die Fabeln des Äsop, S. Brands Narrenschiff und Geiler von Kaisersbergs Reden. Neben seinen Liedern entstehen Rätsel und Gelegenheitspoeme; und wie hat er die Frau Musika in Ehren gehalten! „Ach, wie gern wollte ich unseren Theologen heutzutage dies und jenes Kolleg schenken", ruft Frommel, „so manches gelehrte Zeug, mit dem sie später doch nichts anzufangen wissen, wenn sie ein wenig Musik hätten und den Takt noch dazu bekämen und sich in ihren Pfarrhäusern, statt die öden Kirchenzeitungen zu lesen, hinsetzten und einen Choral spielten!" Aber Luther trieb auch Menschlicheres: er ließ sich — zur Jagd einladen von den hohen Herren, die er nach einer Beute von ganzen sechs Feldhühnern und zwei Hasen einmal „unseres Herrgott Wildpret" nennt, „darum nehmt

euch wohl in acht, daß ihr ihm nicht in seine Schlinge kommt." Er liebte das Spiel, besonders Schach, aber auch die Karten, er hatte eine Drechselbank im Hause und möchte Mathematik studieren, um hinter die Geheimnisse einer kunstvollen Uhr zu kommen, die ihm ein Verehrer geschenkt. In seinem Hause fand die Malerei eine trauliche Stätte, wie die Gastfreundschaft gepflegt wurde und in seinen Tischreden ihr literarisches Denkmal erhalten hat. Frommel würdigt es, daß Luther bis zu seinem Tode ein Marienbild in seinem Zimmer gehabt, und schließt mit einem Hymnus auf Luthers Frau Käthe, die doch seine tiefste Erquickung gewesen sei von aller aufreibenden Tätigkeit.

Neben diesen Luthervortrag, der das Idyll in dem Leben des Reformators künstlerisch hervorleuchten ließ, stellt sich ein anderer, den Frommel (1890) in der Neuen Kirche zum Besten eines Lutherdenkmals in Berlin gehalten hat. Er spricht über die Bedeutung eines solchen Denkmals in der Reichshauptstadt. Ohne Luther hätten wir auch keinen Goethe, keinen großen Friedrich, keinen Freiherrn v. Stein gehabt. Jedes Denkmal ist eine feierliche Anerkennung dessen, was ein Mann für sein Volk getan, was er für sein Land gewesen, aber auch ein Wahrzeichen für kommende Geschlechter, das errungene Gut zu bewahren." Schneidend erklärt er: „Das Lutherdenkmal wird der Stadt Berlin den Stempel einer protestantischen Stadt aufdrücken, die es tatsächlich ist, als Hauptstadt eines evangelischen Kaisers, der dem Papst den Treueid nicht geleistet hat, ebenso wie der Protest des Papstes gegen die Krönung in Königsberg 1701 noch nicht zurückgenommen ist. Trotz des namenlosen Elends des Dreißigjährigen Krieges ist die Reformation doch die

Grundlage des heutigen deutschen Staatswesens und hat uns vor der Revolution bewahrt, eben deshalb wird die Reformation von der schwarzen wie von der roten Internationale gleichmäßig gehaßt. Gerade Brandenburg und mit ihm Preußen und Deutschland ist aus der Reformation erwachsen; ein zweiter Frühling der Literatur ist durch sie unserem Volke erblüht." Der römischen Kirche aber gibt er zu bedenken: „Auch die Katholiken haben Luther viel zu verdanken und sollten es, mögen sie sonst ihre Eigenart bewahren, anerkennen, daß Luther auch ihr Wohltäter gewesen ist. Er hat der Toleranz die Bahn gebrochen, die weder auf Furcht noch auf Gleichgültigkeit gegründet ist. Die Aufnahme der Hugenotten, Salzburger und Zillertaler nicht nur ist in seinem Geist geschehen, auch die katholische Kirche erfreut sich in den Ländern der Reformation einer Freiheit, wie sie sie in katholischen Ländern nicht hat. Darum soll hier das Denkmal erstehen." Es ist, wie bekannt, inzwischen auf dem Neuen Markt vor der ehrwürdigen Marienkirche von Ottos Meisterhand erstanden.

Dieses Jahr war im übrigen für unseren Frommel ein Jahr der herbsten persönlichen Verluste. An seinem Geburtstage erlag sein einziger noch lebender Bruder Max seinen langjährigen quälenden Leiden. Die beiden Theologen, so verschieden sie in vielem waren, hatte doch eine mit dem reifenden Alter wachsende herzinnige Liebe verbunden. So starb für Emil die verständnisvollste Seele, die alles Tiefste und Beste mit ihm geteilt, es schloß sich auch mit diesen beiden leuchtenden Augen die geliebte Heimat mit Vaterhaus und Jugendtraum endgültig für ihn. Er eilte nach Celle, um dem Entschlafenen den letzten schmerzlichen Dienst zu erweisen. „Wenn je ein Theologe", so heißt es

in der Rede, die er am Abend vor dem Begräbnis im Familienkreise gehalten, „die Herrlichkeit der Natur, die Schöpfungen des Geistes, die herrlichen Klänge der Musik verstanden und den Vorhof durchwandelt hat mit offenem Auge — so war es Max; bei ihm ging es immer aus dem Vollen, er gab sich nie aus, es lag immer noch ein großes Kapital dahinter, er gab nur die Zinsen. Darum ist er nie in die Versuchung gekommen, ein seichter Schwätzer zu werden." Und in rührendster Liebe: „Warum ihn, der so vielen zum Segen geworden, brechen, warum nicht andere? Ach, wie oft habe ich mich gefragt: warum nicht dich, statt ihn?" Fünf Tage später stand er in der Kapelle des Augusta-Hospitals zu Berlin, um der Kaiserin Augusta die Gedenkrede zu halten. Frommel war der Fürstin, deren mit den Jahren zunehmende katholisierende Neigungen ihm nicht sympathisch waren, kaum im Leben nahe getreten; desto reger aber waren seine Beziehungen zu ihrer Lieblingsschöpfung, dem Augusta-Hospital in der stillen Scharnhorststraße. Jetzt aber galt es die ihrer hingebenden Gönnerin beraubten Pflegerinnen des Hospitals zu trösten. „Wir schließen den Toten die Augen als letzten Liebesdienst, sie erwidern uns denselben dadurch, daß sie uns die Augen öffnen über uns selbst und die kurze Spanne Zeit, die unser ist." Er redet über das leuchtende Diadem auf der Kaiserin Haupt und bezeichnet als solches ihren freudevollen, getrosten Mut, ihr geduldiges Herz, die betenden Lippen und die offene milde Hand. „Ich mußte immer in ihrem Anschauen an jenes englische Mädchen denken, das sich zu Bette legte mit dem Worte, das sie gelesen: „Life is beauty", Leben ist Schönheit, in deren Träumen aber sich das Wort verlor und am Morgen sich wandelte in das viel höhere: „Life is duty", Leben ist

Pflicht. Das bezeichnet unsere heimgegangene Kaiserin. Pflicht, aber nicht tote, starre Pflicht, sondern von der Liebe getragen; Liebe, aber nicht als auflodernde Flamme, sondern von der Pflicht beseelt. So hat sie die Zeit ausgekauft. Weil sie keine Zeit hatte, darum hatte sie zu allem Zeit. Immer den Augenblick erfassend, und was not war mit klarem Auge erkennend, nie etwas halb tuend, sondern brennend im Geist, und ganz bei der Sache, welch ein Vorbild für unsere deutsche Jungfrauen- und Frauenwelt, die so oft in tatenloser Ruhe ihre Zeit in geschäftigem Müßiggang verbringt, die nicht weiß, was sie tun soll, und vor lauter Zeit zu garnichts Zeit hat!"

Das Jahr des großen Sterbens raubte ihm noch andere liebe und verehrte Menschen: Karl von Hase schied aus dem Lande der Lebendigen, Frommels Gasteiner Freund, und der Stuttgarter Pfarrer Richard Lauxmann, vor allem aber Karl Gerok. Seine Depeschen an die Hinterbliebenen zeigen, wie schmerzlich ihm diese Verluste waren. Bei Geroks Tode: „An Dich zu denken war Erquickung, von Dir geliebt zu sein, war ein Ruhm; ich bete weinend an die Schickung und suche Dich im Heiligtum." Und an den Sohn Lauxmanns: „Und nun mein Lauxmann auch! mir blutet das Herz noch von dem frischen Leid; auf seinem Grabe aber flutet von unten Dank, von oben Herrlichkeit." — Noch einer „ging" in jenen rauhen Wintertagen, aber er ging grollend in die ihm aufgenötigte Muße seines Landhauses, um glänzender denn je noch einmal wiederzukommen, von seinem Kaiser eingeholt: das war Bismarck, der Eiserne. Frommel hatte Verständnis genug für die Größe dieses Mannes, um seine Entlassung tief zu beklagen; „nach Luther und Goethe der

Gewaltigsten einer in der Geschichte unseres Vaterlandes, in vieler Hinsicht ein Mann der Vorsehung, mit prophetischem Blicke und großen, für alle Zeit bleibenden Gedanken" — so faßte er sich den Eindruck dieser ragenden Persönlichkeit zusammen. Es bedarf keiner Begründung, daß und warum er mit Bismarcks Kirchenpolitik nicht einverstanden war — er konnte sie gelegentlich geradezu „ein Unglück für die evangelische Kirche" nennen—; wichtiger ist ein Wort von ihm, das er den protestantischen Kirchenhäuptern ins Notizbuch schrieb: „Wenn eine Kirche so wenig Selbstbewußtsein, so wenig Überzeugung ihrer eigenen Berechtigung zeigt wie die protestantische, wie soll ein mit realen Größen rechnender Staatsmann vor ihr die Achtung bekommen, die ihm Roms geschlossene Macht einflößt?"

Mehr Verdruß als Freude brachte ihm endlich in diesem bösen Jahre sein Votum auf der Schulkonferenz. Sie trug nach der Idee des Kaisers ein national-soziales Gepräge — Umgestaltung des höheren Unterrichtswesens zu einem Ziele, das Wilhelm II. in die Worte faßte: „Die Männer sollen nicht durch Brillen die Welt ansehen, sondern mit ihren eigenen Augen, und Gefallen finden an dem, was sie vor sich haben, ihrem Vaterlande und seinen Einrichtungen —", sie hat aber so gut wie nichts ausgerichtet. Wünschte der kaiserliche Einberufer „die Heranbildung junger Deutscher, nicht junger Römer und Griechen", so war das Ergebnis der Beratungen dieser Philologen und Humanisten: die Vermehrung der lateinischen Stundenzahl, im übrigen Fortbestand des alten Betriebes. Frommel hatte gerade gegen die höhere Schule nur allzuviel auf dem Herzen — er, der die Frage aufstellte, warum die Römer

und Griechen so lebensfreudige und tatkräftige Menschen gewesen, und sie sich selbst mit grimmiger Satire dahin beantwortete: weil sie nicht in ihrer Jugend neun Jahre lang mit Lateinisch und Griechisch geplagt wurden —; diese Bitterkeit hat ihm, als er unerwartet zum Worte kam, die klare Unbefangenheit getrübt. Er sprach unruhig, nicht frei von Widersprüchen, ungeordnet; er schüttete das Kind mit dem Bade aus. So hat er sich denn eine tüchtige Schlappe auf dieser Konferenz geholt, die nicht ganz unverdient war. Neben viel Übertreibung in seinen Ausführungen steht ein gutes Wort über den humanistischen Beruf der Gymnasien: „Humanität ist, wie Schleiermacher sagt, Einheit von Geist und Gemüt. Aber da fehlt es eben. Gerade die geistig Lebendigsten und Angeregtesten sind oft Leute, deren humanistisches Wissen nicht auf der Höhe der deutschen Gymnasien steht, oder die auf demselben nicht gerade Prachtstücke und Musterknaben waren. Das humanistische Gymnasium garantiert noch keine Humanität als Frucht. Der Humanismus kann nicht allein der rettende Engel sein gegen die Roheit und Unsittlichkeit, an denen teilweise unsere Jugend in den Gymnasien krankt. Das Zentrum des Kindes bleibt doch das Gewissen, auf das gewirkt werden muß, und nicht das Wissen allein." Er fordert gute Lehrer mit der nötigen Freiheit der Bewegung, für die der Junge durchs Feuer geht mit und trotz dem Lehrplan, „dann wird sich alles übrige schon finden." Es waren schöne Träume . . .

*   *
*

Den Sommer 1892 verlebte Emil Frommel, einer kaiserlichen Einladung folgend, im Park von Sanssouci im Kavalierhaus an der Wache. Hier konnte er von den Menschen ungestört in der Stille arbeiten und träumen. Er nannte sich scherzend den Philosophen von Sanssouci. Hier schrieb er größtenteils seine Amtserinnerungen und arbeitete am „Lukas". Auch in den folgenden Jahren wohnte er in den Sommermonaten zumeist in Sanssouci, selbstverständlich mit sehr zahlreichen Abstechern nach Berlin, wohin ihn Amtsgeschäfte riefen. Im März 1894 jedoch begleitete er das kaiserliche Paar für die Osterzeit nach Abbazia. Sein Herzleiden und die immer bedrohlicher werdenden Nierenschmerzen machten es ihm sehr sauer, sich von Berlin loszureißen; allein — wie er in einem launigen Reisebericht ans „Daheim" sagt — „als der ärztliche Berater sagte: „Nein, entweder sterben Sie hier, wenn Sie bleiben, oder in Abbazia; und wenn Sie dort sterben, dann sterben Sie wenigstens in einer schönen Gegend", da ergab er sich. In Abbazia hielt er mit den hohen Herrschaften am Gründonnerstag und Karfreitag die Andachten und Abendmahlsfeiern und predigte am Ostertage auf dem Schiff „Moltke" auf der blauen Adria. „Es war sechs Uhr morgens, die Adria lag regungslos wie ein glatter Spiegel und dunkelblauer Bergsee, und auf ihr wie ein weißer Schwan Sr. Majestät Schiff „Moltke". Dort sollte um zehn Uhr der Gottesdienst gehalten werden. Mir eine neue Aufgabe, den freien Himmel über mir, die Gemeinde vor mir und das Wellengrab unter mir, zu predigen. Ein Boot, das ein Seekadett befehligte, mit sechs rüstigen Schiffsjungen, trug mich im Fluge hinüber. Ich gestehe, daß ich ein Seeheld geringster Sorte bin und mir

zuerst nicht geheuer bei der Sache war, ob ich nicht am Ende dort eine Predigt hielte, der man die Seekrankheit anmerkt. Aber es ging gut — wir legten an. Der Kommandant empfing mich herzlich und führte mich in seine Kajüte — eine prächtige Sakristei fürwahr, wohnlich und heimlich, zu beiden Seiten der Blick auf die Wellen des Meeres — so kirchenstill wie im Walde. Das Deck des Schiffes war zur Kirche drapiert, mit Flaggen behangen zu allen Seiten, der Altar aufgebaut und mit grünen Pflanzen geschmückt. Die kaiserliche Familie legte an — der Gottesdienst begann, nachdem der Kaiser das Schiff und die Mannschaften abgeschritten und einen kräftigen „Guten Morgen" gewünscht. Wie feierlich tönte das „Eine feste Burg" über das lautlose Wasser in die Morgenstille hinein, gesungen von kräftigen Männerkehlen, Alten und Jungen! Neben dem bartlosen Schiffsjungen, den ein namenloses Sehnen aufs Meer getrieben, von lieb Vater und Mutter weg, stand der wettergebräunte Seebär, der manchen Sturm erlebt — das durchfurchte Antlitz eine stille beredte Chronik. Die Liturgiesänger konnten sich zwar nicht mit dem Domchor messen, und doch — wer weiß, ob nicht im Himmel droben mehr Freude war über das Kyrie eleyson, das rauh hinauf zum Herzen Gottes drang aus diesen ungeschulten Kehlen, als über den feinen Chor, in welchem die schlimmsten Jungen gerade die schönsten Stimmen haben sollen. Nach der Predigt war mir's ein Trost, daß der Komandant sagte, er würde unter Umständen nicht abgeneigt sein, mich zum Marinepfarrer zu machen; und wenn ich mich dran hielte, könnte aus mir mit der Zeit noch ein erträglicher Seeheld werden. Ach ja — wenn ich noch jung wäre! Erst im Anschauen der Leute, die so nahe einen umstanden,

flossen die Gedanken mir zu.“ Er war begeistert vom Quarnero, von Castua und Moschenizze — „da könnte man weltverloren stundenlang sitzen und träumen“ — und ihm war doch am wohlsten, als er auf dem Anhalter Bahnhof wieder in Berlin landete. Denn seine Lebenssonne senkte sich langsam aber merklich zum Scheiden . . .

Es ging auf Höhen und durch Tiefen. Ausgang Februar 1895 feierte seine Gemeinde und die weitesten Kreise Berlins das 25 jährige Amtsjubiläum des Garnisonpfarrers. Jeder beeiferte sich, ihm etwas Liebes zu tun, dessen Wirksamkeit so tiefe Spuren des Segens allenthalben gezogen. Am Sonntag seiner Einführung ins Garnisonpfarramt predigte er über das Hohelied der Liebe, die alle Gaben adelt, jeden Dienst weiht und unser Leben krönt, und rief seiner Gemeinde die rührenden persönlichen Worte zu: „. . Ich habe vieles wanken, vieles weichen sehen, seit jener Stunde vor fünfundzwanzig Jahren, da ich zum erstenmal an diesem Altare stand. Ich bin an den Wiegen eurer Kinder gestanden, die ich getauft, ich habe eure Kinder konfirmiert, sie als das beste aus eurer Hand nehmend, als das Kleinod eures Hauses. Ich habe eure Ehen eingesegnet und eure teuren Toten begraben — und am innern Auge ziehen alle diese Gestalten vorüber, die mir je und je nahe getreten und deren Gedächtnis unvergessen in meinem Herzen ruht. Eins aber ist nicht gewichen: die Liebe meines Gottes; eins hat mir nie gefehlt: seine Treue, die alle Morgen neu war; und noch eines habe ich nicht weichen sehen: auch eure Liebe nicht! — Man kann im Alter vieles nicht mehr, wozu man in der Jugend die Kraft hatte. Da will ich mich des Wortes des alten Propstes von St. Nikolai, des seligen Nitzsch, getrösten, der im hohen Alter sagte:

‚Sehen kann ich nicht mehr, hören kann ich nicht mehr, reden kann ich nicht mehr; aber eins kann ich noch: lieben kann ich!‘ Dabei wollen wir bleiben.“

Zwei Tage darnach, den 27. Februar, feierten wir, seine ehemaligen Konfirmanden, mit dem geliebten Lehrer in der Sakristei, in der wir den Unterricht einst genossen. Mehrere ehemalige Konfirmandinnen hatten sich mit einem Aufruf an die Schülerinnen Frommels gewendet, ich hatte das Gleiche für seine alten Schüler getan: der Erfolg der Mühen war überraschend. Was wir aus den lückenhaften Listen Frommels hatten entziffern können, das war, in der ganzen Welt zerstreut, zum erheblichen Teil aufgefunden worden — und sie kamen zu Hunderten, und andere Hunderte gaben ihren Beitrag zu unserer Ehrengabe. Ich werde nie das überraschte, in der Freude fast bestürzte Gesicht des alten Herrn vergessen, als er beim Betreten der dichtgefüllten großen Sakristei lauter bekannte Gestalten aus den vielen Jahrgängen seines Unterrichts erblickte — sie waren zum Teil von weit her zugereist. Die Feier war schlicht und echt. Er war in Blumen und Liebe gebettet. Wir sangen, ein Pfarrer aus den ältesten Konfirmanden begrüßte ihn, eine adlige Konfirmandin las die „Adresse“ vor, und mit einem neckischen Gedicht wurden ihm mehrere tausend Mark zu einer Erholungsreise überreicht nebst einer wertvollen Schwarzwälder Taschenuhr. Der ehrwürdige Mann dankte, „überrascht und überwältigt von eurer Liebe. Jedes von euch hat sich in besonderer Weise mit euren Eltern in mein Herz und Leben hineingeflochten. Ist mein Leben reich geworden, so liegt es doch mit darin, daß ich nicht bloß mein eigenes Leben gelebt habe, sondern das so vieler Hunderte und Tausende

mit. Und bei den Alten, da ist's wie bei einem alten Haus: man kann da und dort ja noch einen Balken einziehen und einen Ziegel flicken — aber bei den Jungen kann man fröhlich bauen!" Den Abschluß des kleinen Aktes improvisierte Frommel in der ihm eigenen natürlichen Weihe: „Wir sangen zusammen unseren alten Vers: Herz und Herz vereint zusammen, und alle zogen dann (am Altar) an mir vorüber, eine lebendige Geschichte aus Fleisch und Blut, so daß ich die 25 Jahre konzentriert in einer halben Stunde durchlebte. Was ich alles dabei gefühlt und erlebte, kann ich freilich nicht sagen." Aber sein Geselligkeitsdrang ließ sich daran noch nicht genügen: er lud die, die ihm die Zeichen der Liebe und Anerkennung gegeben, zu einer großen Abendfeier am 5. März in das schmucke Vereinshaus der Jungen Männer (Wilhelmstraße). Kein Plätzchen blieb unbesetzt; eine buntgemischte Gesellschaft aus allen Ständen, wie sie seine Kirche füllte. Man sang und deklamierte, Professor Theodor Krause war mit seinem Chor dabei und Prof. D. von Soden erzählte in einem graziösen Gedicht im schwäbischen Dialekt, wie sich die Kanzel und der Teetisch, die Hochzeitstafel, die Hausapotheke und die Bücherei um Frommel streiten, jedes meinend, es sei sein bestes, bis das goldene Herz des Jubilars über sie alle siegt; und zwischen hinein erzählte der Gefeierte schlicht und liebenswürdig von seinem Leben. „Das pulsierende Volksleben zu fühlen, hat mich immer erquickt und gestärkt. Dazu gab mir Gott auch ein bißchen Humor, so daß ich leichter über Menschen und Dinge wegkommen konnte. Ich habe von den Soldatensäbeln, vor denen man mich so sehr gewarnt, nichts zu leiden gehabt. Da und dort gab's einmal einen Puff, das machte aber nichts — ich gab ihn wieder,

da hieß es denn wohl: grob ist er, aber andere Leute sind auch grob. Bieder und ehrlich ist's doch immer gewesen. Die Leute konnten mich nirgend recht in ihren Schubfächern unterbringen. Es muß auch solche Leute geben, die alleinstehend, doch mit jedem Fühlung haben und andere verstehen möchten." Und beweglich schloß er, fühlend, daß er nicht mehr weit zum Ziele habe: „Die Abendsonne des Lebens sinkt — laßt sie sinken, wenn sie nur friedvoll sinkt! Die sinkende Sonne ist größer als die aufgehende und als die Mittagssonne und voll und groß leuchtet sie, aber sie sticht nicht mehr, sie leuchtet und brennt nicht. Die Liebe ist doch die Krone des Lebens."

Am 13. August lag er im Garnisonlazareth zu Potsdam auf dem Operationstisch; der Hamburger Chirurg Lauenstein, mit Frommel verwandt, entfernte ein Sarkom, das eine Folge des fortgeschrittenen Nierenleidens war. Die wegen Frommels Herzschwäche gefährliche Narkose gelang, ebenso die Operation selbst. Der Patient aber hatte zuvor als ein treuer Hausvater alles zum Abschied geordnet. Ich traf ihn kurz vor dem entscheidenden Tage in seinem gemütlichen Arbeitszimmer in Berlin, vor sich einen geräumigen Waschkorb, bis an den Rand voll von Briefen, die er packweise in den Kamin beförderte. Er wollte nicht, daß die vertraulichen Briefe derer, die sich an ihn gewandt hatten, in unberufene Hände kämen. Im Zimmer war eine Gluttemperatur, die dem Süddeutschen gerade recht war, er aber ganz versunken in die Vergangenheit, deren äußere Spuren er hier zum letztenmal, wie bisher alle paar Jahre, der reinen Flamme übergab. Was in jener, wie wir fürchten mußten, letzten Stunde nach den langen schönen Jahren der Gemeinsamkeit zwischen dem Lehrer und seinem

Schüler geredet worden ist, das kann ich nicht wiedergeben. Aber diese heilige Stunde hat mir vollends gezeigt, ein wie friedvoller, groß und rein denkender Mensch Emil Frommel war; er war dem Leben nichts schuldig geblieben, aber er erwartete auch nichts mehr von ihm. Er war eine vollendete Persönlichkeit geworden, auf die die Dichterworte meiner Anna Behnisch angewendet werden dürfen:

Ausgewirkt, verstanden
Unser Leben ohne Rest;
Licht auf allen Landen —
Und das Sterben wird ein Fest ...

Von Sanssouci aus erhielt ich am Morgen des 13. August den letzten Gruß seiner Hand, den er vor der schweren Stunde geschrieben: „. . Gedenke Deines Pastors, nicht daß er am Leben bleibt, sondern daß er im Glauben bleibt und in der Kraft des ewigen Lebens, wenn es sein muß, den Tod überwinde. In ihm verbunden trennt sich keine Seele — aus seiner Hand darf uns niemand reißen. Dein treuer Seelsorger und Freund.“ Wie oft bin ich in den Wochen, die nun kamen, in das Garnisonlazarett gewandert, um Erkundigungen über Frommels Befinden einzuziehen. Es wurde langsam besser mit ihm; die Liebe all' derer, die ihm nahe standen, vom Thron bis zu der Hütte, half ihn gesund pflegen. Zweimal durfte ich ihn während jener sieben Wochen in seinem Krankenzimmer sehen, er war zum Greis geworden, aber die linde Herzlichkeit war die alte, mit der er für die Blumen dankte und die Interessen der anderen sofort zu den seinen machte. Und seinen unverwüstlichen Humor hatte er sich bewahrt: als er während der langwierigen Operation für einen Augenblick aus der Narkose erwachte, während die Ärzte noch an

der Wunde nähten, sah er sie schmerzlich lächelnd an und sagte: „Ihr seid doch Schinder." Eine Stunde nach der Operation hat er nach „seiner Zigarre" verlangt — und sich gewundert, daß sie ihm nicht schmecken wollte . . . Dem Lazarettgehilfen, der ihn treu verpflegte, und der ihn schon der Trinkgelder wegen gewiß zu den seltenen Kranken zählte, rief er wohl gelegentlich, wenn die Garnisonkirche mit ihrem Glockenspiel einsetzte: „Üb' immer Treu' und Redlichkeit", launig zu: „Mein Sohn, das is vor Ihnen!" Schlug es dann voll und der Choral ertönte: „Lobe den Herrn", so entschied er: „Das ist für mich." Ausgang Oktober schreibt er: „Was ich alles erlebt in dieser Zeit! — Da lief der Humor hart am Grabe hin. Aber eins fühle ich wohl: ich bin ein angeschossenes Wild. Wie lange das es noch treibt, ich weiß es nicht. Einmal legt es sich doch ins hohe Gras!"

Am Totensonntag Abend stand der Genesende wieder vor seiner Berliner Gemeinde und sprach zu ihr priesterliche Worte im Anschluß an den Hirtenpsalm (23), die er dann als Manuskript für die Freunde drucken ließ. „Es liegt darin", sagt er im Vorwort, „das Erlebnis jener schweren Zeit, auch alle Erquickung, die mir zu teil geworden durch Menschenhände, die ich als treue Gotteshände segne." Aber die alte Kraft kehrte nicht wieder. Und eine Ruine im heiligen Amt, das so sehr den ganzen Mann fordert, wollte er um keinen Preis werden. So legte er sein Amt nieder als Religionslehrer des jüngsten Sohnes des Prinzregenten Friedrich Wilhelm von Braunschweig; so reichte er sein Abschiedsgesuch ein als Garnisonpfarrer von Berlin. Die Antwort, die der Kaiser von Bord seiner Jacht „Hohenzollern" ihm unter dem 4. April 1896 aus Palermo zugehen

ließ, ehrt sie beide gleichmäßig, den Herrscher und seinen Hofprediger. Die Kabinettsordre lautet:

„Ich entspreche Ihrem unterm 10. März d. Js. eingereichten Gesuche, indem Ich Ihnen die erbetene Entlassung aus dem Dienstverhältnis als Militäroberpfarrer und Garnisonpfarrer in Gnaden erteile. Gleichzeitig bestimme Ich, daß Sie in der Rang- und Quartierliste bei dem Gouvernement von Berlin weiter geführt werden. Ich wünsche hierdurch nicht nur Ihre Beziehungen zu Meiner Armee, in der Sie als Militärgeistlicher so außerordentlich verdienstlich gewirkt haben, auch fernerhin zu erhalten, sondern auch in Betätigung Meines warmen und achtungsvollen Wohlwollens zum Ausdruck zu bringen, daß Ich Ihrer in verschiedenen Berufsstellungen Mir geleisteten Dienste mit lebhafter Anerkennung eingedenk bin. Gern erinnere Ich Mich insbesondere auch Ihrer langjährigen Beziehungen zu Meinem königlichen Hause, während welcher Sie sich die aufrichtige Zuneigung und das volle Vertrauen Meines hochseligen Herrn Großvaters zu erwerben und zu bewahren gewußt haben. Meine persönliche Wertschätzung Ihrer Dienste will Ich noch dadurch betätigen, daß Ich Ihnen den Charakter als Oberkonsistorialrat verleihe. Mögen Sie sich Meines Wohlwollens und Meines Dankes für die Hingebung und Treue, mit welcher Sie Ihres Amtes in der Seelsorge Meiner beiden ältesten Söhne walten, fernerhin versichert halten. Auch bin Ich gern bereit, Ihren etwaigen Wünschen auf Wiedereintritt in die Armee späterhin bei sich darbietender Gelegenheit zu entsprechen. Wilhelm."

Der Oberkonsistorialrat als besondere kaiserliche Huld war schlimm; aber Frommel legte ihn zu den übrigen

„Sachen“ in die große Pappschachtel, die er dafür aufgestellt haben wollte. Es kamen die letzten Einsegnungen der Knaben und der Mädchen, ihnen folgte die Abschiedspredigt an die Armee am Sonntag Misericordias Domini über Johannis 10: Das Tagewerk des guten Hirten, wie er am Morgen seine Herde sammelt, sie am Mittag weidet und schützt, am Abend sie heimführt; und der Abschiedsabend am Sonntag Jubilate, der für Frommel ein Stück Sterben war. Die große Kirche festlich geschmückt und schwarz von Menschen, die ehrlich traurig waren, daß der von ihnen ging, der fast ein Menschenalter lang ihre Freude und ihr Leid mit ihnen geteilt. Frommel legte Ev. Johannis 21, 15—19 zu Grunde und predigte mit Herzbewegung über die Hirtenbuße, das Hirtenbekenntnis, das Hirtenamt und den Hirtengang, die dies Wort ordnen. Er ließ seine Gemeinde in seiner Seele lesen: „Wenn ich meinen Lebensgang an meinem inneren Auge vorüberziehen lasse, wie ich des Herrn Banner vom stillen Dorfe bis in das Schloß und vor die Großen der Erde tragen durfte, muß ich dann nicht vertrauen, daß es auch sein Leiten sei, mich jetzt wieder in die Stille zu führen, mir eine kleine Hausgemeinde anzuvertrauen, die aus zwei Kinderseelen besteht, auf deren Haupt die Hände ihres heimgegangenen Urgroßvaters, der mich hierher einst berufen, segnend ruhten, und der sie mir, mit ihren hohen Eltern, gleichsam mitanvertraut? Dazu hat Gott mir im vergangenen Jahre in schwerer Krankheit gezeigt, daß er meine Kraft wohl beugen kann, aber nicht brechen will; wohl aber auch, daß es an der Zeit sei, den Hirtenstab an der großen und weiten Gemeinde jüngeren Kräften zu überlassen. Ist es doch besser, du sagst, liebe Gemeinde, es

ist schade, daß unser Hirte von uns geht, als daß ihr klagen müßtet: Geht er denn noch nicht! Ob es gut sei für mich, solch alten Baum zu verpflanzen, ob die ungewohnte Stille mir heilsam sein, meine letzte Aufgabe von mir gelöst werden wird — über das alles habe ich mir keine Sorgen und Gedanken gemacht. Der Herr, der mich ohne mein Wollen und Zutun gerufen, wird es nach seinem heiligen Willen versehen."

So sollte sich an den Abschluß seines Wirkens in Berlin der stille Feierabend fügen im Holsteiner Plön, wohin er mit dem Kronprinzen und dessen jüngerem Bruder als ihr Konfirmator übersiedeln sollte. Die Abschiedsbesuche und Abschiedsfeiern waren endlich überstanden; das beste, was in diesen Stunden geredet wurde, hat der Scheidende nach dem Zeugnis derer, die sie miterlebt, selbst gesagt. So griff er Anfang Mai 1896 noch einmal zum Wanderstab. Viele seiner Gemeindeglieder gaben ihm das Geleite zum Lehrter Bahnhof und sangen ihm dort einen Abschiedsvers. Unter den Klängen der Musik und auf den Schwingen der Liebe, die er sich erworben, fuhr er gen Plön, wo er sich in der Hofapotheke, einem ehemaligen Prinzessinnenhof, einquartierte. Wir aber, seine Berliner Freunde, rüsteten ihm unterdessen einen Pfingstgruß. Ein Aufruf von mir vereinigte aus allen Ständen Berlins in kürzester Frist viele hundert Namen zu einer kunstvollen Adresse, um die sich Professor Paul V. Mohn, der Schwiegersohn Ludwig Richters, verdient gemacht hat. Dem sinnigen Kunstblatt Mohns folgte mein Text, der unserem Freunde in schlichten Worten sagte, daß wir ihm danken und ihn grüßen wollen zu dem ersten kirchlichen Feste, das er nicht mehr bei der Berliner Ge-

meinde verlebe. Eine Deputation von mehreren Damen reiste zu Pfingsten mit der Adresse nach Plön und wurde von dem alten Herrn mit Begeisterung aufgenommen. Mir aber, der ich zu meinem Leidwesen verhindert war, mitzureisen, schrieb Frommel einen überaus herzlichen Brief, in dem es heißt: „Mein lieber Theodor, wie soll ich Dir all Deine Liebe vergelten, die Du Deinem alten Freund und Pastor tust! Ich möchte so gerne danken, weiß ja aber die Adressen zumeist nicht und wohin ich das setzen könnte. Die Sache hat mich tiefbeschämt und hocherfreut . . ." Von dem Gelde, das wir zugleich mit den Namen von vielen Seiten bekamen, gedachten wir — nach dem Abzug der Kosten für die Adresse — das Bildnis Emil Frommels für die Garnisonkirche malen zu lassen. Technische Bedenken erschwerten den Plan; so wurde auf gemeinsamen Beschluß des freiwilligen Comités die gesamte Restsumme der Frommelstiftung überwiesen, die in Verbindung mit dem Garnisonpfarramt den Armen Berlins in Frommels Sinne Gutes tut.

Frommel erholte sich in der Stille und in der schönen Umgebung von Plön von den Berliner Strapazen. Am Geburtstag des Kronprinzen weihte er das Prinzenhaus, in dem auch die Konfirmandenstunden stattfanden, mit den Worten: „Es ist der Sinn und Gedanke gewesen unseres Hierherkommens, daß in der Stille, fern von der Zerstreuung der Großstadt, das Leben sich vertiefe. Geliebter Prinz Wilhelm, Ihre heimgegangene Urgroßmutter hat das Wort gesagt: Fürstenkinder haben selten wahre Freunde. Das ist ein bitteres, aber wahres Wort. Es gilt darum, sich Freunde zu erwerben und was noch schwerer, die er-

worbenen in Treue festzuhalten. Sie beide Brüder haben einen Dritten als Freund aufgenommen in Ihren Bund. Seien Sie ihm treue Freunde und geben Sie ihm das Gefühl der Heimat hier durch Ihre Liebe. Je höher die Stellung, desto ausgesetzter ist man dem Urteil, desto mehr schauen die Leute hinauf, wie hier alles nach dem hochgebauten Schlosse schaut. Schenke es uns Gott, daß dies Haus eine Stätte edler Gesittung und Gesinnung, echter Liebe und Menschenfreundlichkeit und wahrer Ehre werde. Wunderbar ist ja doch, wie Gottes Hand uns gerade hierher geführt. Wie viele Stürme sind über dies Land gegangen, wieviel Wandlungen hat es erlebt! Und nun ist hier unter uns unsere geliebte Kaiserin, Ihre Mutter, liebe Prinzen, eine Nachkommin des letzten Sprosses aus diesem Schloß da oben. Sie bringt ihre Kinder in das Land ihrer Väter." Es bedarf keines Nachweises, daß der alte Herr sehr schnell bei allen bekannt und überall gern gesehen war. Im kaiserlichen Wagen, der ihm zur Verfügung gestellt wurde, fuhr er auf die in der Nähe gelegenen Güter und knüpfte neue Beziehungen. An den Sonntagen predigte er in der Plöner Kapelle, oft auch noch des Nachmittags auf kirchlichen Festen, die sich erreichen ließen. Die Prinzen lud er zu sich ins Haus, wo er nach Tische aus seinen Schriften vorlas und mit ihnen musizierte; auch gemeinsame Ausflüge wurden unternommen.

In den Juli 1896 fiel Rud. Kögels Tod. Ich hatte gehofft, Frommel werde zum Begräbnis seines Freundes nach Berlin kommen; da er die Reise nicht wagte, sandte ich ihm etliche Blumen von der Leichenfeier im Domkandidatenstift. Er dankte mit den Worten: „Liebster, ich

danke Dir herzlich für die Sendung und daß Du mein gedacht. Ich konnte nicht kommen — nicht bloß den toten Kögel nicht sehen, sondern auch meine lebendige Gemeinde und so noch einmal ein Sterben durchzumachen. In solchen Zeiten muß man in der Stille trauern, wie Jesus nach Johannes des Täufers Tode in die Wüste ging." Welche Freude war mir und vielen deshalb die Nachricht zu Anfang Oktober, daß Frommel zur Trauung einer früheren Konfirmandin für etliche Tage nach Berlin komme! Einer sagte es dem anderen — und in einer improvisierten Vereinigung seiner Konfirmanden und Konfirmandinnen, sprach Emil Frommel seine letzten Worte in Berlin, vier Wochen vor seinem Tode. Aus dem ersten, mehr erbaulichen Teil seiner Ansprache, der sich an Philipper 1, 27—29 anschloß, entnehme ich meinem Stenogramm die Sätze: „Gott hat mich wieder gestärkt, predigen zu können, so daß ich doch nicht habe von euch gehen müssen als ein armer, gebrochener Mann, sondern ich durfte scheiden in der Kraft Christi. — Ich bitte euch ganz besonders, daß ihr die Liebe, die ihr so beschämend reich für mich hattet, nun auch anderen zuwendet — nicht bloß euretwegen, sondern indem ihr auch an die Geistlichen denkt. Es ist so schmerzlich, wenn man allein steht und denken muß, man arbeite vergeblich. Ein Geistlicher, der keine Seele findet, die sich ihm anvertraut, vereinsamt und verödet schließlich. — Seid Kinder der frohen guten Botschaft, denen es auf der Stirn und aus den Augen leuchtet: ihr habt etwas empfangen von oben her als Menschen, die angeleuchtet sind von einer Freude, die nicht aus dieser Zeit und Welt stammt; dann werden sich auch die anderen

Menschen zu euch hingezogen fühlen und sie werden sagen, nicht bloß: du bist gerechter als ich, sondern: du bist glücklicher, friedvoller, du bist seliger als ich!" Und dann plauderte er von Plön so anschaulich und gemütvoll: „Wenige Stationen hinter Hamburg sieht man schon den weiten und klaren Seenspiegel, umkränzt von dunklen Buchenwäldern, bis man, durch eine Art Hohlweg einfahrend, das Schloß von Plön vor sich sieht. Es liegt auf einem kleinen Bergkegel, die Stadt zu den Füßen. Ein kleines Städtchen mit 3000 Einwohnern — mir ist's droben zu Mute, wie wenn alle Tage Sonntag wär'! Von der guten alten Zeit sieht man fast nichts mehr, da der Ort fünfmal abgebrannt ist. Aber schön ist's, daß alle die kleinen, einfachen Häuschen mit Blumen geschmückt sind; besonders herrlich stehen die roten und weißen Rosenstöcke, oft mit 50—80 Rosen. Menschen, die keine Blumen lieb haben, haben für mich immer etwas Armseliges und Unangenehmes gehabt; wer Blumen liebt, zeigt doch die Freude am Wachstum, Freude am Schönen. Wie ich darum nach Plön kam, sagte ich mir: da kann man vielleicht doch in die Herzen dringen, wiewohl ja die Niedersachsen im allgemeinen verschlossen und wenig mitteilsam sind. Also denn auf Seitenwegen — die Liebe ist ja erfinderisch! Nun bin ich ja erst fünf Monate dort; aber das kann ich euch sagen, Kinder: euer alter Pastor ist schon bekannt, wie ein weißer Sperling! Ich finde eben schnell die Anknüpfungspunkte mit den Leuten, und wenn man lieb und freundlich zu den Menschen ist, so sind sie's meistens auch. — Ich habe schon viel herumgepredigt; denn das wißt ihr ja, daß mir ein fauler Pastor das Ärgste in der Welt ist. So ergreife ich frischweg jede Gelegenheit,

die sich bietet." Er erzählte dann von den Missionsfesten, die er mitgefeiert und wie aufmerksam die Hörer gewesen und meinte: „Wenn man schlicht zu diesen Leuten redet, dann haben gerade die Holsteiner etwas besonders Liebes und Treues. Sie haben auch meinen Humor ganz gut vertragen." Und nun ging ihm ein Freudenschein übers Gesicht: „Vor ungefähr zehn Tagen kam ein lieber Mensch, ein Junggeselle, der auch auf dem einen Fest gewesen war, zu mir; er erzählte von seinem Leben und fuhr dann fort: Ich habe so viele Erquickung aus Ihren Büchern gesogen, so wollt' ich Ihnen zum Dank auch etwas von dem meinen bringen: Ich habe nämlich 184 Bienenkörbe, ich bringe Ihnen etwas Honig von meinen Bienen, damit Sie auch von mir einmal etwas Süßes schlecken. Damit tat er ein Kästchen auf, mit dem er sechs Stunden weit gewandert war, und überreichte uns die ganz köstlichen Honigwaben." Unter den Plöner Kadetten entdeckte er allmählich eine ganze Reihe seiner Taufkinder, — „so laufen mir meine Berliner auch dort überall nach."

„Fasse ich alles zusammen, so kann ich nur sagen, daß wir glücklich sind und daß es uns an Arbeit, an Liebe und auch an Kreuz nicht fehlt. Letzthin wären wir fast abgebrannt. Es brannte um Mitternacht nur wenige Häuser von uns entfernt; wäre Sturm gewesen, wie noch etliche Stunden zuvor, so wären wir wohl auf der Straße gelegen. Wir haben ja dort keine Wasserleitung und kein Gas. . . Stellt euch euren Pastor vor, in stockfinsterer Nacht mit einer Stallaterne bewaffnet! Ich habe ihnen mal gesagt: ihr müßt auf eurem Rathaus selber so erleuchtet sein, daß ihr kein Gaslicht braucht — und seit der Zeit haben

sie mir eine schöne Laterne vors Haus gestellt; sonst aber hat die ganze Straße keine Laterne. Wir leben also ziemlich ‚ursprünglich' dort oben ... Von meinem Fenster aus sehe ich das Kirchlein und den Friedhof dabei und sage mir jeden Tag: hier ist dein Amt und der Feierabend winkt ... Ich bin aber der einzige Mensch in Plön, der ein Storchnest auf dem Hause hat! Auf unserem Dache haben sie sich einlogiert — seht ihr, weil wir Friedenskinder sind!"

Im Frieden ging er zum Sterben. Das alte Leiden nahm, nur scheinbar aufgehalten durch die erste Operation, trotz eines erneuten chirurgischen Eingriffes einen tötlichen Verlauf. Am 23. Oktober nahm Dr. Lauenstein unter Assistenz von Dr. Aldehoff im Johanniterhospital zu Plön die schwere Operation vor. Am 6. November war ein neuer Einschnitt nötig, der den ganzen Oberschenkel spaltete; am Morgen des neunten hatte der Kranke nach Tagen und Nächten voll unerträglicher Schmerzen und immer beängstigenderer Atemnot ausgelitten. „Warum seht ihr mich so traurig an? Seid froh, daß ich heimfliegen darf —" waren seine letzten Worte an die Umstehenden. Die Kaiserin, die den Seelsorger ihrer Kinder innig verehrte, war auf die Nachricht von dem ernsten Stand der Krankheit unverzüglich nach Plön abgereist, um dem Leidenden noch eine Erquickung zu bringen; unterwegs traf sie die Todeskunde. Der letzte Wille Emil Frommels, der ganz seinen schlichten und von Herzen frommen Sinn atmet, besagte u. a.: „Bettet mich im weißen Sterbekleide, nicht im Talar, in einen weißen Sarg und legt mir ein Blumenkreuz auf die Brust. Auf dem Grabe möchte ich ein Kreuz haben, ähnlich wie es

Pfannschmidt auf seinem Grabe hat, und darunter nur: Emil Frommel und den Vers von Fremersberg:

Ob auch die Welt in Trümmer geht,
Das Kreuz doch unerschüttert steht;
Ob auch die Seel' im Kampfe bricht,
O Jesu Christ! Dich laß ich nicht!*)

. . Geht es an, dann tragt den Sarg in die Garnisonkirche vor den Altar. . . Keiner soll trauern. Es soll keine Rede gehalten werden. Blumen bitte ich nicht zu spenden, sondern wer etwas geben will, soll für die Armen der Garnisongemeinde etwas geben. Bleibt am Geben! Gedenket in Liebe eures Vaters, der euch so innig liebte, und haltet in Liebe zusammen . . . ."

Der Draht trug die Trauernachricht in die Welt, und überall war man ergriffen von dem Tode des lieben Mannes. Auch wer ihn nie gesehen und gehört hatte, der kannte doch eine Schrift von ihm oder wußte jemand, dem er Gutes getan hatte. Die Presse aller Richtungen, von der strammen Orthodoxie bis zur roten Sozialdemokratie, suchte ihm gerecht zu werden und fand sympathische Worte der Würdigung. Vom Kaiser bis zum Kellner und Droschkenkutscher war Berlin in jenen Novembertagen e i n e trauernde Gemeinde. Jeder hatte etwas besonderes mit ihm verloren. Nach einer Trauerfeier in Plön traf die sterbliche Hülle Emil Frommels mit der Bahn in Berlin ein; zwölf Unteroffiziere trugen den Sarg vor den Altar der Garnisonkirche; er war nur mit einem blumenumrankten Kreuz aus gespaltenem Birkenstamm geschmückt, das seine beiden prinzlichen

---

In der Skizze aus seiner Kindheit: „Am Kreuz des Klosters Framersberg" (in „Nachtschmetterlinge") hat Frommel erzählt, warum ihm dieser Spruch so besonders lieb war.

Schüler ihrem Lehrer gearbeitet hatten. Die Gedächtnisfeier am 12. November war überwältigend; ihr Eindruck bleibt herzbeweglich für jeden der Tausende, die dabei waren. Die Kirche schwarz ausgeschlagen, eine wogende Trauerversammlung, in ihrer Mitte die kaiserliche Familie; die Vertreter der Armee in allen ihren Gliederungen, die Minister und Professoren, die Künstler und die Geistlichen, die Aristokratie der Christen und Juden, Studenten und Bauern. Neben dem evangelischen Feldpropst der katholische Propst für Armee und Marine. Rein liturgisch verlief die Feier, nach Frommels letztem Wunsch: Chorgesang, geleitet von Theodor Krause, Gemeindegesang, Verlesung etlicher von dem Entschlafenen ausgewählter Schriftstellen (Psalm 103, Matth. 18, I. Corinther 13, I. Petri 1), Chor, Gebet. Den dem teuren Toten Nahestehenden hätte eine Rede nichts oder nur wenig sein können; allein vielen hätte sie doch vielleicht die Spannung der Stunde wohltätig gelöst. Jedenfalls hielt der weiße Sarg am Altar allen eine bleibende Predigt. Ein endloser Zug führte die Leiche nach dem alten Offizierskirchhof in der Linienstraße über, der Frommel in seiner Weltabgeschiedenheit mitten in der brausenden Weltstadt lieb war. Wie wohltuend wirkte hier das im letzten Willen vorgesehene „Vaterunser und Segen" — statt der entsetzlichen Nachrufe und Bibelcitate der Herren Amtsbrüder, mit denen sie sich so unermüdlich selbst anhören beim Begräbnis eines der Ihren . . . Wir mochten uns nicht trennen von der Ruhestatt der Toten, die unseren Freund zum ewigen Schlummer aufgenommen . . .

Das Kruzifix ist erstanden auf seinem Grabhügel, den die Liebe übers Grab hinaus unerkannt pflegt; die Per-

sönlichkeit Frommels aber lebt im Morgenglanz ewiger Frische unter uns fort, sein eigen Wort bestätigend: „Es gibt Menschen, in deren Gegenwart uns ist, als ob wir ein Bad voll Sonnenschein nähmen. Wir atmen eine erfrischende und kräftigende Luft, als ob wir auf einem hohen Alp ständen, unter uns der trübe Nebel, über uns der lichte Himmel. Darum sei mit deinen Geistesgaben keine feurige Rakete, der man bewundernd nachschaut und die in Rauch und Nacht sich verliert, sondern ein stiller Stern, der dem Schiffer die Bahn weist."

Abiit, non obiit.

